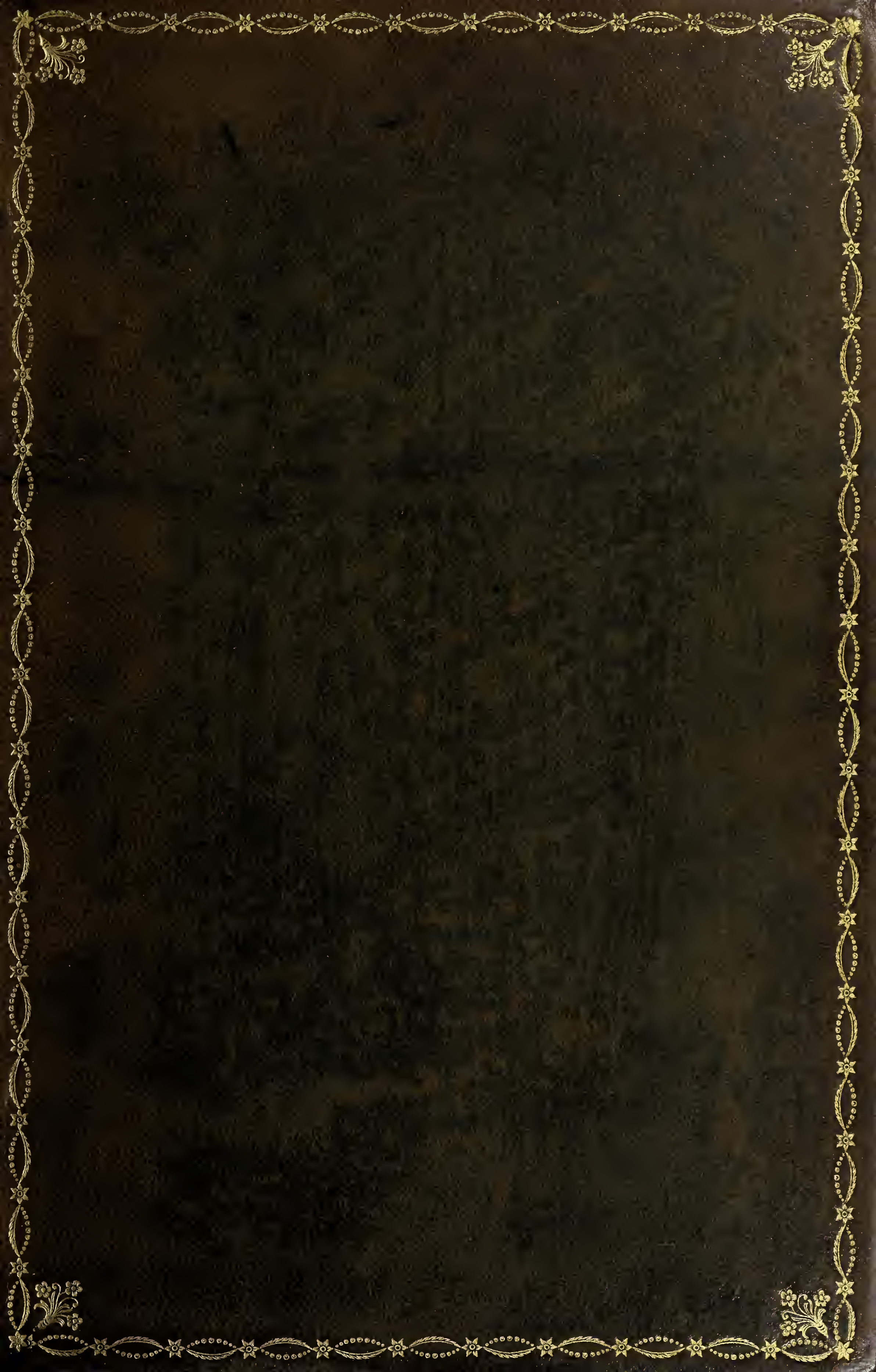
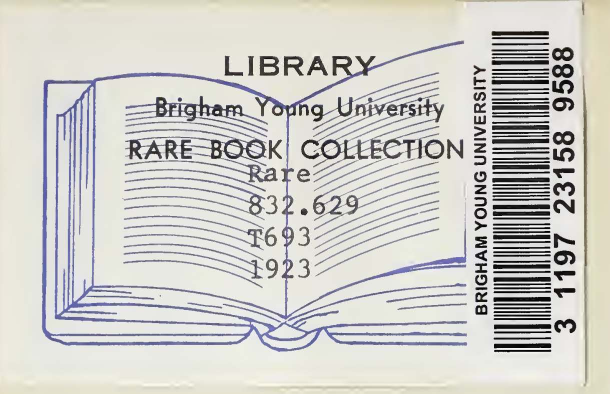








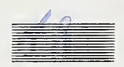
Ernst Traumann:

Goethe, der Straßburger Student

Außer der Buchauflage wurden 50 Exemplare auf schweres Qualitäts-
kunstdruckpapier gedruckt, einzeln numeriert und in der
Handabteilung von Hübel & Denk, Leipzig
in Ganzleder gebunden.

*

Dieses Exemplar trägt die Nummer



Goethe
der Straßburger Student

von

Ernst Traumann

„So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig."
Dichtung und Wahrheit, II. Buch



Verlag von Klinkhardt & Biermann / Leipzig
1923

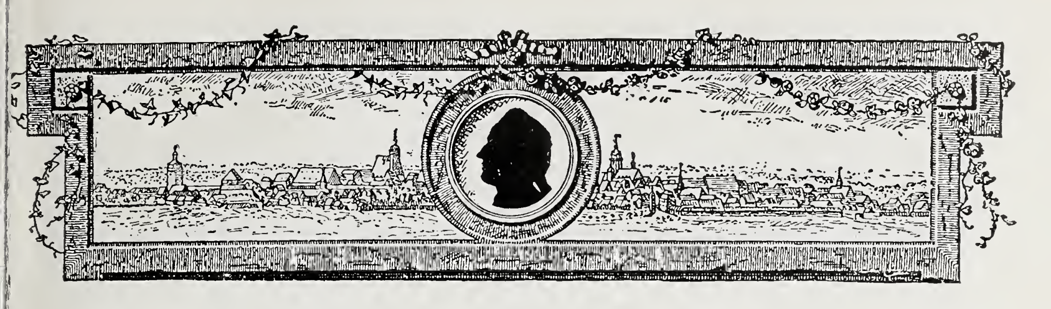
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Meinem teuern Freunde

Hans Gerhard Gräf

in Treue





Vorwort.

Zum zweitenmal geht mein Buch „Goethe, der Straßburger Student", in vielfach erneuter Gestalt, in die Welt, in eine durch Krieg und Umsturz furchtbar veränderte und in ihren Grundtiefen aufgewühlte Welt. Nach einem Ringen, wie es die gesamte Geschichte nicht gesehen, gegen eine unerhörte Übermacht von Feinden, liegt unser zuvor so herrliches und gefürchtetes Reich zerschmettert und wehrlos am Boden, eine Beute höhnischer Sieger, durch einen erlisteten und erpreßten Schmach- und Gewaltfrieden auf Menschengeschlechter hinaus verarmt und gefesselt, schönster Lande deutscher Zunge an allen seinen Grenzen beraubt. Wir richten hier, unsere nächste Aufgabe erfüllend, unsern umflorten Blick nach Westen, dem Wasgau und Rheine zu, der einstmals Deutschlands Strom gewesen und an dessen Ufern jetzt der übermütige, in seiner Gier und Rache unersättliche Erbfeind steht, und pressen unsern Schmerz und Zorn in die Worte: Das Elsaß und Straßburg sind nicht mehr unser! Wiederum, wie in der Alemannen Zeiten, sind unsere Stammesbrüder vom Mutterlande getrennt, zu den Elisazono, von denen sie den Namen tragen, zu den im Elend, in der Fremde Sitzenden geworden, nach deren Heimkehr unser Herz sich sehnt. Wieder fängt in der wunderschönen Stadt, auf ihren Schanzen, unser Trauern an, das sich erstreckt nach Nord und Ost, allüberallhin, wo deutsche Seelen unter fremdem Joche seufzen. Und wieder müssen wir, wie dereinst, das Bild des edelsten der Straßburger Studenten in Frankreich suchen, an dessen Grenze er, durch deutsche Art und Kunst, im Tiefsten umgewandelt, zu sich selber und zu seinem wahren Genius gekommen, alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig wurde, das ihm — ein klägliches Merk-

mal unserer Auslandsucht und Selbsterniedrigung! — im Herzen Deutschlands, im Leipziger Klein-Paris, die kühne, von tausend Keimen trächtige Brust in den modischen Schnürleib eingezwängt hatte.

Mehr denn je muß Goethe, auch der junge, heute unser Führer, unser Leitstern, unsere Losung sein. Sein durch die Jahrhunderte leuchtendes Beispiel zeige unserem Volke, das seine ureigensten Fähigkeiten, seine gottgegebenen Ziele so wenig kennt, wie der Deutsche nur aus heimatlichem Boden seine Riesenkräfte zu saugen und zu speisen vermag. Es lehre vor allen den jungen akademischen Bürger, an den sich dieses Buch im besondern, schon seinem Titel nach, wendet, in welcher Weise man sein Deutschtum zu bekennen und zu betätigen hat. Die „Deutschheit", zu der Goethe in Straßburg erwacht und die, wie das erhabene Symbol des Münsters, Erwins deutsche Schöpfung, alle fremden Bildungseinflüsse überschattet und verdrängt, erblickt und empfindet er in der Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, in der Innigkeit des Natursinns und jener Schlichtheit und Herzlichkeit der Genossenschaft, die sich als einigendes „Feldgeschrei" die Worte des Urfaust erwählt:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft
Trägt die sich nicht von selber vor?

Keinen erhebenderen Anblick gewährt die deutsche Geistes- und Literaturgeschichte, keinen so bedeutsamen und folgereichen, so wahrhaft schicksalsvollen Aspekt das Leben ihres strahlendsten Helden Goethe, als sein Erscheinen im Elsaß unter diesem segenspendenden Himmel, da alle seine Glückssterne funkelten. In Herder führt seinem Dämon die Vorsehung den großen Erwecker und Lehrer zu, der den Verwöhnten in harte Zucht und Schule nimmt, der ihn von falschen Götzen ablenkt und seinem dürstenden Geist die ewigen Ideale der Menschheitsbildung zeigt und den tiefen Sinn der echten Dichtung als einer Welt- und Völkergabe erst erschließt. Er ist der Magus, der den lauschenden Adepten den Geist der Erde rufen und in die flutende Seele des eigenen Volkes tauchen läßt, mit der der große Künstler einig sein muß, um ein Schöpfer zu sein. Der Jünger Herders durchstreift das „paradiesische" Land, nach Volksliedern und Sagen haschend, und er findet die duftigste Blüte dieser Gärten in dem Heidenröslein, in der holden Friederike, die ihm, in ihrer deutschen Tracht und Seelenschönheit, wie die Muse des Elsaßes entgegentritt. Hatte ihm Herder die Augen geöffnet, so entbindet erst die Liebe zu dem Natur- und Volkskinde die Wunder seiner Brust. In dieser Vermählung seines Genius mit den geheimsten Kräften des Bruderstammes wie in dem unver-

gleichlich schönen, glühenden Bekenntnis dieser Gemeinschaft in dem innigsten und poetischsten Kapitel der Beschreibung seiner Jugend hat Goethe das Elsaß geistig nochmals für uns erobert, kurz bevor die Sirenenklänge der französischen Revolution seine Bewohner berauschten und zu französischen Patrioten machten, die dann den prunkenden Fahnen Napoleons als seine besten Soldaten, wie es ja die deutschen Landsknechte immer gewesen, folgten. Den alten Besitz unserer Väter, den einst die Tücke und Raubgier des „Sonnenkönigs" dem deutschen Reiche entrissen, hat Goethe hundert Jahre, bevor unsere guten Waffen die verlorenen Lande und Söhne heimholten, mit dem friedlichen Rüstzeug seiner Gemütskräfte erworben. Auch wir armen und wehrlosen Deutschen der Gegenwart können heute nur moralische Eroberungen machen. Aber siegreich werden wir sein, wenn wir im Zeichen und Geiste unseres humansten und reichsten Genius streiten.

In dem Verzweiflungskampf für unser allenthalben bedrohtes Volkstum haben wir — so grotesk dieses Schauspiel auch anmutet — selbst um die unsterbliche Seele unseres deutschesten Dichters, des jungen Goethe, zu ringen, den uns die infernalischen Gegner, wie die höllischen Heerscharen seines Mephistopheles, entreißen möchten. Der Flügelmann aller dieser Teufel vom geraden und krummen Horn, der Präsident der französischen Republik vom Jahre des Unheils 1918, der verschlagene Kriegsmacher Poincaré, hat zu Straßburg, als er mit dem tönenden Pathos des Romanen die Kinder des „reannektierten" Landes an seine väterliche Brust zog, in einer seiner infamsten Lügen der Welt das Märchen verkündet, daß Goethe sich im Elsaß zu französischer Sprache und Kultur bekannt und bekehrt habe. Wir Deutschen aber lassen uns von niemanden in der Welt, zumal von keinem Franzosen, darüber belehren, was in Goethes Schriften zu lesen ist, als von ihrem Verfasser selbst. Und es war und bleibt — angesichts der schamlosen Verdrehung der Wahrheit heute dringender denn je — die vornehmste Aufgabe dieses Buches, ins hellste Tageslicht zu stellen, daß Goethe gerade in Straßburg, das er wegen der Übung im französischen aufgesucht hatte, den Entschluß faßte, die französische Sprache gänzlich abzulehnen, sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen und daß er sich von allem gallischen Wesen abkehrte — ein Ziel, worauf schon das Motto auf der Stirnseite wie mit Fingern hinweist. Die Leser des Abschnitts über „Goethes innere Entwickelung", über sein begeistertes Bekenntnis zu deutschem Wesen und deutscher Sprache, zur Deutschheit, die in Straßburg „emergierte", über seine Abwendung von der „bejahrten, ab-

gelebten" französischen Literatur, vom „parteiisch unredlichen" Voltaire, dem Wunder seiner Zeit, von dem „sinnverwirrenden Mechanismus" der Enzyklopädisten, von dem „totenhaften" Natursystem Holbachs werden, soweit sie es nicht schon aus andern Kapiteln, zumal dem Sesenheimer, ersehen konnten, erfahren, wie es um Goethes Liebe zum Franzosentum stand. Ist es nicht heute noch ebenso wie damals und wie es immer war, seit wälsche Tücke und deutsche Redlichkeit sich als unversöhnliche Feinde gegenübertraten? Die gallische Lüge des „höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemäßesten Schriftstellers" war es, die die Straßburger Jünglinge täglich in ihrer Abneigung gegen ihn bestärkten, sie, „denen bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen sich selbst und andere immer vor Augen schwebte". Noch kurz vor dem Weltkriege hat auf seiner Deutschlandsreise der französische Philosoph Boutroux die welterschütternde Geistestat Immanuel Kants, der französische Historiker Chuquet einige Jahre zuvor Goethes Wahrhaftigkeit in seiner Darstellung der Kampagne in Frankreich gepriesen, und Beide haben dann in ihren entfesselten Racheinstinkten ihre eigenen Worte verleugnet, der eine, indem er, wie so viele seiner „wissenschaftlichen" Landsleute, alles deutsche Geistesleben für null und nichtig erklärte, der andere, indem er Goethe des Plagiats und der Lüge bezichtigte. Diese Hinterlist ist es, die den Deutschen je und je in Harnisch brachte, und gegen Ludwig XIV., den Goethe „einen französischen König im höchsten Sinne" nannte, führten wir nach des großen Kanzlers Wort den siebziger Krieg, wie später den Weltkrieg und wie wir den heutigen Krieg im Frieden führen, da wiederum Frankreichs Raubgelüste nach dem deutschen Rheine greift und die schwarze und weiße Schmach seiner Aasgeier die blühenden Lande besudelt. Uns weltverlassenen Deutschen sind Wahrheit und Gerechtigkeit die alten Götter geblieben, die wir mit uns in die dunkle Zukunft führen, zu denen wir trotz Not und Schande gläubig aufblicken und denen wir das zerbrochene Schiff unseres Staates, scheiternd oder landend, anvertrauen.

Die gleiche Wahrheit ist es, die wir, seiner eigenen Losung folgend, gegen Goethe selber richten. Es war und bleibt das Bestreben dieses Buches, soweit es den Fähigkeiten und Kenntnissen seines Verfassers möglich war, zu ergründen, „wie es eigentlich gewesen ist", als Goethe in Straßburg studierte, lebte und liebte und dichtete. Uns fließt, unvergleichlich reich und frisch, als Hauptquelle dieser Forschung, als Strom, der ihr die Richtung weist, auch heute noch die eigene Beschreibung seiner Erlebnisse in „Dichtung und Wahrheit". Wenn er selbst im höchsten Alter

den „einigermaßen paradoxen“ Titel seiner Vertraulichkeiten damit erklärte, daß in späteren Jahren eine Darstellung des Lebens „nicht möglich sei, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen und gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben“, so hat er in keinem Abschnitt seiner Biographie mehr und bewußter von diesem mit dem Dichter geborenen Rechte Gebrauch gemacht als in dem Sesenheimer Kapitel, dem schönsten und — umstrittensten seiner gesamten Bekenntnisse. Es bildet auch in unseren Betrachtungen den Gipfel, zumal in der jetzigen Form des Buches, in der die Probleme eine weit gründlichere und umfangreichere Behandlung erfahren als zuvor. Breiter haben wir die wichtige Frage aufgerollt, wie es mit dem Verhältnis von „Dichtung“ und „Wahrheit“ in der von Goethe so bezeichneten „Geschichte in Sesenheim“ beschaffen ist und inwiefern die historischen Zeugnisse der eigenen Briefe und mündlichen Überlieferungen Goethes Darstellung entgegenstehen. Hier greift, nahezu ausschlaggebend, die Untersuchung des „Sesenheimer Liederbuches“ ein, die bis zum heutigen Tag die Philologen in Spannung hält und an der wir uns nach wiederholten, gewissenhaften Erwägungen der Zugehörigkeit und Datierung der einzelnen Lieder jetzt erst beteiligen, um das Unsrige zur Lösung so mancher Rätsel beizutragen. Vor allem andern glaube ich ergründet zu haben — nachdem diese Frage bisher nur negativ beantwortet, ja immer nur gestreift worden ist — welches „Märchen“ Goethe in der Sesenheimer Laube eigentlich den Pfarrerstöchtern erzählte, und damit einen gewiß nicht uninteressanten Einblick in die brauende Dichterseele des Straßburger Studenten gegeben zu haben. Fest davon überzeugt, daß auch der Literarhistoriker, wenn er poetische Vorgänge erschöpfen und kein trockener Kärrner bleiben will, der nachschaffenden Phantasie nicht entbehren darf, bilde ich mir nicht im Entferntesten ein, daß meine Ergebnisse von unumstößlicher Sicherheit sind, wenn ich auch alle Beweisgründe aus Goethes eigenen Dokumenten herangezogen habe, um meine Hypothese zu stützen; denn mehr können und wollen meine Deutungen nicht sein als Hypothesen, mit Goethe selbst zu reden, als „Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler (hier der Autor seine Leser) einlullt“, wobei ich mir „als denkender, treuer Beobachter“ nur allzuwohl meiner „Beschränkung“ bewußt war. Voll Dankbarkeit nenne ich im Zusammenhang mit der Frage der Enthüllung des Sesenheimer Liederbuchs wie auch derjenigen nach Friederikens geschichtlichem Charakterbild hier das vortreffliche Buch von Adolf Metz „Friederike Brion“ (München, C. H. Beck 1911), womit er die wahrhaft sittliche Tat vollbrachte, in ebenso gründlicher wie scharfsinniger Beweisführung allen

Schmutz zu beseitigen, mit dem gewissenloser Klatsch und übelste Spürlust die ergreifendste Gestalt unter Goethes Geliebten befleckt hatte, nicht minder erkenntlich die Anmerkungen Karl Alt's zu „Dichtung und Wahrheit" in der Goldenen Klassiker-Bibliothek (Deutsches Verlagshaus Bong & Co.), worin er sich als der würdige Nachfolger und Ergänzer des unvergeßlichen Kommentators G. v. Loeper erwiesen hat.

Völlig umgearbeitet wurde auch das Kapitel über Herder und die Lothringer Reise, zu erheblichem Teil auch das erste über Goethes Aufenthalt im Elternhause (September 1768 bis März 1770), um die Entwickelung des Jünglings in der Richtung auf seine Straßburger Epoche vollständiger aufzuzeigen. Erweitert habe ich, von kleineren Einschüben abgesehen, die Ausführungen über das Straßburger Münster, Goethes Freundeskreis, sein juristisches Studium, die deutsche Sprachgesellschaft und die französische Literatur, wobei ich gerne, wenn es der Raum und die Ökonomie meines Buches erlaubt haben würde, das ganze Verhältnis Goethes zu Rousseau, das bisher von der Forschung nicht sorgfältig genug und m. E. meist falsch gewertet wurde, genauer beleuchtet hätte. Unverändert ließ ich, obwohl ich auch hier mancherlei zu ändern hätte, wiederum aus ökonomischer Rücksicht, die Betrachtung über Straßburgs Vergangenheit, welche die Imponderabilien andeuten, die Goethe dort vorfand, die geschichtliche Luft, die ihn umwitterte und die der Wissenshungrige, wie seine „Ephemerides" bezeugen, auf Schritt und Tritt einatmete. Gerade dieser Abschnitt, der auf Ottokar Lorenz' und Wilhelm Scherers meisterhafter „Geschichte des Elsasses" (Zweite Auflage. Berlin, Weidmann 1872) beruht, darf heute nicht fehlen. Die „Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark" sollten heute in jedem deutschen Hause, in jeder Schulbücherei zu finden sein, damit die Träger unserer Zukunft erkennen, welch kostbares, urdeutsches Kleinod mit dem Elsaß aus der Krone unseres alten und neuen Reiches gebrochen wurde; denn dieser ruchlose Frevel muß in die jugendlichen Gehirne eingehämmert werden, wie die Franzosen die Revanche für die Zurückholung unseres alten Eigentums ihrer Jugend unablässig eingeträufelt haben, und unser Wahlspruch muß lauten: „Immer daran denken und immer davon sprechen!" wie wir die hinterhältige Devise der Wälschen in unser geliebtes und ehrliches Deutsch übertragen wollen.

Das Bildermaterial, für dessen musterhafte Wiedergabe ich dem Verlag auch an dieser öffentlichen Stelle aufrichtig danke, ist vermehrt durch die Ansichten der alten Sesenheimer Dorfkirche und einiger Saarbrücker Baudenkmäler bezw. Porträts, teilweise auch ersetzt durch zutreffendere

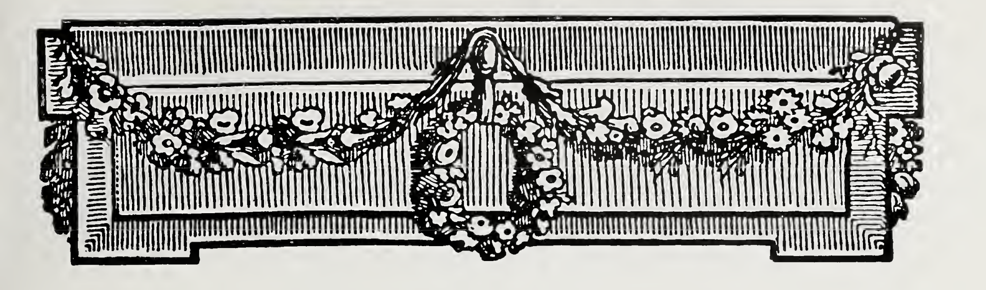
Bildnisse aus Goethes Familien- und Bekanntenkreis. Geradezu unschätzbar sind heute die Reproduktionen der Bilder aus Straßburgs kultureller Vergangenheit, auch der Facsimilia der Handschriften, wie ich sie im Original in der deutschen Stadt noch fand oder aufstöberte, als ich in unvergeßlich schönen Tagen die Schubladen des Museums und die Schätze der — heute mit so echt französischem „Esprit" nach dem Zentimetermaß geordneten — Universitätsbibliothek musterte. Heute werden die übermütigen Sieger ihren Raub, die Bilder, die die deutsche Tracht der Bewohner des alten Straßburg so laut verkünden, oder die deutschen Manuskripte „ihres" Goethe, die, wie sein Standbild, der Lüge ihrer abstimmungslosen Annexion des Landes Hohn sprechen, sicherlich nicht mehr herausgeben, wenn sie nicht diese Denkmäler deutscher Kultur bereits vernichtet haben.

Ich widme die Neuauflage meines Buches, das als eine stille Bekenntnis- und Verwahrungsschrift ebenso mit dem warmen Herzen, wie es als geschichtlich-kritische Untersuchung mit dem kühlen Kopfe verfaßt ist, meinem lieben Freunde, Professor Dr. Hans Gerhard Gräf in Weimar, eingedenk nicht nur seiner rühmlichst bekannten, zumal durch sein jedem Forscher unentbehrliches Sammelwerk erworbenen Verdienste um die Ergründung der Dichtungen Goethes, sondern auch der persönlichen Beziehungen, die mich mit ihm so innig verbinden und die im letzten Jahre durch die schweren Leiden und Kränkungen, die er erfuhr, noch vertieft worden sind. An den wiederum von grausamen Gemütserschütterungen Heimgesuchten richtet sich dieses Zeichen der Freundschaft, Liebe, Brüderschaft. Möchte doch der blinkende Goethestern, der in unverhülltem Glanze zuerst in Straßburg am Himmel der deutschen Literatur aufgestiegen ist und den der treue Goethesucher so gerne und sinnig über seinen eigenen Freundschaftsgaben befestigt hat, bald wieder seine Arbeitsstunden erleuchten! Zugleich erneuere ich hier das Gedächtnis Theobald Zieglers, des ehemaligen Straßburger Professors, dem ich die erste Auflage zugeeignet hatte, des kernigen Schwaben, der furchtlos und treu die ideale und patriotische Gesinnung, die er in seinem ganzen Leben bewiesen hat, bis zum Ende bewährte, indem er trotz seines hohen Alters an die westliche Front eilte, um hier die Truppen mit seinen klaren Vorträgen geistig zu erfrischen und dabei, von einer Epidemie dahingerafft, den Tod fürs Vaterland zu sterben. Auch gedenke ich an dieser Stelle der Flüchtlinge aus dem Elsaß, die, von der „großen" Nation angespieen, mit Kot beworfen, getreten, aus dem Lande gepeitscht, in Wahrheit zu Märtyrern, zu Zeugen ihres deutschen Blutes geworden sind, und rufe ihnen die tröst-

lichen Worte zu, die Goethe im Hinblick auf die Elsässer sprach, welchen „eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht übrig geblieben" war: „Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann."

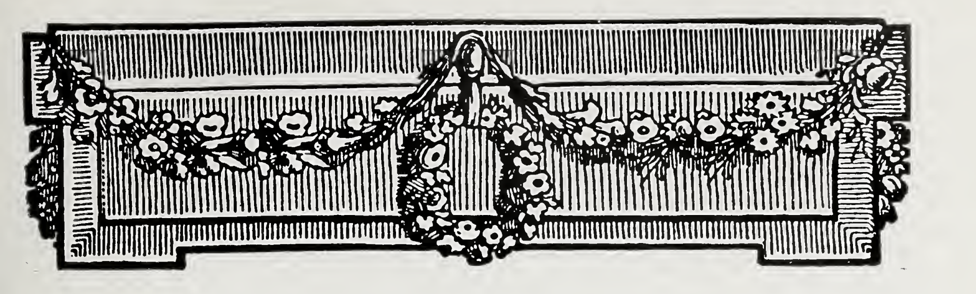
Heidelberg, im Juli 1922.

Dr. Ernst Traumann.



Inhalts-Übersicht.





I

Goethes Aufenthalt im Elternhause (September 1768 bis März 1770)

Am 28. August, seinem neunzehnten Geburtstage, hatte Goethe Leipzig verlassen und war nach fünftägiger Reise am 1. September in Frankfurt eingetroffen. Gleichsam als ein Schiffbrüchiger, wie er in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, kehrte er ins Vaterhaus zurück. Mit krankem Körper und niedergeschlagener Seele; denn alle Aussichten und Hoffnungen, womit er sein akademisches Studium begonnen, waren unerfüllt geblieben. Die drei Jahre seines Leipziger Aufenthaltes hatten für seine juristische Laufbahn kein sichtbares Ergebnis gezeitigt. So war es dem ungeduldigen Vater nicht allzusehr zu verargen, wenn er seiner Enttäuschung verdrießlichen Ausdruck gab. Doch kam man angesichts des verstörten und gereizten Patienten stillschweigend überein, ihm vor allen Dingen Ruhe angedeihen zu lassen. Im Hause sah es nicht fröhlich aus. Der pedantische Vater hatte während der langen Abwesenheit des Sohnes seine erzieherische Tätigkeit ganz und gar der Tochter zugewendet und das junge, nach Leben und Menschen dürstende Wesen völlig an das einsame Haus gebannt. Das ohnedies schon so seltsame, zwischen den äußersten Gegensätzen hin und her schwankende Gemüt Korneliens war dadurch so verbittert, ja verhärtet worden, daß ihr eisiges Benehmen gegen den Vater dem heimgekehrten Bruder geradezu fürchterlich erschien. Zu alledem hatte eine aussichtslose Neigung ihr Herz erschüttert. Nun wandte sie ihre volle, in sich zurückgedrängte Liebe, deren sie im höchsten Maße bedürftig und fähig war, Wolfgang zu und warf sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Seele auf die Sorge für seine Pflege und Zerstreuung. Die

schwerste Aufgabe hatte die Mutter. Wie schon so manchesmal, mußte sie auch jetzt ausgleichen und vertuschen, und sie war es vornehmlich, die heftige Ausbrüche des strengen Gatten, der auf eine Beschleunigung der Kur



Kornelia Goethe.
Handzeichnung Goethes.

drängte, zu verhüten wußte. Ihre lebhafte und heitere Natur verlangte nach Betätigung, ihr tiefes Gemüt nach Nahrung. Über die Öde dieser unerquicklichen Tage und die Not ihrer unbefriedigten Bedürfnisse half ihr am besten ihr unerschütterlicher Glaube und die innige Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freundinnen hinweg. Unter ihnen stand die fromme

Susanne von Klettenberg, das Urbild der „schönen Seele" in Wilhelm Meisters Lehrjahren, eine Verwandte des Textorschen Hauses obenan. Sie war der Mittelpunkt des Kreises von Christen höherer Stände, die sich der Brüdergemeinde zuneigten, ohne sich indes als Herrnhuter zu bezeichnen. Von Jugend auf kränklich, hatte sie sich mit diesem Schicksal abgefunden und verwandte ihr ganzes Sinnen und Denken auf ihr Inneres und die sittlichen Erfahrungen, die sie an sich selber beobachtete. Diese zarte Persönlichkeit, deren ausgeglichenes, von den Extremen des Verstandes- wie Gemütschristentums gleich entferntes Wesen sich auch in einem herzlichen, natürlich vornehmen Betragen und in der Nettigkeit ihre Erscheinung ausdrückte, war für Goethes Seelenzustand von der wohltätigsten Wirkung. Sie kamen sich beide in dem, was ihnen am meisten not tat, auf ihren so verschiedenen Pfaden entgegen. „Nun fand sie an mir," so schreibt Goethe in dem kurzen Abschnitt seiner Biographie, der diesem anderthalbjährigen Aufenthalt im Elternhause gilt, „was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demütigend für sie; denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Überzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen."

Welche Wandlungen hatte nicht schon das Verhältnis des Jünglings zu seinem Gotte erfahren! Der Knabe suchte sich dem Herrn des Himmels und der Erde unmittelbar zu nähern, indem er ihm, kindliche Schauer treu in der Brust, auf dem kleinen, selbst errichteten Altar ein Rauchopfer darbrachte. Es war schon der große Gott der Natur, dem seine ungeklärte, ahnungsvolle Anbetung galt. Mit Inbrunst hatte er sich dann, von der

im Pietismus aufgewachsenen, aber zu völlig selbständiger Religiosität durchgedrungenen Mutter angeleitet, in die Heilige Schrift, zumal in die Bücher des Alten Testamentes versenkt. Das Erdbeben zu Lissabon erschütterte zum erstenmal seinen Glauben an die Allgüte des Weltenlenkers, aber im Behagen der Jugend war er, auch den Anfechtungen bejahrter Zweifler gegenüber, stets zu einer Art Optimismus geneigt. Wenn er jedoch in der freien Welt, in den Wäldern der Frankfurter Umgebung sich verlor und sich mit dem ihn umwebenden Geiste des Universums allein fühlte und einig wußte, da gestand er: „Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt." Immerhin blieb ihm die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war er seine sittliche Bildung schuldig. Selbst in Leipzig, wo er sich nicht zu den in den geheimnisvollen Dunkelheiten der Schrift schwelgenden Gläubigen, sondern zur „klaren Partei" schlug, wollte er mit dem prophetischen Gehalt der Bibel auch den poetischen festgehalten wissen. Und dieses Gemüts- und Phantasiebedürfnis, dieser Hunger nach geistig-sinnlicher Nahrung machte ihm auch den Kultus der katholischen Kirche anziehend und schmackhaft. Der protestantische Gottesdienst hatte für ihn, der nur aus dem Großen, Ganzen und Vollen schöpfen konnte, zu wenig Fülle und Konsequenz. Er verlangte nach dem Höchsten der Religion, nach Symbolen göttlicher Gunst und Gnade, die alle bedeutungsvollen Momente des Erdenlebens an den Himmel knüpfen und dem Menschen die Gewißheit bringen, daß die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche untrennbar verbunden sind. Diesen Zusammenhang zersplitterte ihm der Protestantismus und zog die Zweifelsucht in dem gequälten Gemüte groß, so daß es sich von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte. Im heiteren Weltleben der akademischen Jahre verflüchtigte sich diese Gewissensangst. Aber als die gefährliche Krankheit den Jüngling aufs Lager warf und ihm der bibelgläubige Freund Langer in treuer Pflege wieder das Evangelium näher brachte, fiel es dem Duldenden, ja schwächlich Fühlenden nicht schwer, das, was er zeither menschlicherweise geschätzt hatte, nunmehr für göttlich zu erklären. So kam er als wohl vorbereiteter Proselyt von Leipzig zurück und trat als heilsbedürftiger Adept in die gottselige Sphäre der mütterlichen Freundin ein.

Goethes religiöse Entwicklung ist für die Beurteilung seiner zweiten Frankfurter Periode — und noch eine Spanne darüber hinaus — von zentraler Bedeutung. Sein ganzes Geistesleben gravitiert nach diesem Mittelpunkt, wie auch die großen Schöpfungen, die sich in dem jungen

Dichter vorzubereiten beginnen, hier ihre Nahrung und tiefere Erklärung finden. Es ist in seinem vielgestaltigen wandlungsreichen Leben die Zeit der gebundensten Gläubigkeit, für den nimmersatten, nach allen Sternen schweifenden Geist der Stand der größten Himmelsnähe. Er erstrebt hier, in der Bedürftigkeit seines geschwächten Körpers, eine wahrhafte Vereinigung mit Gott. Es ist die mystische Glaubensrichtung, die ihn beseelt und beherrscht, wie er auch in dem biographischen Schema, das jene Jahre umfaßt, „Mystik" als das dominierende Wort verzeichnet hat. Durch die Vermittlung des Fräulein von Klettenberg und des ihrem Hause befreundeten Herrn von Moser, dem Philo der „Bekenntnisse", näherte sich der junge Goethe mehr und mehr den Herrnhutern. Er empfand hier, wie er später im 15. Buch seiner Autobiographie erklärt hat, den großen Reiz einer positiven, noch im Werden begriffenen Religion. Die Brüdergemeinde hatte für ihn etwas Magisches, weil sie den ersten, frischen und unmittelbar geistigen Zustand des Christentums, die Zeit der Apostel fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Mit dem Legationsrat Moritz besuchte er im Sommer 1769 die Synode zu Marienborn, und die trefflichen Männer, die er hier kennen lernte, gewannen seine ganze Verehrung. Es wäre, wie er schreibt, nur auf sie angekommen, ihn zu dem Ihrigen zu machen. Aber die Brüder, so wenig als Susanna von Klettenberg konnten ihn nicht für einen Christen gelten lassen. Ihn trennte von den Herrnhutern, welche die vom Sündenfall durchaus verderbte Natur des Menschen nur von der Gnade erlöst wissen wollten, die Überzeugung, daß sie trotz ihrer erblichen Mängel einen Keim enthalte, der zwar von Gott belebt werden müsse, aber aus eigener Kraft zu einem Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Es war sein unerschütterlicher Glaube an den unverwüstlich guten Kern der menschlichen Seele, der sich den Verfechtern des radikalen Bösen entgegenstemmte und die Energie seiner tätigen Natur, die ihn von den bloß leidenden und alles von höherer Einwirkung erwartenden Frommen schied, jener tiefe, sein ganzes Leben beherrschende Optimismus, der im zweiten Faust seine endgültige Formel gefunden hat: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Auf diesem religiösen Untergrunde baute sich Goethes Leben im Vaterhause auf, von dieser Stimmung sind nahezu alle seine damaligen Betätigungen beeinflußt und durchdrungen. Es war eine Zeit innerlichster Sammlung, die der Kranke, meist an seine Mansardstube gefesselt, in liebevoller Umgebung verbrachte. Am 7. Dezember 1768 trat eine kritische Wendung ein. Zwei Tage schwebte er in der größten Gefahr und stand dicht „vor der großen Meerenge, wo alles durch muß". In ihrer

Seelenangst beschwor die Mutter den Hausarzt, Dr. Metz, der auch zu den abgesonderten Frommen gehörte, mit seinem Geheimmittel herauszurücken, das er nur im äußersten Falle anwenden wollte. Die Medizin — eine Art von Glaubersalz — half, und nicht weniger als seine Gesundheit wurde Goethes Glauben an den Arzt und die Bemühung gestärkt, sich selber durch geeignete Studien die Empfänglichkeit für eine derartige Kur zu



Goethe in seinem Frankfurter Mansardenzimmer.

erwerben; bestand doch für ihn damals kein Zweifel, daß das Heil des Körpers auf das Innigste mit dem Heil der Seele verwandt sei.

In der müden Beschaulichkeit der Rekonvaleszenz lenkte er meist seinen Blick rückwärts in die nächste Vergangenheit, nach Leipzig. Es ist ihm ein tiefes Bedürfnis und erleichtert sein volles Herz, mit den dortigen Freunden in Verbindung zu bleiben und ihnen zu bekennen, wie ihm zumute ist. Seine Briefe an Oeser und dessen Tochter Friederike sowie an Käth-

chen Schönkopf und deren Familie gewähren einen höchst lebendigen Einblick in seinen Seelenzustand. Mit dem Gefühl der Sehnsucht schaut er nach Sachsen und vergegenwärtigt sich in sentimentaler Verklärung die dort genossenen Jahre. Frankfurt erscheint ihm nun im Vergleich mit der Pleißestadt „zu sehr als Antithese", um Annehmlichkeiten zu haben, und in sarkastischen Anwandlungen beleuchtet er die philiströse, sittenrichterliche Umwelt, in der er sich befindet. Seine Stimmung wechselt mit seinem körperlichen Zustand und schlägt oft von mutwilliger Ausgelassenheit in düstere Melancholie um. „So launisch, wie ein Kind, das zahnt," meint er von sich in einer langen poetischen Epistel an Friederike Oeser. Aber in diesen energischen, temperamentvollen Äußerungen kündigt sich immer wieder die ungebrochene Lebenskraft des Jünglings an. Noch ist seine Neigung für Käthchen nicht erloschen. Wie schwer ihm der Abschied von ihr geworden, gesteht er jetzt: „In der Nachbarschafft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen, und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen." Das erinnert an seine spätere Liebe zu Lili und ihren Ausklang, als er, auch auf der Straße stehend, nochmals hinter erleuchteten Gardinen ihre Gestalt entschweben sieht. Mit bitterem Schmerz malt er sich aus, was Leipzig und die Geliebte ihm hätten sein können und er vergleicht sie, in der Selbstzerfleischung des unglücklichen Tellheim, mit Lessings liebenswürdiger und doch so grausamer Minna. Als er von ihrer Verlobung mit Dr. Kanne vernimmt, beherrscht er sich zuerst mühsam und, sich selbst ironisierend, kommt er sich dem neuen Liebhaber gegenüber wie ein Hecht vor, den man eingesalzen und mit anderen zurückgesetzten Freunden auf dem Lager hält. In einem späteren Briefe aber bricht ungehemmt seine wahre Empfindung durch, nachdem er im Traume die Geliebte als junge Frau erblickt hatte. Es sind die gleichen Empfindungen, die er einige Jahre darauf dem Kestnerschen Ehepaare bekennen muß. Ein ganz anderer Ton herrscht in den Briefen an die beiden Oeser; denn hier werden seine Äußerungen von einem durchaus anderen Thema bestimmt. Stand dort sein Gemütsleben im Vordergrunde, so berichtet er dem Leipziger Künstler und dessen ästhetisch interessierter Tochter über die Angelegenheiten seines Geistes. Dankbaren Herzens gesteht er dem verehrten Meister, welche Förderung er durch ihn erfahren. „Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritickers." Seinem nach wahren Gefühlen dürstenden

Herzen hatten die akademischen Lehrer nichts zu geben vermocht, seinem nach lebendiger Weisheit hungernden Verstande reichten sie Steine statt Brot. In dumpfer Befangenheit rang der junge, seiner eigensten Bestimmung noch unbewußte Dichter nach dem festen Punkte, von dem aus er die Welt, seine Welt bewegen konnte: er suchte ein Gesetz des Schönen. In Oesers Lehren glaubte er es gefunden zu haben. Es ist ihm klar geworden, „daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tiefdenckende spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaften mit dem guten Geschmacke sehr heterogen sind." Diesen „guten Geschmack" hatte der junge Student, von Oeser angeleitet, in dem Wahren und Natürlichen gesehen, ihn fand er in Shakespeares und Wielands Dichtungen verkörpert. In dem langen, für die Richtung und den Stand seiner geistigen Entwicklung hochbedeutsamen Brief an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 legt er sein literarisches Glaubensbekenntnis ab. Er durchschaut und verschmäht das hohle, aufgedonnerte und unwahre Bardentum, die forcierten Gemälde der Modedichter, die die Natur nicht gesehen haben. Er ruft sehnsuchtsvoll: „Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben." Noch schwankt er in seinem Inneren zwischen Gegensätzen, noch sucht er das Maß; aber er liebt schon das Gewaltige, wie ja Shakespeare bereits sein Herz besitzt. „Grazie und das hohe Pathos sind heterogen", beide erscheinen ihm in der „edlen Kunst" unvereinbar zu sein. So lobt er immer wieder die Schöpfungen Wielands, aber seine Bewunderung neigt sich bereits dem Ossian und Gerstenbergs Ugolino, der ersten Sturm- und Drangdichtung, zu. Schüchtern wagt er an Lessings Grundsätzen zu zweifeln, an seiner Regulierung der Grenzen zwischen Malerei und Poesie, und er möchte das Gebiet der Dichtung gegenüber ihrem „erfahrenen Sachwalter" eingeschränkt wissen auf das Reich des Anmutigen und Gefälligen. Und doch: „Was ist die Schönheit?" so fragt er, mitten hineingestellt in den Zwiestreit der Kontraste. Ist sie Tag oder ist sie Nacht? Ist sie das Licht, aus der die Wahrheit quillt, oder das Dunkel der Unwahrheit? Und seine Antwort lautet: „Dämmerung. Eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg, so zweideutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen." Man sieht ihn ringen und schwanken wie den griechischen Arbeitshelden. Diese Gedanken über die Theorie der Schönheit lassen ihn nicht los. Sie sind seine „Lieblingsmaterie". Sein Herz ist übervoll davon und seine „gegenwärtige Lebensart" ist ganz dieser „Philosophie" gewidmet. „Eingesperrt, allein, Zirkel, Papier, Feder und Tinte, und zwei Bücher,

mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntnis der Wahrheit oft so weit, und weiter, als andere mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur; und es ist doch nichts wahr, als was einfältig ist."

Man ist versucht, bei diesen Worten an Fausts erstes Selbstgespräch zu denken, wo der von allem toten Wissen und öden Wortkram angeekelte Gelehrte sich nach den Quellen des Lebens sehnt. Aber ein wahrhaft faustischer, titanischer Drang ist in dem Jüngling noch nicht erwacht, noch nicht jener Trieb, die Ursachen und Wirkungskräfte der Schöpfung zu erschauen, weil sich der Verlangende selbst im Innersten als Schöpfer und Künstler fühlt. Es ist nur die teils müde, teils rege, halb entsagende, halb dürstende Stimmung des Genesenden, die daraus spricht, zu blasiert und theoretisch, um mit der dämonischen Leidenschaft des sich in die Arme der „Magie" werfenden Stürmers verglichen zu werden. Noch ist es nur das „Buch" der Natur, worin er blättern will, nicht ihre „Brüste", wohin die welke Brust, die dürren Lippen drängen. Noch liegt auf seiner matten Seele der Staub der Bücherweisheit und Theorien, noch ist sie nicht frei von dem Zwang der Muster, die der Ringende als seine flüchtigen Ideale erkoren hat, weil er ein Wunschbild seiner selbst, den Weg zu seinem eigenen Innern noch nicht gefunden. Neben Shakespeare, den er noch nicht in der Tiefe erfaßt und nur auf Raub kennengelernt hat, sind Oeser und Wieland die einzigen, die er als seine „echten Lehrer" gelten läßt, der anmutige, wenn auch verschwommene Maler, der Apostel Winckelmanns, und der Liebling der Grazien, das schönste Naturell unter den deutschen Dichtern, beide die Verherrlicher der Antike und des großen Briten. Auch sie wird er bald überwunden haben. Was war es eigentlich, das er auf dem Wrack seines lecken Schiffleins heim brachte? Was hat er in den drei Leipziger Jahren als Mensch erlebt und als Dichter gewonnen? Als „kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe" war er, wie er nach zehn Jahren schrieb, in die Pleißestadt gekommen, aus dem halb mittelalterlichen Frankfurt und dem „Reich" nach dem modernen Klein-Paris im Herzen Deutschlands. Den altväterisch, wie ein Dorfjunker, gekleideten Studenten, der seinen oberrheinischen Dialekt sprach und sich gern in Bildern, Gleichnissen und Sprichwörtern ausdrückte, empfing galantes Leben und preßte seine Eigenart, die auf irren Pfaden nach Entfaltung rang, in die Schnürbrust der Konvention. Alles an dieser unentwickelten, aber überreiche Kräfte bergenden Natur, wird hier, in dem

krampfhaften Bemühen, sich seiner Lage und Umwelt anzupassen, zur Unnatur. Sein äußeres Gehaben und sein Gang ist stutzerhaft, in seinen Briefen an die Schwester gebärdet er sich altklug als Gelehrter und Erzieher. Fühlte er sich in der Liebschaft seiner Pubertätszeit von Gretchen bemuttert und dadurch von seiner Leidenschaft befreit, so spielt er jetzt in seiner Liebelei mit Käthchen den launischen Herrn und prahlt in affektierten Episteln mit erotischen Erlebnissen, um sich in den Augen seines Mentors Behrisch, der ihn in die Liebeskünste eingeführt, die Miene eines Lebemanns zu geben. Keiner seiner Freunde, am wenigsten der nächste, Horn, ahnen den Kern in dieser lächerlichen Schale der Großmannssucht, die ihn von Maske zu Maske führt und jede Beschäftigung zum Spiele werden läßt. Sein aufgedrungenes Fachstudium schlägt er in den Wind. Was er auch von den Fakultäten zu Gesicht und Gehör bekommt, ist Zopf oder Farce. Die Vertreter der deutschen Literatur und schönen Wissenschaften, die seinen Anteil naturgemäß am meisten wecken, fordern seinen Hohn und Spott heraus, selbst der ehrwürdige Gellert wird in der Begleitung seiner beiden Famuli oder als Korrektor der Stilübungen Goethes zur Karikatur. Vor allem aber der abgelebte Gottsched, den der junge Dichter wie in der Komödie erblickt, im Schlafrock, kahlköpfig, ohne seinen „Hauptschmuck", die Perücke, in der ganzen Blöße des Entthronten, dessen angemaßte Herrschaft der belustigte Genießer der grotesken Szene einst antreten sollte. Wohin das Auge des Schiffers auch schaut, nirgends sieht er Land, wo er Anker werfen kann. Das „Ideelle", das er sucht, hat sich aus der Welt in die Religion geflüchtet; aber die Pflege seiner protestantischen ist nur eine trockene Moral, ohne die sinnliche Fülle und Folgerichtigkeit der katholischen Kirche mit ihren heilspendenden Gnademitteln. Die Theologen mit ihrem „Licht der Natur" und „Mäßigkeitsprinzip" untergruben den positiven Glauben und zerstörten durch ihre Angriffe die Poesie und Kraft der Bibel, der der Knabe Wolfgang fast allein seine sittliche Bildung verdankte, zerpflückten durch ihre historische Kritik die Evangelien, von denen das alte durch seine derbe Natürlichkeit, das neue durch seine zarte Naivität sein ganzes Gemüt ergriffen, seine Gedanken immer wieder gefesselt hatte. Die populär gewordene Philosophie war nichts anderes als ein mehr oder weniger gesunder Menschenverstand. Die Juristerei, deren abstrusen und barocken Stil freilich klare Köpfe wie Moser und Pütter soeben verbesserten, konnte dem Füchslein nicht mehr geben, als was ihm des Vaters gründlicher Unterricht schon eingetrichtert hatte. Nur die Medizin, deren eifrige Jünger am Mittagstische des Hofrats Ludwig sein Interesse angefacht hatten, wirkte durch Leute

wie Haller und Zimmermann über ihren Fachkreis hinaus auf die allgemeine Bildung. So stand es mit den illustren Fakultätswissenschaften, über die der sarkastische Teufel des „Faust" so bald sein vernichtendes Urteil fällen sollte. Und die Dichtkunst? Das „kritische Bestreben" der Ästhetiker hat der geniale Held der Tragödie gegenüber seinem philiströsen Famulus nur im Fluge gegeißelt, aber um so breiter und gründlicher ergeht sich der Verfasser von „Dichtung und Wahrheit" über Theorie und Praxis der deutschen Poesie. Auch hier, so weit man schaute, nur Einöde, nichts was das Gemüt, den Geist, die Phantasie des Sechzenden erfrischte, die „nulle Epoche des Gottschedschen Gewässers und des anakreontischen Gegängels". Zwar schmarotzt der gläubige Schüler den ganzen Kursus der Reimdrechsler durch, die er in den Halbfranzbänden seines Vaters schon, von Klopstocks Messias erfüllt, überwunden hatte; aber als ehrfürchtiger Geselle grüßt er überall das Handwerk und macht sich alle Griffe zu eigen, lernt alles was lernbar ist, ehe er die alten, morschen Schläuche sprengt und neuen Wein in neue Gefäße gießt. Der Proteus, der er ist, schlüpft in alle Gestalten, das „Kamäleon", als das sich der Halbwüchsige schon selbst bezeichnete, schillert in allen Farben, die der Zeitgeschmack begehrt. Er wird ein Poet nach der Mode. Er wetteifert und schmachtet und schwärmt in künstlichen Gesängen mit Hagedorn und Gleim, mit Gärtner und Weiße und Jacobi und spielend überwindet er alle. Jede Form wird neu gegossen, jedes Versmaß ausprobiert, Jamben, Hexamter, Alexandriner, freie Rhythmen; alle Stoffe, die das Lüftchen des Zeitgeistes heranträgt, werden begierig ergriffen, Singspiele, Schäferstücke, heroische Bibeldramen. Aber fast alles wird verheimlicht oder verbrannt; denn der Dichterjüngling weiß genau, was diesen Erstlingen, wie auch der ganzen deutschen Poesie, gebricht: Der innere, der „nationelle" Gehalt! Der Anfang und das Ende der Kunst. Was bot das elende deutsche Gesamtleben dem Schäfer an der Pleiße als dichterische Gegenstände dar? Nur zwei Sterne leuchteten am dunkeln Firmament des zerklüfteten Vaterlandes, der große Friedrich und der große Lessing, der Held und sein Sänger, die sich — ein Bild deutscher Zustände! — im Leben ach! so ferne standen, wie Goethe den beiden, da er den einen aus Zufall nicht zu Gesicht bekam, den andern mit Absicht versäumte und erst besuchen wollte, als er schon auf dem Totenbette lag. So mußte der Leipziger Musensohn in den eigenen Busen greifen und sich hier die ersehnten „Unterlagen" holen. Aber was fand er hier? Wohl suchte er das Natürliche und Wahre; doch fehlte ihm zu beidem das Notwendigste. Er fing die Natur in ihrer Fülle nicht ein, wenn er, nach Ewald Kleists Beispiel, in Leipziger Gärten ihrem „Kleinleben" nach-

spürte und auf die „Bilderjagd" ging. Er dürstete, wie als Knabe schon, nach einem Kennzeichen der Wahrheit; aber wie konnte er es erlangen ohne „Erfahrung", nach der er so leidenschaftlich begehrte und deren Begriff „in seinem Gehirne beinah fix geworden war?"

Unter allen vielgestaltigen Versuchen und fertigen Erzeugnissen der Leipziger Zeit, die, ein Abbild seines zerstückelten Lebens und seiner Langweile, mehr dem Bestreben, sich in diesen Künsten zu üben und der Sucht, mit ihren frühen Früchten zu glänzen, als einem innersten Bedürfnis entsprungen sind, bildet allein die Lyrik in seiner Entwicklung eine Epoche. Er selbst hat sie als den Beginn und die Bruchstücke der großen Konfession und Beichte, als die sich die Schöpfungen des gewaltigsten und reichsten aller Bekenner darstellen, bezeichnet, als die ersten Zeugnisse für den Drang, seine Freuden und Qualen und Beschäftigungen in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl — man beachte diese Unterscheidung der intellektuellen und seelischen Zwecke — seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen. Man erkennt, wie sein Verstand und sein Gemüt in gleichem Maß an diesen Produktionen beteiligt ist. Auch spricht er sich gerade über seine Leipziger Lyrik sehr klar und deutlich aus. Seien es nun Angelegenheiten des Herzens oder Naturgegenstände, die sie behandelt, so mußte er die unmittelbare Anschauung des Vorgangs aus seinem eigensten Erlebnis- und Interessenkreise holen. „In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung." Und: „Weil die zierlichen Begebenheiten (im Kleinleben der Natur) an und für sich wenig vorstellen, so gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Reflexion das Übergewicht behielt." Wenn man dieses knappe, nüchterne Selbsturteil an seine damalige Gedanken- und Gefühlslyrik hält, wird man es unübertrefflich schlagend finden. Man sollte daher in Goethes Leipziger Liedern nicht mehr erblicken, nicht tiefer in ihnen und ihren Hintergründen bohren als er selbst. Friedrich Gundolf greift in seinem überaus geistvollen Goethebuch allzu mächtig in die Saiten seiner eigenen vieltönigen Leier, wenn er, das Wesen der Vor-Goetheschen Lyrik in großen Zügen zeichnend, meint, in den Rhythmen des Leipziger Studenten sei die deutsche Sprache zum ersten Male „klanggewordene Liebe" geworden, obgleich er selbst diesen gewagten Ausspruch durch den Zweifel einschränkt, daß das den Liedern zugrunde liegende Urerlebnis viel-

leicht schwach gewesen und jene Liebe weit weniger als naturhaft-kosmisches Urschicksal, denn als Galanterie in Erscheinung getreten sei. In der Tat war sie nur ein Spiel mit einer vorgetäuschten Leidenschaft. Die Lieder des Phantasten sind lediglich „aus der Reflexion entsprungen."

Das „Urerlebnis", das die kalte Hitze dieser Dichtersprache anfachte, war die Schwärmerei um Kätchen Schönkopf, eine flatterhafte Schmetterlingsliebe. Das Heftchen „Annette", das ihr ausschließlich gewidmet ist, bezeugt, wie wenig Anteil die Empfindung und wieviel die Überlegung an diesen Tändeleien hat, diesen Madrigalen, Erzählungen, Oden, Elegien, die alle auf „Bildungserlebnissen" beruhen und teils Nachahmungen, teils Übersetzungen der Franzosen, der Gleim, Wieland, Gerstenberg, Ramler, Hagedorn u. a. sind. Der Pleiße-Schäfer tänzelt hier durchweg am Gängelbande der Anakreontik. Auch die „Neuen Lieder", die teils in Leipzig, teils in Frankfurt entstanden sind, bewegen sich noch vielfach an der Hand solcher falschen Muster. Goethe selbst hat ihre Themata mit den Worten umschrieben: „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alles Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Rätsel des Menschenlebens betrachtet werden kann." Dieses Nachdenken und diese Psychologie verraten die zwanzig Lieder weit öfters als eine echte Leidenschaft. Sie sind nicht mit dem Herzen erlebt, sondern nur mit dem Verstande erdacht und bloß angeglüht von dem Feuer einer erhitzten Phantasie. Fern von dem gefährlichen Boden seiner ersten Liebesabenteuer, nur in ihren Erinnerungen schwelgend, spielt der Dichter in zierlichen Versen mit seinen leichten Gefühlen. Fast alle sind erotischen Inhalts. Eine leise Frivolität, die den Kenner des weiblichen Geschechtes verraten soll oder eine künstlich angefachte und darum ungesunde Sinnlichkeit — die Goethe in einem bezeichnenden Paradoxon mit Sittlichkeit vermischt — durchströmt sie. Es weht Krankenstubenluft darin, noch nicht der freie Atem der Natur, mit der sich Goethe späterhin eins fühlt. Man könnte über die Frühreife und den Mangel ethischer Kraft, ja jeden Glaubens an Tugend und Beständigkeit, den sie verkünden, wahrhaft erschrecken, wenn man sich nicht immer wieder vorhalten müßte, daß dieser Dichterjüngling nur ein unbeschäftigtes Herz, eine müßige Phantasie und müde Sinne in Bewegung setzte. Der Genuß, den sie predigen, ist nur ein erträumter. So kundig sich der Musensohn gebärdet, so leicht und flott er seine schlüpfrige Weisheit von sich gibt, sie sind weit mehr von der Sehnsucht als von der Erfahrung eingegeben, sind zu lehrhaft und gelassen, als daß man an ein verderbtes Gemüt glauben könnte. So greisenhaft klug sie scheinen,

so jugendlich naiv sind sie im Grunde, in ihrer kühlen Reflexion, in ihrer doktrinären Behandlung der gewagten Themata. Wie wenig ernst es dem Dichter um seine Gegenstände ist, wie ironisch er darüber steht, verrät uns die „Zueignung“:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt, und jung, und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab sie so gesungen.

Der Verliebte, nicht der Liebende, hat sie „zum Gebrauche“ verliebter Jünglinge geschrieben, indes ihm selbst, dem Kranken und von ferne Zublinzenden „diätetische Ruhe“ geboten ist.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick,
Ein bißgen naß auf euer Glück,
Und jammert in Sentenzen.

Und was lehrt die epigrammatische Wendung des Schlusses als Moral dieser Liebesgeschichten und Liebesunterweisungen? Der anscheinend so gewitzigte und geriebene Lebemann warnt als „treues Füchslein“, das in der Falle seinen Schwanz verloren haben will, die noch Unversehrten und empfiehlt ihnen die — Ehe. Er zerstört mit diesem inneren, humoristischen Widerspruch nicht nur die hergebrachte Tierfabel, sondern sein eigenes Fabulieren von seiner Routine und Rouéschaft und zeigt damit seine wahre Miene, seine völlige Harmlosigkeit und Unverdorbenheit. Die Titel der einzelnen „neuen“ Lieder, das „Neujahrslied“, der „Wahre Genuß“, die „Nacht“, das „Schreyen“, „der Schmetterling“, das „an mein Mädgen“ gerichtete „Glück“, „Wunsch eines jungen Mädgens“, „Hochzeitlied“ („An meinen Freund“), „Kinderverstand“, „Liebe und Tugend“, „An die Unschuld“, die „Reliquie“, die „Liebe wider Willen“, „Das Glück der Liebe“ usw. sind ebenso ungefährlich und unverfänglich, ebenso lehrhaft und beschaulich wie der Inhalt, den sie ankündigen. Bei kaltem Verstande und ruhigem Herzen schweift eine üppige Phantasie über die geheimnisvollen Gefilde des Liebeslebens. Das Verhältnis der Geschlechter ist zumeist der Gegenstand des Dichters, der die Früchte seiner erregten Einbildungskraft darbietet als ob sie vom Baum des Lebens gebrochen seien, Lehren eines Jünglings, der eine Welt antezipiert, von der er nur ein winzig Stücklein gesehen und genossen hat. Oft muten diese laszíven Vorwürfe an, wie die poetischen Ergüsse eines Schwärmers, der die Nöte

der Pubertät noch nicht überwunden hat und seine unreifen Gefühle mit dem dürftigen Mäntelchen erborgter Lebensweisheit verhüllt, seine Triebe in Erinnerungen verkleidet und seine geheimen Wünsche verwandelt in Erfüllungen. Er wähnt sich gesättigt und ist doch nur berauscht. So belehrt er in dem Gedicht „Der wahre Genuß" die wollüstigen Fürsten, ja die ganze Menschheit über das richtige Maß, über das schöne Verhältnis von Sinnenlust und echter Liebe, das er selbst doch nur ersehnt und erst finden möchte. „Ich, der ich diese Kunst verstehe" — prahlt er von einem scheinbar erreichten Ideale, das ihm doch nur in der Ferne vorschwebt und das er andern als Muster empfiehlt. So ist die „Hochzeitnacht", die sich als ein Erlebnis gebärdet, nur ein Bild seiner sinnlichen Träume, so nimmt er im „Glück" ungenossene Freuden vorweg, so spricht er im „Kinderverstand" altklug, als ob er schon längst zu den Geübten gehöre, vom Unterschied der geschlechtlichen Beziehungen der Stadt- und Landjugend, wie er in „Liebe und Tugend" sich den Anschein eines tiefen Mädchenkenners gibt.

Von verblüffender Reife aber ist die äußere Form dieser Lieder, der elegante Fluß und die eigenartige Gewähltheit ihrer Reime. Macht uns schon diese ungewöhnliche Technik des Zwanzigjährigen stutzig, so horchen wir bei einigen Tönen auf. Welche Sprache! Welche Bilder! Unerhörte Laute im ganzen Umkreis seiner Vorgänger und Mitläufer, Günther und Klopstock nicht ausgenommen, von den Anakreontikern zu schweigen. Hier liegt die Epoche; er hat seine Zunge so gelöst, daß wir den einzigen in ihm ahnen und erkennen und jubelnd ausrufen: Das ist Er! So konnte nur Er singen! Wir sehen, mit leiblichen Augen fast, diesen Durchbruch der eigenen Gefühlswelt durch das Gestrüpp, das sie bisher verdrängte und niederhielt, in seinem Mondliede, „an die Nacht", dem ersten seiner innigen Huldigungen an den Geister- und Gedankenwecker, der sein Leben und Dichten begleitete bis in die letzten Dornburger Tage:

> Gern verlaß ich diese Hütte,
> Meiner Liebsten Aufenthalt,
> Wandle mit verhülltem Tritte
> Durch den ausgestorbnen Wald.
> Luna bricht die Nacht der Eichen,
> Zephirs melden ihren Lauf,
> Und die Birken streun mit Neigen
> Ihr den süßten Weihrauch auf.

Noch umwinden den Schäfer die Bande der Anakreontik, noch fesseln ihn ihre Attribute: Die Hütte, Luna und Zephir. Wie aber erfüllt er sie

mit neuem Leben, mit wahrer Bewegung! Die Mondgöttin ist zur handelnden und schreitenden Person, zur Herrscherin des nächtlichen Waldes geworden, die Winde zu ihren Boten, und die zarten Birken huldigen ihr. Diese lebendige Mythologie wird er später einmal bewußt ausbauen, wenn er — in Straßburg! — seinen großen Erwecker Herder gefunden haben wird. Der Dichter fängt in seinen Bildern die ganze Stimmung, das Zauberweben der Mondnacht ein und drückt sein seelisches Zusammenklingen mit den Wundern der Natur durch die Musik und Magie seiner Sprache, die Wahl seiner aus dem Bereich aller Sinnesempfindungen geschöpften Worte und Wortverbindungen aus. Schon deuten diese ätherischen Töne nach dem „Erlkönig" und den Naturbildern seiner Reifezeit. Im „Hochzeitlied", dem einzigen der kleinen Sammlung, das mit sicherem Stilgefühl und Kunstverstand, auch ohne verletzende Schlußwendung durchgeführt ist, erwacht der antike Hymenaios, wie ihn der junge Dichter in Catulls Epithalamien fand, in erneuter Gestalt wieder auf. Ein Amor, zart und fein, mit Oeserschen Farben und Linien hingemalt, sitzt entfernt vom Feste im Schlafgemach, den Frieden des Brautbettes behütend:

> Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
> Vor ihm der Flammen blasses Gold.....

Auch hier ein bevorzugtes Thema der deutschen und französischen Anakreontiker; aber ein Gemälde ohne Lüsternheit, ohne die „gedrehten Reize" des Rokoko, die sein „echter" Lehrer Oeser verwarf, um zur Einfalt der Natur, wie sie die Alten übten, zurückzukehren. Immer ist es die Natur, in die er, unbefriedigt von der leeren Welt geschraubter Sitte, die ihn einschnürt, flüchtet und sein ganzes Wesen eintaucht und deren geheimste Pulse er erlauscht, um sie dem Schlag seines Herzens anzugleichen. Seiner „Unbeständigkeit" antwortet das bewegliche Wasser, in dem er schwimmt und das wie eine schmeichelnde Geliebte ihn umflutet:

> Im spielenden Bache da lieg ich wie helle!
> Verbreite die Arme der kommenden Welle,
> Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.....

Wie naturhaft hüpfen diese daktylischen Rhythmen, und wie verdirbt er sie selbst, wenn er, in die konventionelle Welt zurückkehrend, das innerlichst erfühlte Bild auf die Flatterhaftigkeit eines Mädchens mit einer frivolen Nutzanwendung ausdehnt! Ferne von der Liebsten erst genießt er das „Glück der Liebe"; denn da erst umfangen ihn die stillenden kosmischen Mächte, die mütterlichen Elemente:

Ewige Kräffte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Krafft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.

Schon ahnt man in dieser Hingegebenheit den naturfrommen Dichter späterer Jahre, da ihn die Thüringer Sternennächte besänftigen, schon den Deuter der Wolkensymbolik, wenn er am Tage über sich „im Hauch äther'scher Wonne" das durch die Sonne aufgezogene Cirruswölkchen schweben sieht. Und wieder ist es der Mond, der seine zärtlichsten, geheimsten Gefühle mit seiner Geisterhand aufschließt und ihm Worte von nie vernommener Innigkeit und Anschauungskraft entlockt:

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um Dein reizendes Gesicht.
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus Tagverschloßnen Hölen
Traurig abgeschiedne Seelen
Mich, und nächt'ge Vögel auf.
Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite.....

Schon zaubert er hier durch die Magie einzigartiger Wortverknüpfungen, die er aus dem Zusammenklang aller seiner Empfindungen, der äußeren und inneren Sinne, schöpft, die beseelte Landschaft hervor, die er an der Ilm noch tiefer erleben sollte, weil dort sein Herz ganz anders mitschwang, in echterer Liebe, als hier, wo er den so ernst aufsteigenden Mond lüstern werden läßt, wie seine eigene Phantasie und ihn zum beneideten Beschauer der Reize seiner Liebsten macht. In allen diesen Naturgemälden Goethes zeigt sich bereits der Urtrieb seines Geistes, der alle seine Schöpfungen und Betrachtungen beherrschen wird, der großen Unbekannten und doch innerlichst seinem Wesen Vertrauten ihr Geheimnis abzulauschen, das Rätsel dieser verschleierten Gottheit zu lösen, das zu erhaschen, was ihr „Leben" bedeutet und was der Erdgeborene nur im Widerscheine, am farbigen Abglanz ihrer strahlenden Herrlichkeit zu erkennen vermag. Schon in den „Neuen Liedern" findet der junge Dichter für dieses herzverbrennende Suchen sein Symbol. Wie er sich selbst — ein Sinnbild seiner Flatterhaftigkeit — gerne dem Schmetterling vergleicht, so verfolgt und hascht er den „Wasserpapillon", die Libelle, um in der Nähe ihre schillernden „Cameleons"-Farben zu betrachten, und nun, da er sie gefangen hat, sieht er nur „ein traurig dunkles Blau" und schließt

betrübt seine Leipziger Bilderjagd mit der Moral: „So geht es Dir Zergliedrer Deiner Freuden!“ Das Leipziger Füchslein forscht nach dem lebendig-geistigen Band, das die Natur im Innersten zusammenhält, und bekommt nur die toten Teile in seine Hand, nach dem Gesetz ihres Wesens und ihrer Schönheit, aber dem zersetzenden Verstande erscheinen ihre Stücke häßlich und stumm. Auch in seinem eigenen Leben und Dichten dünkt ihm das, was er bisher bewirkte, eitel Stückwerk, und er verwirft und vernichtet es, weil es ihm „trocken und kalt und in Absicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich erschien“.

Und doch hatte sich in den Geschöpfen seiner Muse neben ihren weichen und seelenvollen Gebilden auch schon etwas gezeigt, das die Stärke des jungen Löwen, die Spannkraft verriet, die bereits zum Sprung in seine genialische Sturm- und Drangzeit ansetzte, und das sich nicht in zierliche Reime fesseln ließ, sondern in „freierem Silbenmaß“ sich entlud. Es waren die drei Oden an seinen Freund Behrisch, denen bedeutsam schon die an den Professor Zachariae präludierte. Wenn er den Führer und Verführer seiner Jugend im Herbst von Leipzig scheiden sieht, so brüten Oktobernebel und Sumpfdünste in seiner Phantasie die Ungeheuer der Bosheit aus — „Am schilfigten Ufer / Liegt die wollüstige, / Flammengezüngte Schlange, / Gestreichelt vom Sonnenstrahl“ — des Neides, der „auf seiner Klippenwarte den ganzen luchsgleichen Blick auf den Scheidenden versammelt“. Ihm sieht er nach, in der Hoffnung, selber bald den unheilschwangeren Ort verlassen zu dürfen: „Schon drehen / des letzten Jahres Flügelspeichen / Sich um die rauchende Axe. / Ich zähle die Schläge / Des donnernden Rads, / Seegne den letzten, / Da springen die Riegel, frey bin ich wie Du.“ Es sind Vorklänge der mächtigen Rhythmen, womit der Wandrer einst, von Pindar beflügelt, in seinem „Sturmlied“ oder auf seiner Fahrt mit „Schwager Kronos“ leidenschaftlicher als jetzt seine Brust befreien wird.

Unmittelbarer und lebendiger als in Goethes Leipziger Lyrik sind Erlebnisse in die zwei dramatischen Werke übergegangen, die unter den zahlreichen Fragmenten allein vollendet wurden und die er von seiner ersten akademischen und poetischen Wanderfahrt als seine beiden Gesellenstücke getrost nach Hause tragen durfte, da sie in der Tat rühmliche Zeichen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit waren: „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“. In dem Schäferspiel hat er der Rokokozeit seinen Tribut entrichtet und die Gruppen übernommen, die vor ihm Gellert, Gleim und Gärtner schufen. Aber er hat die typischen Gestalten

beider Liebespaare nicht nur auf den Gipfel der Vollkommenheit geführt, sondern diesen Nippesfiguren und Schatten etwas von seinem eigenen Herzblut, wenn auch nicht, wie er selbst in seinen Erinnerungen meint, „eine siedende Leidenschaft" eingegossen; denn Verliebtheit, nicht Liebe war das Gefühl, das den Dichter quälte, und das ihn nur zu Launen, nicht zu leidenschaftlichen Konflikten trieb, als er es seinem Drama anvertraute, das ja auch nur die Fortsetzung seiner knabenhaften „Amine" war. Bildete hier sein Verhältnis zu Kätchen Schönkopf die Unterlage seiner Dichtung, so spielten in sein Sittenstück, in „Die Mitschuldigen" mehr noch als seine Leipziger, seine Frankfurter Erlebnisse, die Geschichte mit Gretchen und ihre Folgen, hinein und schufen den „düsteren Familiengrund", auf dem sich das heitere und burleske Wesen der Handelnden abhob, die samt und sonders an der Unterminierung der bürgerlichen Gesellschaft mitbeteiligt sind. Es ist um das Drama des Leipziger Studenten nicht anders beschaffen als um seine anscheinend so frivole Lyrik: Im Vordergrund und auf der Oberfläche tändelt er mit laxen Anschauungen, die unser moralisches Gefühl verletzen, im Hintergrund steht schon eine Weltansicht, die „auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung deutet". Diese Beteiligung seiner Philosophie, dieser Drang, sich ein Welt- und Menschenbild zu schaffen, erklärt die „besondere Liebe", womit er „immerfort" an dem Stückchen besserte, das er dadurch zu der technischen Glanzleistung der „beschränkten Form" erhob, in der er sich in dem französierten Leipzig bewegte. An Molières Burlesken hat er sich geschult; aber alsbald wirkte Lessings „Minna von Barnhelm" auf ihn ein, und so setzte er dem ursprünglichen Entwurf den meisterlichen Expositionsakt der Frankfurter Fassung vor, wie auch der Pantalon seiner „Farce" Züge von Lessings neugierigem Wirt erhielt, indes er seiner Sophie andere Motive unterschob, die er seiner Entrüstung über das ihm durch ihre Verlobung untreu gewordene Kätchen entnahm. Wertvoll genug hielt er diese Komödie mit ihren Alexandrinern, deren steifen Stechschritt er so witzig und geistvoll zu beleben wußte, um sie später in seine allem Franzentum abschwörende Straßburger Tage mitzunehmen und derjenigen zu unterbreiten, die weit tiefer als das Frankfurter Gretchen und das Leipziger Kätchen, das er „eine Zeit lang" als eine „kleine" Heilige in dem Schrein seines Herzens aufbewahrte, sein Gemüt und ganzes Wesen aufwühlen sollte.

Auch in Goethes Frankfurter Leben, das nach dem Leipziger Liebeserlebnis wie nach der Gretchengeschichte die Krise einer Krankheit durchlief — denn Körper und Seele hingen bei ihm so innig wie bei keinem andern Sterblichen zusammen — muß man unterscheiden, was im Vordergrunde

und was im Hintergrunde stand, was nur die Oberfläche kräuselte und was sich in der Tiefe bewegte. Das Dichten, das Briefschreiben, das Zeichnen, der Verkehr mit Cornelias Gespielinnen, die ihm zur Freundschaft zu wenig Verstand, zur Liebe zu wenig Gefühl hatten und sich in unwahrer Schwärmerei für Richardson ergingen oder freie Geister, wie ihn, „sittenrichterlich-sträflich" beargwöhnten — alles dieses war ihm nur Zeitvertreib,



Angebliches Selbstbildnis von Sus. Kath. von Klettenberg.
Miniaturgemälde im Goethe-Nationalmuseum.

Beschäftigung im Müßiggange. Sein wahres Interesse gehörte den übersinnlichen Dingen. Es gab für ihn ein Gebiet, worauf seine ästhetischen, religiösen und philosophischen Überzeugungen sich vereinigten, die Mystik der Natur. In ihre tiefsten Geheimnisse zu dringen, die innersten Ursachen ihrer Wirkung zu erforschen war die Sehnsucht, die seine junge Seele erfüllte. Auch hier, in diesen Bestrebungen, empfing er von seiner frommen Freundin die entscheidenden Fingerzeige. In ihrem Hause „zum grünen

Frosch" am Rahmhofe, wo sie eltern- und geschwisterlos wohnte, hantierte sie nach den Winken des Arztes Dr. Metz mit Windofen, Kolben und Retorten. Unter den mystisch-chemischen Büchern, die er ihr empfohlen hatte, um die Natur in ihrer Universalität zu erkennen, befand sich an erster Stelle Wellings Opus magocabbalisticum, ein Werk, das im ersten



Katharina Elisabeth Goethe geb. Textor.
Pastell von unbekannter Hand.
Phot. Carl Scholz, Cöln-Deutz.
(F. Neubert: Goethe und sein Kreis.)

Drittel des achtzehnten Jahrhunderts erschienen und zuletzt in Frankfurt wieder aufgelegt worden war, ein Gemisch von Chemie, Bibelkunde und neuplatonischer Lehre. Das Fräulein fand sich in diesem Wechsel von Licht und Finsternis nicht zurecht und suchte bei dem jungen Freunde Aufklärung, dem sie damit auch „die Krankheit inokulierte". Sie gingen miteinander auf die Quellen des Verfassers zurück und studierten den Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, van Helmont, Starckey u. a. Goethes

besonderes Wohlgefallen erregte die Aurea Catena Homeri, „die goldene Kette“ Anton Josef Kirchwegers, worin die Natur, „wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird.“ Schon sieht man hier Motive des „Faust“ aufkeimen. Paracelsus — vielleicht auch der Vater der Klettenberg, Remigius, der als Arzt seiner Tochter, die er „wie einen Knaben erzog“, die Herkunft und Zubereitung der Arzeneien erklärte und dessen Oheim Joh. Hektor ein abenteuerlicher Goldmacher war — liefert das Vorbild des Arztes, der seinen Sohn, den weiter forschenden Magus, anleitet, und dieser selbst strebt, wie alle Alchymisten, nach dem Stein der Weisen, nach der Panazee, dem Universalheilmittel, das nur in der Erkenntnis der innersten Zusammenhänge der Natur, im Anschauen der Verkettung ihrer Ursachen gewonnen werden kann.

Schau alle Wirkungskraft und Samen
— — — — — — — — — —
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.
— — — — — — — — — —

Teils einzeln, teils zusammen — die Mutter war die Dritte in dem Bunde — betrieben die Freunde diese Geheimnisse, die in der langen Zeit der winterlichen Stubenhaft die größte Freude des Kranken bildeten. Und kaum ist er einigermaßen genesen, so legt er sich selbst einen kleinen Apparat zu, ein Windöfchen mit einem Sandbade. In Glaskolben raucht er „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos“ ab und sucht, wie Helmont, Kiesel, die er im Maine in vollkommenen Exemplaren fand, durch Zusatz von Alkali zu durchsichtigem Glas und dieses wieder an der Luft zu einem Saft zu zerschmelzen, immer in der Hoffnung, eine „jungfräuliche Erde“ herzustellen und diese dann in den „Mutterstand“ überzuleiten. Man erblickt Faust in der schwarzen Küche:

Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann im Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.

Diesen alchymistischen Betätigungen, die nach einer Hermetischen Medizin strebten, gingen Studien zur Seite, die schon mehr mit den Forderungen der neueren Wissenschaft im Einklange waren. So zogen den „Halbadepten“ das chemische Kompendium und die Aphorismen des Boerhave an, des berühmten Arztes, der die Medizin aus der Verstrickung einer abergläubischen Philosophie und abstrusen Mystik befreite und, auf Hip-

pokrates zurückgreifend, in die sicheren Geleise der strengen Naturbeobachtung lenkte. Im Grunde war die Weltanschauung des Boerhave, wie die der Alchymisten Paracelsus und Helmont, eine pantheistische, da sie sich die Natur vergeistigt und das All beseelt vorstellten. In allen Elementen, in Feuer, Wasser, Luft und Erde wirkten geistige Wesen, als Salamander, Undinen, Sylphen und Pygmäen. So bildete dieses Studium der obskuren Wissenschaft für den jungen Dichter den Durchgangspunkt zu seinem späteren Spinozismus.

Einen großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes übte ein historisches Buch: Gottfried Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", das Werk eines kritischen Denkers, der zugleich ein frommes Gemüt besaß. In diesen Gesinnungen traf mit ihm der unbewußt nach Freiheit und Selbständigkeit ringende Geist Goethes zusammen. Er änderte seine Anschauungen über die Ketzer und erhielt von ihnen, die er sich bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhafteren Begriff, da nach Arnolds Auffassung das eigentliche Christentum gerade bei den Ketzern, die Häresie aber bei der Kirche zu finden war. Wie tief die Wirkung dieses Historikers ging, zeigte sich in den Dichtungen der folgenden Jahre. Im Zwiegespräch mit Wagner führt Faust die Sache der Ketzer, wenn er die eingebildete Welt- und Menschenkenntnis des engen Stubengelehrten berichtigt:

> Ja, was man so erkennen heißt!
> Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
> Die wenigen, die was davon erkannt,
> Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Und der „Ewige Jude", das religiöse Bekenntnis des Jahres 1774, ist ganz erfüllt von dieser ketzerischen Stimmung und Anschauung. Christus vermag auf seiner zweiten Erdenfahrt von seiner ehemaligen Lehre am wenigsten etwas bei den offiziellen Dienern der Kirche zu entdecken. Dagegen heißt es von den Ketzern:

> Es waren, die den Vater auch gekannt.
> „Wo sind sie denn?" Eh, man hat sie verbrannt.

Der Geist des Widerspruchs, die Lust zum Paradoxen ward in Goethe geweckt, als er diese von der gewöhnlichen Denkart so weit abweichenden Meinungen erfuhr, und mit vieler Behaglichkeit bildete er sich nun auch seine eigene Religion, seine ganz persönliche Vorstellung von Gott und der

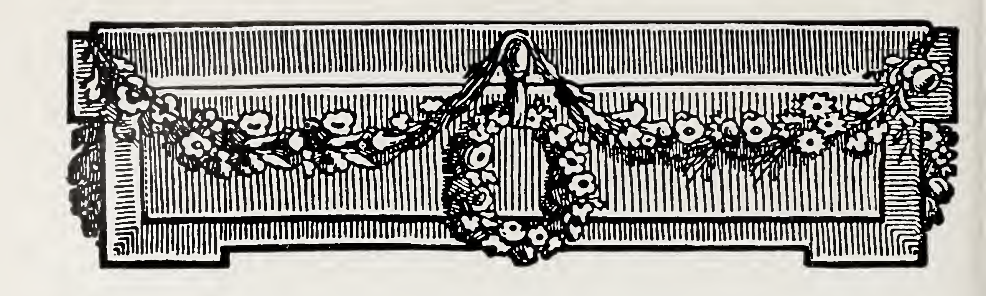
Schöpfung. Das achte Buch seiner Autobiographie, das die Zeit seines zweiten Frankfurter Aufenthalts umfaßt, schließt sehr bedeutungsvoll mit der Darstellung seiner Theo- und Kosmogonie. Hier fließen noch einmal alle Gedankenströme, die seine junge Seele durchfluteten, zu einem einzigen Weltbilde zusammen: Seine Abkehr vom hergebrachten Dogma, seine Hinwendung zu den Absonderungsfreudigen und zu einer Geheimlehre, die biblische Vorstellungen mit neuplatonischer Philosophie, ja — vielleicht in Vorwegnahme späterer Studien — mit Elementen Spinozas verquickte. In drei großen Akten oder Emanationen geht die Schöpfung vor sich. Zu-



Goethe.
Silhouette aus dem Jahr 1774.

erst produziert sich — von Ewigkeit her — die Gottheit aus sich selbst, erscheint sich dann als Zweites im Sohne und bringt im Verein mit diesem das Dritte hervor, das dadurch an ihrem Wesen teilnimmt. Die Trinität als phänomenale Einheit! Aus diesem geschlossenen Kreise fließt bei dem ständigen Produktionstrieb der Gottheit ein Viertes, das jedoch in sich einen Widerspruch hegt, da es zugleich in der Gottheit enthalten und doch wieder durch sie begrenzt ist: Luzifer, der eigentliche Schöpfer der Welt und auch der Engel, die mit ihm von ihrem Ursprung abfallen und sich mit ihm teils zur Materie, zur Finsternis, verdichten, teils wieder gegen ihn sich wenden und so das Licht hervorbringen. In diesem Kampf zwischen Tag und Nacht entsteht der Mensch, wie Luzifer selbst zugleich unbedingt

und beschränkt, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf und, undankbar, wie jener erste große Abtrünnige, stets bereit, vom Ursprünglichen abzufallen und wieder zu ihm zurückzukehren. Mit dieser Endlichkeit der Kreatur ist die Idee ihrer Erlösung von Ewigkeit her als notwendig beschlossen, und die Gottheit selbst nimmt die Gestalt des Menschen an, um ihn wieder zu sich zu erheben und ihn, der sich stets zu verselbsten gezwungen ist, immer wieder zu entselbstigen. In diesem Sturz des Luzifer, der trotzdem der Gottheit erhalten bleibt, in dieser Entstehung des Menschen aus Licht und Finsternis, Geist und Materie, in diesem stetigen Kampf des Guten mit dem Bösen, finden die innerlichsten Gedanken und Gewissensnöte des jungen Goethe ihren religiösen Ausdruck. Es sind Symbole, die sich weit später erst zu dichterischen Konzeptionen gestalten: im Prolog des „Faust" und in der Wette des Mephisto mit dem titanischen Gottmenschen, den er wohl tief in das Böse zu verstricken, aber nimmermehr von seinem Urquell abzuziehen vermag. Wenn Goethe in seiner Lebensbeschreibung an jener Stelle vielleicht auch Gedanken wiedergibt, die sich erst in reiferen Jahren geklärt haben mögen, ja zum Teil von seiner größten Dichtung genährt sind, so hat er uns doch unzweideutig zu verstehen gegeben, daß in Frankfurt, in der Giebelstube des väterlichen Hauses und nirgend anders die Wiege seines „Faust" stand. Dies ist der unermeßliche Gewinn, die herrliche Frucht der Entwicklungsperiode, die mit der Wendung der sechziger Jahre zusammenfällt.



II

Straßburg

Schon am Ende des Jahres 1768, in einem Brief an Käthchen Schönkopf, spricht Goethe — allerdings neben einer baldigen Rückkehr nach Leipzig — von einer Reise nach Frankreich, die bezwecken solle, „zu sehen, wie sich das französische Leben lebt und um französisch zu lernen", wohl einem Wunsche seines Vaters folgend, der ihm frühe schon bedeutet hatte, er müsse einmal nach Italien gehen, zuvor aber Paris gesehen haben, da man, aus jenem paradiesischen Lande kommend, sich an nichts mehr ergötze; auch hatte der alte Goethe auf der Rückreise von Frankreich im Jahr 1741 in Straßburg Vorlesungen gehört. Im August 1769 hatte sich dieser Plan verdichtet, und der junge Student schreibt an Gottlob Breitkopf, daß er aufs Frühjahr nach Straßburg gehe, eine Nachricht, die er Käthchen gegenüber am 23. Januar 1770 des näheren bestätigt: „Zu Ende Merzens gehe ich also nach Strasburg, wenn Ihnen daran etwas gelegen ist, wie ich glaube ... Von Strasburg ziehe ich nach Paris, und hoffe mich da sehr wohl zu befinden und vielleicht eine gute Zeit da zu bleiben." Desgleichen teilt er seinem Leipziger Freunde Chr. Gottfr. Hermann im Februar mit, er nehme seinen Flug nach Straßburg, wo er „gerne mögte seine juristischen Verdienste gekrönt haben". In „Dichtung und Wahrheit", am Eingang des neunten Buches, begründet er sein Vorhaben tiefer. Nicht sowohl der Wissenschaften und seiner Berufsstudien wegen, als vielmehr zur „Betrachtung eines bewegten Lebens und zur Erforschung der menschlichen Leidenschaften", deren Kenntnis als das vorzüglichste Bildungsmittel der Geisteskräfte erschien, sollte die neue Weltfahrt unternommen werden. So war wenigstens die Meinung des jungen Akademikers, der sich in diesen Maximen besonders durch Wielands

Beispiel bestärkt sah. Dem Vater freilich war es in erster Linie um die Promotion Wolfgangs zu tun. Ihr Verhältnis hatte sich nicht angenehm gestaltet. Dem ungeduldigen Manne schritt die Genesung des Sohnes allzulangsam vorwärts, und gerade in der letzten Zeit platzten die Gegensätze ihrer Naturen nochmals heftig aufeinander. Es fiel eine Szene vor, die für uns Nachgeborene eines drolligen Beigeschmackes nicht entbehrt. In seiner jungen Weisheit tadelt der Schüler Oesers die schnörkelhaften Spiegelrahmen und die chinesischen Tapeten des elterlichen Hauses, ja er schlägt vor, die Freitreppe an die Seite zu verlegen, die großen Vorsäle in Zimmer zu verwandeln und so — nach Leipziger Art — jedem Stockwerk eine eigene Tür zuzuweisen. Man begreift den „unglaublichen Zorn" des



Johann Caspar Goethe.

Herrn Rat, wenn man sich heute das alte, schöne Patrizierhaus mit seinem vornehmen Aufgang in ein Miets- und Etagengebäude umgemodelt denkt. Dieser heftige Auftritt beschleunigte die Reise des Studenten nach dem Elsaß. Am letzten oder vorletzten Tage des März 1770 fuhr Goethe mit seinem Freunde Horn, der ihn bis in die Gegend von Mainz begleitete, in der neueingerichteten, bequemen Diligence auf der linksrheinischen Straße über Worms und Speier gen Straßburg. Ohne Aufenthalt ging es unter den üblichen Zollplagen durch pfälzisches und bischöfliches Gebiet über die Grenze, die schon bei Germersheim erreicht wurde, dann durch den großen Bienwald über Lauterburg dem Ziele zu. Am 4. April traf Goethe, wie aus seinem Brief an J. Ch. Limprecht vom 19. zu errechnen ist, da er schreibt, er sei „nun fünfzehn Tage hier", in Straßburg ein und stieg zunächst im Wirtshaus „Zum Geist" am Thomasstaden ab.

1. Geschichte der Stadt und des Elsasses

Trotzdem Straßburg schon nahezu ein Jahrhundert lang unter französischer Herrschaft stand, war es innerlich damals noch eine deutsche Stadt. Nirgends verleugnete es die Zusammenhänge mit der uralten Kultur, die diese Stätte und das ganze Elsaß in fast zwei Jahrtausenden beleckt hatte, von der Zeit an, da Cäsar in dem ehemaligen Keltenlande Fuß gefaßt hatte und städtisches Leben in dem Castell Argentoratum zu blühen begann. Dann rangen Alemannen und Franken um den kostbaren Besitz. Trotzdem jene im fünften Jahrhundert dem mächtigeren Bruderstamm erlagen, be-



Straßburg i. J. 1665.
Nach einem Kupferstich Math. Merians.

wahrte das Elsaß, besonders im südlichen Teile, alemannische Sitte und Satzung. An die politische Oberhoheit der Franken knüpfte sich die Einführung des Christentums. Eigene Herzöge, wie jener Eticho, der legendäre Vater der heiligen Ottilie, brachten es zu hoher Entwicklung. Damals entstanden die großen Klöster des Nord- und Sundgaues. Unter den Karolingern und während ihrer Gebietsteilungen erhielt es sich seine deutsche Nationalität. Die großen sächsischen und salischen Herrscher beschützten es gegen das Übergreifen der Verwelschung und wurden dafür durch unerschütterliche Treue, besonders auch der Bischöfe des Landes in den Streitigkeiten mit der römischen Kirche, belohnt. Die größte Bedeutung gewann das Elsaß in der Periode der staufischen Kaiser. Im zwölf-

ten und dreizehnten Jahrhundert entstanden die freien Städte, die sich allein dem Reiche unterwarfen und, unabhängig von Grafen- und Fürstengewalt, sich auch allmählich von der Vogtei der Bischöfe losmachten. Von ihnen wie vom Kaiser wurde im Straßburger Stadtrecht vom Jahre 1214 die Justizhoheit des Rates anerkannt. Auch nach dem Aussterben der Hohenstaufen trotzten die Städte des Elsasses siegreich der Gefahr einer landeshoheitlichen Gewalt, die sie von zwei Seiten zu gewärtigen hatten,



Johannes Tauler.
Nach einem Holzschnitt.

von den Habsburgern, ihren Landgrafen, und den Bischöfen von Straßburg. In allen diesen Jahrhunderten nahm das Elsaß tiefen Anteil am geistigen Leben Deutschlands und hat es nicht wenig befruchtet. Die „Nibelungen" erzählen von Siegfrieds Jagd in den Vogesen; hier kämpft der Held des Walthariliedes. In Weißenburg entsteht Otfrieds Evangelienbuch, das seine Landsleute lehren sollte, das Lob des Christengottes in ihrer eigenen Sprache zu singen. Reinmar von Hagenau bildet die Liebespoesie der Provence aus. Der größte Dichter des Elsasses, Gottfried von Straßburg, schenkt der Welt seinen „Tristan und Isolde". Das vierzehnte Jahrhundert sieht den Streit der Geschlechter, zumal in Straßburg die

Rivalität der Zorne und Mülnheimer. Der Bürgerkrieg endigte mit einer Stärkung des Elementes der Handwerker und Zünfte. Nun erhebt sich das Bürgertum zu voller Herrlichkeit. Aber während heimische Geschichtschreiber sein Selbstgefühl stärken, wandte eine tiefgehende religiöse Bewegung den Blick des Volkes ins Innere. Die Mystik eines Eckardt und Tauler fand in Straßburg den fruchtbarsten Boden. Ketzerische „Gottesfreunde", wie Rulman Merswin auf dem grünen Wörth, erstreben eine Erneuerung und Vertiefung des Glaubens. Der sichtbare Ausdruck jener bürgerlichen Kraft und dieser heiligen Begeisterung ist das Münster. Aus einer altchristlichen, im Jahr 1002 zerstörten Basilika hervorgegangen, ward (1015) ein Neubau von Bischof Werinher begonnen, dessen Langschiff jedoch im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts der von Frankreich, besonders aus St. Denis stammenden Gotik weichen mußte. Im Jahre 1275 war das Münster bis auf Fassade und Türme vollendet. Aber erst Meister Erwin haucht dem Werke den himmelanstrebenden Geist des mittelalterlichen Idealismus ein. Er schuf die Westfront und führte das Gebäude nahezu bis zur heutigen Plattform, nur durch einen frühen Tod (1318) an der Vollendung seines großartigen Unternehmens gehindert. Seine Nachfolger zeigten in der dreistöckigen Durchführung des Vorbaues wenig Verständnis für Erwins Gedanken. Auch wurde nur ein Turm im fünfzehnten Jahrhundert durch den Kölner Meister Hans Hültz in den Formen der Spätgotik ausgebaut. Das Münster begründete den Ruf der Straßburger Bauhütte und gab ihr unter den deutschen Brüderschaften die führende Stellung.

Schwere Zeiten kamen für das Land und die Städte. Sie hatten sich bei der Schwäche der Reichsregierung im Jahre 1385 zu dem großen oberrheinischen Bunde zusammengeschlossen, und nur in dieser Vereinigung gelang es ihnen, die Armagnaken, die plündernd das Land durchzogen, zurückzutreiben, wie sie auch nur an der Seite anderer Reichsmitglieder es vermochten, Karl den Kühnen und seine burgundischen Reisigen siegreich zu bestehen. Das fünfzehnte Jahrhundert sieht die Zünfte in selbstbewußter Erstarkung. Aus bloßem Übermut greifen die Straßburger Bäcker die Herren von Wasselnheim an, und selbst gegen die Landsknechte und das Hofgesinde des sonst so beliebten Kaisers Maximilian erheben sich hie und da die Bürger in aufwallender Streitlust. Aber auch der unfreie Bauersmann regt sich. Der Buchsweiler Weiberkrieg und der in Schlettstadt zuerst auf die Fahne gesteckte Bundschuh zeugen von der revolutionären Bewegung, die immer weiter um sich griff und sich mit den kirchlichen Forderungen der Zeit verband. Thomas Münzer und seine Nachfolger pre-

digen den Aufstand. Im Frühjahr 1525 befinden sich die gut geführten Bauern in offenem Krieg mit ihren Herren, zumal mit Geistlichkeit und Klöstern. Ihrem siegreichen Vordringen setzt Herzog Anton von Lothringen, der unter der Fahne des Glaubens in das Nachbarland einrückte, in der blutigen Schlacht von Zabern ein Ziel, und der Haupträdelsführer der Bauern, Erasmus Gerber, erleidet den Henkertod. In diesen Stürmen stand Straßburg innerlich unerschüttert. Zwar erhob sich in seinen Mauern der Geist der Reformation mit besonderer Stärke; aber durch





Conrad von Lichtenberg. Barbara von Ottenheim.

Skulptur an der Kanzlei von Nik. Gerhaert.

die Klugheit und Mäßigung seiner Führer ward er, wie durch seinen Urheber in Sachsen, mit der geordneten Staatsgewalt versöhnt. Überall im Elsaß rebellierte es gegen die römische Kirche. In Colmar regt sich nach der innigen, friedlich-religiösen Kunst Martin Schongauers der gewaltige Naturalismus Matthias Grunewalds und Baldung Griens, deren Gebilde ein neues, trotzig auf sich selbst gestelltes Geschlecht verraten. Alles tritt in den Dienst der freiheitlichen und demokratischen Ideen. Dem Drang nach allgemeiner Bildung kommen Holzschnitt und Buchdruck entgegen. Johann Gensfleisch von Gutenberg wirkt in den vierziger Jahren

des fünfzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Straßburg, und hier zuerst wird seine Mainzer Erfindung nachgeahmt und angewandt. Der bekannteste Bildhauer seiner Zeit, Nikolaus Gerhaert, schafft in den sechziger Jahren seine Skulpturen an der Straßburger Kanzlei. Die Spielleute, die den revolutionären Humor des Volkes vertreten und verbreiten, bilden im Elsaß eine anerkannte Zunft und halten ihre alljährlichen Feste mit Pfeifergericht und Pfeiferkönig. Unendlich gesunken ist dagegen das Ansehen der Geistlichkeit. Bis in die Kirchen herein wagte sich der Hohn wider die Pfaffen, und aus dem „Roraffen" unter der Orgel des Straßburger Münsters ertönten am Pfingstfest unflätige Spottlieder und überschrien die frommen Hymnen der Landleute, wie auch deren Prozessionen von den ausgelassenen Umzügen der Fischer gestört wurden. In dieses lose Treiben fiel die ernste Mahnung der Sittenprediger, der Satiriker und Publizisten. Der berühmteste Redner des fünfzehnten Jahrhunderts, Geiler von Kaisersberg, donnert von der Münsterkanzel gegen die Verderbnis der Zeit, von Straßburg aus fährt Sebastian Brants „Narrenschiff", die volkstümlichste Satire auf alle Stände, in die Welt. Hier im Elsaß, in nächster Nähe des in Basel tätigen Erasmus, versucht der Humanist Wimpfeling die Reform der Schulen. Aber diese Geister bleiben doch bei aller Fehde gegen den Klerus der alten Kirche getreue Söhne, wie auch Thomas Murner den „großen lutherischen Narren" bekämpfte, ohne seinen eigenen geistlichen Stand zu schonen. Aber wider Willen hatten diese freien Köpfe der herannahenden Reformation vorgearbeitet. Schon war der Boden, worauf die römische Kirche stand, von allen Seiten her unterwühlt. Luthers Thesen fanden im Hungerjahr 1517 gerade in Straßburg die empfänglichste Stimmung und bald auch in Matthias Zell aus Kaisersberg ihren glühenden Apostel. Der Rat der Stadt, Edelleute und Priester traten auf seine Seite. Nur der giftige Franziskanermönch Murner verfocht die Sache des Papstes. Bald fand der Volksredner Zell die Unterstützung der Gelehrten Capito und Hedio. Das Haupt der Bewegung aber ward der Schlettstadter Martin Butzer, der milde und versöhnliche Reformator Oberdeutschlands. Er war einer der ersten Priester, die in den Stand der Ehe traten — sein treffliches Weib Katharina Schütz vertrat selbst in Wort und Schrift, bis über seinen Tod hinaus, die evangelische Sache — und die von der Gemeinde, nicht mehr von der geistlichen Behörde als Pfarrer angestellt wurden. In deutscher Sprache ward nun Messe gelesen und getauft, das Abendmahl wurde in beiderlei Gestalt ausgeteilt, die Beichte abgeschafft, der Bilderdienst beseitigt. Dichter und Musiker wie Greitter und Dachstein belebten den kirchlichen Gesang. Im Jahre

1529 war die Staatskirche von Straßburg gegründet. Die Rechte des Bischofs gingen auf den Rat über. Die friedliche Einführung der Reformation, die Erasmus nicht genug zu rühmen wußte, war zumeist der vortrefflichen Verfassung Straßburgs zu danken, den drei aus lebenslänglichen Mitgliedern zusammengesetzten Kollegien der Stadt, die als das „beständige Regiment" dem jährlich gewählten Rat nur die Stellung eines Oberhauses oder Senates einräumten, die „Dreizehner", „Fünfzehner" und „Einundzwanziger", die in allen Angelegenheiten des Äußeren und Inneren den Ausschlag gaben. Die weithin leuchtende Spitze dieser aufgeklärten Versammlung war der Stolz Straßburgs: Jacob Sturm. Aus altem patrizischem Geschlecht, genoß er, der Liebling Wimpfelings, die sorgfältigste Erziehung, studierte Theologie und Jurisprudenz, bildete sich auf Reisen und trat dann in den Dienst der Stadtregierung. Eine Autorität in Schulangelegenheiten, gründete er das Gymnasium, förderte als Scholarch die Errichtung von Volksschulen, verbesserte die bestehenden Unterrichtsanstalten im Geiste des Humanismus und der Reformation und legte mit Butzer, Capito und Hedio im Thomasstift den Grund zur



Martin Butzer.
Kupferstich von de Bry.

späteren Akademie und Universität. Ein hoher Geist sittlicher Zucht, von Mildtätigkeit und religiöser Toleranz ging damals durch die Heimatstadt Jacob Sturms. Selbst die Wiedertäufer erfuhren hier die äußerste Schonung. Auch in der auswärtigen Kirchenpolitik war Sturm neben Butzer Straßburgs Haupt und Vertreter. Er verteidigte zu Speier 1529 die Abschaffung der Messe und vertrat im nächsten Jahre das Sonderbekenntnis des Vierstädtebundes. In dem verhängnisvollen Abendmahlsstreit sucht Straßburg, obwohl es auf der Seite der Schweizer Reformatoren



Bildnis des weiland Edlen und Ehrenfesten Herrn Jacob Sturmen.
Holzschnitt von Tobias Stimmer.

steht, zu vermitteln; aber erst im Jahre 1536 kam es nach wiederholter schroffer Ablehnung von seiten Luthers zur Wittenberger Konkordie. Mittlerweile war die freie Reichsstadt dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten. Ihre Häupter fühlten sich um so sicherer, als Kaiser Karl mit Frankreich in Krieg verwickelt war, dessen König die Protestanten unterstützte. Als das Konzil von Trient 1545 zusammentrat, war jedoch König Franz bereits besiegt, und der Krieg gegen die Ketzer wurde beschlossen. Noch täuschte Kaiser Karl die Protestanten über seine wahre Absicht, die religiösen Wirren mit dem Schwerte zu lösen, und hielt die Gegner mit Verhandlungen hin. Diese waren unter sich uneinig und standen dem Kaiser unschlüssig gegenüber. Jacob Sturm war nicht gewillt, Gut und Blut

seiner Mitbürger den Zwecken der verbündeten Fürsten von Sachsen und Hessen ohne weiteres zu opfern. Als es jedoch zum Schlagen kam, zeigten die Städte allein Mut und Entschlossenheit. Mit knapper Not entging der Kaiser bei Ingolstadt der Gefangennahme durch ihren tapferen Führer Schärtlin von Burtenbach, dessen Sieg nur durch die Ratlosigkeit der Bundesfürsten vereitelt wurde. Nach deren Trennung knüpfte man wieder Verhandlungen mit Frankreich an. In Straßburg waren die Meinungen geteilt. Schließlich unterwarf man sich dem Kaiser, und Jacob Sturm war es, der das Odium der Friedensbotschaft auf sich nahm und vor Karl in Nördlingen den ausbedungenen Fußfall tat. Auf schwere materielle Einbußen folgte der härtere Schlag des Augsburger Interims vom Jahre 1548, das nach ungeheurer Aufregung und dem heftigsten Widerstand von Butzer und Fagius, dem Nachfolger Capitos, von der Straßburger Bürgerschaft angenommen wurde und in der protestantischen Stadt den Katholizismus wiederherstellte. Am 2. Februar 1550 zog die katholische Geistlichkeit im Münster ein. Auf dem wiedereröffneten Konzil zu Trient war Straßburg durch Sleidanus und Dr. Marbach vertreten, die jedoch ebensowenig wie die übrigen protestantischen Delegierten vor den Römlingen zu Worte kamen. Die Rettung der protestantischen Sache erfolgte durch Moritz von Sachsen, dessen Verrat am Kaiser diesen zur Nachgiebigkeit zwang. Aber der Preis für das ehrgeizige Unternehmen des Herzogs war das Bündnis mit Frankreich, das in dem nunmehr ausbrechenden Kriege mit dem Kaiser nur seine Eroberungsgelüste befriedigen wollte. Metz, Toul und Verdun fielen ihm zum Opfer. Straßburgs Bürgerschaft hatte die Absichten des gefährlichen Verbündeten sofort durchschaut und verschanzte sich eilig gegen den Franzosenkönig Heinrich, der schon in Zabern stand und freien Durchzug durch das „Tor des Reiches" verlangte. Sturm und Sleidan aber, die Gesandten der Stadt, hielten ihn hin und luden ihn lediglich zum persönlichen Besuche Straßburgs ein, der auch erfolgte. Inzwischen schloß der Kaiser mit den Protestanten den Vertrag von Passau, der ihre Sache dauernd sicherte und zog mit zwei Heeren nach Frankreich, dessen Truppen das Elsaß räumten. Karl der Fünfte, der bereits in Rastatt die Abgesandten Straßburgs sehr gnädig empfangen hatte, ritt in die treue Stadt ein und zeigte ihr seine Zufriedenheit mit ihrer toleranten Behandlung der katholischen Geistlichkeit, die er ungestört im Münster amtieren sah. Der Augsburger Religionsfriede vom Jahre 1555 mit seiner Anerkennung des status quo konnte die Straßburger nicht beruhigen. Sie kündigten 1559 dem Bischof den zur Zeit des Interims geschlossenen Vertrag über den Besitz der Hauptkirchen und so

wurde die Stadt wieder protestantisch. Jacob Sturm sollte diese glückliche Wendung nicht mehr erleben. Er war am 30. Oktober 1553, noch während des Krieges mit Frankreich, gestorben. Sleidan sicherte ihm in seinen „Commentaren" seine großartige Stellung in der Geschichte der Reformation. Stand Straßburg zu Lebzeiten Sturms und seiner Freunde an der Spitze der evangelischen Städte und herrschte hier der Geist der Aufklärung und Humanität, so änderte sich das gründlich, als der unduld-



Johann Sturm.
Kupferstich von von der Heyden.

same Lutheraner Johannes Marbach das Präsidium des Kirchenkonvents erhielt, das er 28 Jahre lang bekleidete. Nur die Schule wahrte die alten Traditionen. Französische Religionsflüchtlinge, wie auch Calvin, der drei Jahre in Straßburg zubrachte, gaben öffentlichen Unterricht. Der leitende Geist der Anstalten aber war der neue Cicero des Jahrhunderts, Johann Sturm, der erste Rektor des Gymnasiums und beständige Rektor der 1566 in eine Akademie umgewandelten hohen Schule, der auch in seinen zahlreichen diplomatischen Missionen konfessioneller und politischer Art freisinnige und humane Grundsätze vertrat. Bald brach offener Zwist zwischen Marbachs Partei und den Anhängern Sturms aus, der mit dem

Siege der Orthodoxie und der Absetzung des hochverdienten Scholarchen 1581 endigte. Ein unendlich reiches Jahrhundert ging für Straßburg zur Rüste. Die ärztliche Wissenschaft, die Botanik und Landwirtschaftslehre, die Nationalökonomie, die Jurisprudenz, die Geschichtschreibung blühten, zum Teil in europäischen Berühmtheiten; ein Militärarchitekt wie Daniel Specklin, der elsässische Vauban, schuf hier seine Festungswerke



Protestantisches Gymnasium mit Neukirche.

und legte seine Kenntnisse in einem großen theoretischen Werke nieder, Johann Schoch gab der Straßburger Baukunst des ausgehenden Jahrhunderts ihr Gepräge, das Kunsthandwerk stand auf hoher Stufe — die Uhr im Münster mag als Zeuge dafür gelten —, im Holzschnitt ward, wie z. B. vom Meister Tobias Stimmer und vom Zeichner Wendel Dieterlin, Hervorragendes geleistet. Überall zeigt sich eine hohe Kultur, ein Luxus, der dem natürlichen Reichtum des Landes, dem Stand seiner Industrie und seines Handels entsprach. Das Elsaß, das man gerne stolz

das „Edelsaß“ nannte, war der „Paradiesgarten“, die „Speisekammer“, der „Weinkeller“ und die „Kornscheuer“ Oberdeutschlands. Straßburgs Export an Bodenfrüchten, Holz und Wein war sehr bedeutend, seine Schiffahrt beherrschte den oberen Rhein, seine Johannismesse sah Besucher aus allen angrenzenden Ländern.

In diesem gesegneten Erdstrich blühte die Lebensfreude, hier gedieh Volksbelustigung und Mummerei. Die Religion nahm hier nicht alle



Daniel Specklin.
Nach einem Kupferstich von de Bry.

Gemütskräfte in Anspruch und ließ noch Raum für ästhetische Freuden. Wieder übernimmt, wie vor der Reformation so nach dieser Zeit, das Elsaß die Führung in der deutschen Literatur. Jörg Wickgram dichtet neben anderen Landsleuten, wie Jacob Frey und Martin Montanus, Volksschauspiele, Romane und Schwankbücher, der große Publizist und Humorist Johann Fischart seinen unsterblichen „Gargantua“, seine „Flöhhatz“, sein „Glückhaft Schiff“. Er war auch der gewaltigste Streiter gegen die Jesuiten. Denn schon hatte die Gegenreformation ihr Werk auch im Elsaß begonnen. Im Jahre 1580 — unter dem Bischof Johann von Manderscheid — ward zu Molsheim das erste Kollegium der Gesell-

schaft Jesu begründet. Einige Jahre darauf zogen sie mit französischer Hilfe in Straßburg ein. Im Domkapitel bekämpften sich Anhänger der alten und neuen Kirche. Nach dem Tode Johanns, 1592, brach der offene, zehnjährige Krieg um den Bischofssitz aus; aber es handelte sich bereits nicht mehr bloß um den Wettstreit zwischen dem protestantischen Kandidaten, dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, und dem ka-



St. Stephans Kirche.
Lithographie.

tholischen, Herzog Karl von Lothringen, sondern um große politische Gegensätze, um Liga und Union. Die Protestanten unterlagen. Heinrich IV. von Frankreich vermittelte den Frieden. Noch zu Lebzeiten des Bischofs Karl wurde sein katholischer Nachfolger Leopold von Österreich gewählt, wodurch die geistliche Gewalt mit den landgräflichen und reichsvogteilichen Rechten im habsburgischen Hause vereinigt war. Leopold war es, der in der Jülichschen Erbfolge Jülich besetzte und so das Elsaß zum Schauplatze des 1609 beginnenden neuen Krieges zwischen Protestanten und Katho-

liken machte. Schon war Heinrich IV. von Frankreich bereit, zu den Verbündeten der Union zu stoßen, als ihn Ravaillacs Dolch traf.

In den Jahrzehnten vor Beginn des großen Krieges fließen im geistigen Leben des Elsasses zwei Strömungen nebeneinander her, die antik-klassische der Renaissance und die deutsch-volkstümliche, Gegensätze, um die sich in den nächsten Jahrhunderten überhaupt die deutsche Literaturgeschichte drehte. Beide Richtungen fanden ihren lebendigsten Ausdruck im Drama; jene erstere im lateinischen, als dessen bedeutendster Vertreter Kaspar Brülow erscheint, die letztere im deutschen Schauspiel, dessen Veredelung insbesondere Wolfhart Spangenberg im Anschluß an die Straßburger Meistersingerschule erstrebte, ein Dichter, der auch auf dem Gebiet des Tierromans Fischarts Tradition fortsetzte und wie dieser als eifriger Protestant, wenn auch weit harmloser als er, gegen den Katholizismus zu Felde zog. Schon aber tobte um ihn her der konfessionelle Federkrieg in voller Stärke, nachdem 1617, im Jubiläumsjahr der Reformation, die jesuitische Lehranstalt Molsheim zur Universität erhoben ward. Wohl fanden auch im Elsaß die romanisierenden Tendenzen literarischer Gesellschaften nach Opitzens Muster ihre Verbreitung; aber sie waren von kurzer Dauer. Sie wurden hier im Südwesten verdrängt durch die hartnäckigste Deutschheit, zumal durch den Satiriker Johann Michael Moscherosch, der den Grund der Verderbnis seiner Zeit in der Ausländerei, in der Nachäffung französischer Sitte und Sprache erblickte. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Straßburg, während der Graf Mansfeld seine Invasion ins Elsaß unternahm, im geheimen seinen Frieden mit Ferdinand gemacht und sich im Jahre 1621 von der Union getrennt. Der Kaiser erhob dafür die Straßburger Schule am 14. August zur Universität. Aber es war kein Akt der Toleranz gegenüber einer protestantischen Stadt, wie man wähnte. Bald setzte die Gegenreformation im ganzen Elsaß ein und das Restitutionsedikt vom Jahre 1628 erstreckte sich auch auf Straßburg. Die Erbitterung gegen den kaiserlichen Fanatismus trieb die gute deutsche Stadt immer mehr in die Arme Frankreichs, das seine alten Liebesanträge erneuerte und verstärkte. Richelieu hielt sein Auge unausgesetzt auf die kostbare Beute gerichtet. Im Jahre 1631 ward ein Anlehen bei der französischen Krone gemacht. Noch blieb Straßburg durch seine Neutralität im Schwedenkriege verschont, während das Elsaß, zumal der Sundgau, die fürchterlichsten Leiden über sich ergehen lassen mußte. Aber als man nach dem Abzug der Schweden von den Kaiserlichen neue Mißhandlungen erwartete und überall am Rheine das Bedürfnis nach fremdem Schutze erwachte, als die Franzosen im Norden Ehrenbreitstein und Philippsburg,

im Süden Mömpelgard, im Westen Nancy besetzt hatten, wehrten sich auch die elsässischen Orte nicht mehr länger gegen die welschen Garnisonen. 1634 stellte sich Colmar unter das Protektorat Frankreichs. Bald ging es, wie auch Hagenau, Reichshofen und Schlettstadt, in seine Hände über. Nach der Nördlinger Schlacht kämpften zwei Männer um das Schicksal des Reichslandes miteinander, der edle Bernhard von Weimar, der aus dem Elsaß ein deutsches Fürstentum machen wollte, und der tapfere Johann von Werth, der in ihm nur den Reichsfeind und Verräter sah. Nach



St. Martins-Platz mit Pfalz, Neuem Bau und Münze.
Nach einer Zeichnung.

anfänglichen Erfolgen Johanns besiegte mit französischer Unterstützung bei Rheinfelden der protestantische Feldherr den katholischen Gegner und nahm ihn gefangen, und als selbst das wichtige Breisach 1638 in seine Hände gefallen war, war er Herr des elsässischen Landes und des Breisgaues. Umsichtig schaltete der Herzog in dem neuen Fürstentum und suchte mit allen Kräften das Land beim Reiche zu erhalten; aber Frankreich verlangte die Ausführung der geheimen Verträge. Nach seinem Tode (1639) gelang es dem französischen Golde, die weimarische Armee zu gewinnen und das Elsaß zu annektieren. Im Westfälischen Frieden wurde die Abtretung des Landes förmlich besiegelt. Nur die Reichsrechte aller unmittelbaren Städte im Elsaß, also auch Straßburgs, wurden anerkannt, aber in so

unklarer Weise, daß daraus sich neue Ansprüche der französischen Krone ergeben mußten. Bald machten sich die neuen Gewalthaber durch Maßregeln der Justiz und der Verwaltung das Land zu eigen. Im Holländischen Kriege schwankte noch einmal die Wage seines Geschickes zwischen der Armee Ludwigs XIV. und dem kaiserlich-brandenburgischen Heere; aber Turenne behauptete den Sieg. Die Rechte der freien Reichsstädte wurden nun nicht mehr geachtet. Die Franzosen steckten die Straßburger



Ritterhaus auf dem Stephansplan.
Originalzeichnung von Huguelin.

Rheinbrücke, den Paß ins Reich, am 14. November 1671 in Brand und zwangen den Stadtrat, die wiederaufgebaute mit eigenen Mitteln wieder abzutragen. Der Aufstand des Volkes gegen diese Vergewaltigung war vergeblich. Im Fortgange des Holländischen Krieges war Straßburg selbst mehrfach bedroht, aber zu einer Belagerung durch die Franzosen kam es nicht. Nach dem Frieden von Nymwegen begannen die berüchtigten Réunionskammern ihr Werk und die elsässischen Reichsunmittelbaren wurden als Vasallen des französischen Königs erklärt. Seine Regierung

verlangte von den Straßburgern den Huldigungseid. Die österreichische Diplomatie, hinter der keine reelle Macht stand, versagte völlig. Die Frage einer baldigen Okkupation der Stadt war eine ganz offene. Von Verrat der Behörden kann keine Rede sein. Schon war der französische König der Hauptgläubiger der tiefverschuldeten Stadt, überall arbeitete der Katholizismus, an seiner Spitze der bestochene Bischof Egon von Fürstenberg, den Absichten des Königs vor, in dumpfer Resignation erwartete die deutsche Stadt ihr unvermeidliches Schicksal. Im Sommer 1681 sammelten sich französische Truppen im Elsaß, im Herbst rückten sie –



Das alte Kaufhaus.

nach Louvois' Plan – unter Montclar auf Straßburg, dessen Zollschanze am Rhein in der Nacht vom 27. auf den 28. September besetzt wurde. Der Überfall traf die Stadt völlig ungerüstet. In den nächsten Tagen unterwarf sie sich Louvois' Bedingungen. Am 4. Oktober leistete der Magistrat den Eid der Treue und Vauban begann seine Zitadelle zu bauen. Ludwig XIV. hielt am 23. seinen glänzenden Einzug, vom Bischof Egon von Fürstenberg in dem nun wieder katholischen Münster feierlichst begrüßt. Mit tiefer Erbitterung, mit Hohn und Spott nahm das ohnmächtige deutsche Reich die Schmach hin. Im Ryswicker Frieden (1697) trat es Straßburg endgültig an Frankreich ab, und der Rhein ward Deutsch-



Domplatz und Kammerzellsches Haus.
Nach einer Lithographie.



Das Fischertor.
Lithographie.

lands Grenze. Ungeheuer waren die Lasten, die man der so mühelos gewonnenen Stadt auferlegte. Ein königlicher Prätor (Ulrich Obrecht) führte die Oberaufsicht über ihre Verwaltung. Die Katholisierung der Einwohner wurde mit allen Mitteln durchgeführt. Zwar blieb das nationale Bewußtsein der deutschen Bürger erhalten, aber in ihrem religiösen und politischen Charakter ging eine radikale Wandlung vor sich. Ein Opfer seines Glaubens und der alten Freiheit fiel auch der Ammeister Dominikus Dietrich, der die Kapitulation Straßburgs unterzeichnet hatte. Er starb gebrochenen Herzens in der Verbannung. Das religiöse Leben des Elsasses hatte noch einen neuen Impuls durch Philipp Jakob Spener erhalten, der 1635 in Rappoltsweiler geboren, als Schüler Konrad Dannhausers 1651 die Universität Straßburg bezog, später dort predigte und lehrte und die alten Überlieferungen Taulers, Geilers und der Straßburger Reformatoren fortsetzte, der Vater des deutschen Pietismus, der das Luthertum innerlichst erneuerte und auch für unsere Nationalliteratur von so großer Bedeutung wurde. Für die Poesie lag das Elsaß, wie auch die übrigen deutschen Lande, in der Zeit um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nahezu völlig brach. Erst mit Konrad Pfeffel (1736—1809) erhebt sich wieder ein Dichter von einiger Bedeutung, ein Aufklärungspoet nach dem Vorbilde Gellerts. Das geistige Leben des Elsasses ging um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich von der Universität aus.

2. Die Universität.

In der Kapitulationsurkunde von 1681 war der Universität vom König die Unveränderlichkeit ihres damaligen Standes zugesichert worden. Sie blieb deutsch und protestantisch. Auch die „Alternative", die Verordnung des Jahres 1687, wonach alle Ämter und Stellen der Stadt von Katholiken und Lutheranern wechselweise besetzt werden sollten, trat für sie nicht in Kraft. Aber in einem fremden, andersgläubigen Staate ganz auf sich selbst angewiesen, krankte sie an der Dürftigkeit ihrer finanziellen Mittel. Die dreizehn Präbenden des St. Thomasstiftes bildeten den Gehalt von ebensoviel Professoren, die mit der Aufnahme in das Kapitel ein Kanonikatshaus zur Benutzung erhielten. Hier, in ihren Wohnungen, fanden großenteils die Vorlesungen statt. Die übrigen waren auf den Ertrag ihrer Lektionen und einen von der Stadt gewährten Zuschuß von etwa 500 bis 600 Livres angewiesen, auch betätigten sie sich nebenher als Hilfsprediger oder Lehrer am Gymnasium. Um in ein Kanonikat einzurücken, nahmen die Anwärter eines Lehrstuhles, den sie oft erst in vor-

gerücktem Alter erlangten, ohne Rücksicht auf ihr eigentliches Fach eine erledigte Dozentur an der philosophischen Fakultät an, die sie dann wieder vertauschten. So erhielt die Hochschule einen konfessionellen Charakter. Die Zahl der Ordinarien blieb beschränkt und der Zufluß auswärtiger Lehrer war in Ermangelung angemessener Gehälter ausgeschlossen. In der Tat gehörten die Straßburger Professoren fast durchweg einheimischen



Das Kronenburgertor.
Lithographie.

und wohlhabenden Familien an. Im Jahre 1761 wurde die Zahl der Lehrstühle auf vierzehn festgesetzt, am Ende der achtziger Jahre betrug sie achtzehn. An der theologischen Fakultät wirkten drei (bzw. vier) Lehrer, die sich über die von ihnen zu behandelnden Kollegien untereinander verständigten. Der Jurisprudenz waren drei (bis fünf) Ordinarien zugeteilt, die über Pandekten, Institutionen, den Kodex und Staatsrecht, das letztere in Verbindung mit Rechtsgeschichte, lasen. Auch hier war die Abgrenzung der Gebiete keine unbedingte. Die Medizin verteilte sich auf drei



Das Weißturmtor.
Lithographie.



Das Judentor.
Lithographie.



Ansicht der Stadt zur Zeit des jungen Goethe.
In der Alsatia illustrata v. Schoepflin 1760.

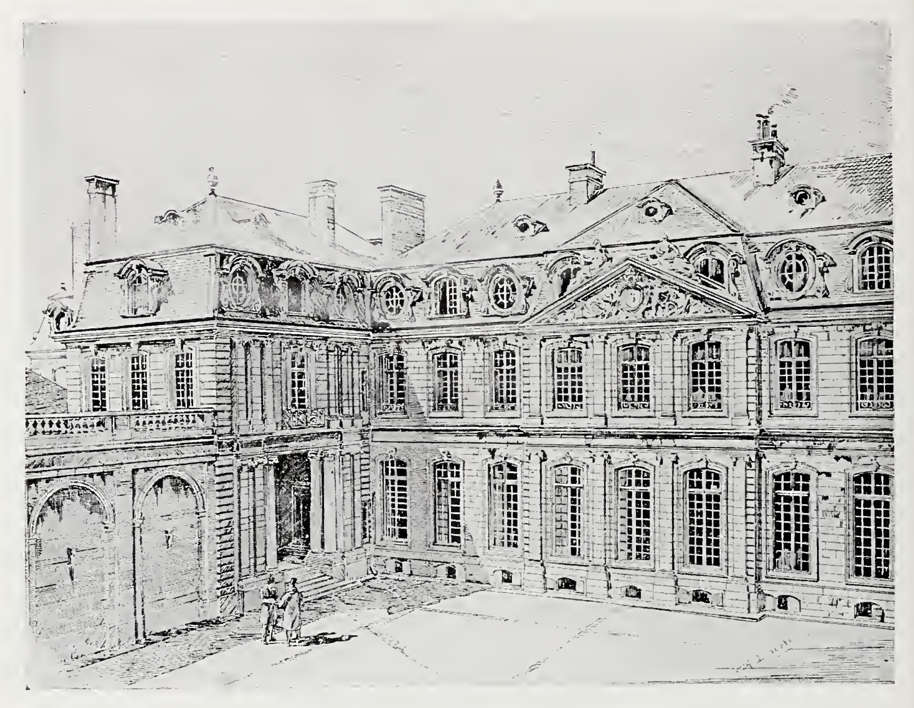
Lehrstühle. Für Arzneimittellehre in Verbindung mit Naturwissenschaft und Chemie, für Anatomie, Physiologie und Chirurgie sowie für Pathologie und Klinik. Die anatomischen Vorträge und Übungen fanden in der ehemaligen Kapelle des Bürgerspitals statt, das auch die Leichen zur Verfügung stellte. Hier bestand auch seit 1738 eine Schule für Geburtshilfe, nach dem Vorgang von Paris die erste. Sie diente sowohl zur Ausbildung der städtischen Hebammen wie der Studierenden und war die Pflanz-



Bischöfliches Schloß von der Illseite.

schule der berühmtesten Akkoucheure Deutschlands, Hollands, der Schweiz und nordischer Länder. Ein botanischer Garten, in dessen Hauptgewächshaus über Pflanzenkunde gelesen wurde, war schon 1619 von der Stadt angelegt worden. Die Büchersammlungen rührten schon aus der Zeit der Reformation und von der Schenkung Jacobs Sturms her; sie wurden durch die im Jahre 1765 der Stadt vermachte Bibliothek Schöpflins beträchtlich vermehrt. Protektor der Universität war der Prätor, Kanzler ein Mitglied der Dreizehnerkammer. Der Rektor hatte die Strafgewalt in kleineren Streitigkeiten zwischen Studenten und Einwohnerschaft, ein

Recht, das alljährlich vom Ammeister erbeten werden mußte; die Durchschnittszahl der Studierenden betrug vor der Revolution zwischen 400 und 600 Köpfen. Zahlreiche Freistellen und Stiftungen kamen den Unbemittelten zugute. Zu allen Zeiten hatte die Universität, die so günstig an der großen Verkehrsstraße zwischen Deutschland, Frankreich, dem Niederrhein, der Schweiz und Italien lag, die Fremden und besonders die Söhne reicher und vornehmer Familien angezogen. Schon Sturm zählt einmal



Bischöfliches Schloß. Hofseite.

an die 200 Fürsten, Grafen und Herren auf. Unter den Ausländern waren besonders zahlreich die Russen und Livländer vertreten. Mehrere Professoren beherbergten vornehme Studenten bei sich im Hause, während katholische Adelige bei den regulierten Augustiner-Chorherren Unterkunft fanden. Zur Erlernung der neueren Sprachen war mannigfache Gelegenheit geboten. Fecht-, Tanz- und Schwimmlehrer, das Ballhaus, die Reitschule sorgten für die Ausbildung des Körpers. Zu Ostern traten zwei, im Sommer und Herbst je drei Wochen Ferien ein. Von besonderer Feierlichkeit war der Straßburger Promotionsakt. „Es wurden dazu alle

Standespersonen der Stadt, der Magistrat, die Professoren der Hochschule, die Präzeptoren, Pfarrer, Freiprediger und Helfer, Doktoren und Lizentiaten geladen. Man versammelte sich in der Zunftstube Zum Spiegel und begab sich in feierlichem Aufzug mit Musikbegleitung nach dem (von der Kirche abgetrennten) Chor der Neukirche. Voran schritten die Pedelle mit den Zeptern, ihnen folgten Knaben mit brennenden Kerzen, welche die Barette und Doktorhüte trugen, dann, dem Range nach, Rektor, Promotor, Diakonen, Professoren usw., je ein Kandidat in der Mitte, zu drei und drei. Ein Musikstück eröffnete die Feierlichkeit im ‚Auditorium'; darauf hielt der Promotor ein kurzes Gebet und eine Anrede ‚ex superiore cathedra' und begehrte vom Kanzler die ‚potestas creandi'; der Notar verlas



Bischöfliches Schloß. Portal.
Nach der Originalzeichnung von Massol, Baumeister des Schlosses.

dann das ‚juramentum', die Kandidaten legten zwei Finger auf das Zepter und schwuren den Eid. Die Verleihung der Grade geschah unter verschiedenen sinnbildlichen Bräuchen; endlich richtete man an die jungen Doktoren eine Reihe von Fragen, die ihnen Gelegenheit boten, ihre lateinische Beredsamkeit zu entwickeln. Gebet und Fanfaren schlossen die Feier und der Zug ging, wie vorher, wieder zurück nach der Zunftstube Zum Spiegel. Zu dem daselbst folgenden Festmahl waren, wenn mehrere Kandidaten vorhanden waren, von Magistratspersonen der Ammeister, der regierende Stättmeister und die Herren Scholarchen geladen."*)

*) Siehe „Straßburg vor hundert Jahren" von H. Ludwig. Stuttgart 1888. Anm. 262, S. 293.



Parade-Platz mit Aubette.
Nach einer Originalzeichnung.



Rathaus und Broglieplatz.
Lithographie.

Seit dem Jahre 1740 machte sich die französische Sprache und Sitte, die schon in den Salons und Bureaus herrschte, auch in der Bürgerschaft bemerkbar, und die katholische Einwohnerschaft fühlte sich mehr und mehr in ihrer Bedeutung. In Paris befaßt man sich nun lebhafter mit der Universität, erörtert Verwaltungsangelegenheiten und fordert Berichte über die Einkünfte, Ausgaben und Zusammensetzung der Hochschule ein. Die Errichtung einer königlichen Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, deren ständiger Präsident der



Zweibrücker Hof.
Kupferstich.



Domprobstei.
Nach einer Radierung von Koertge.

Prätor sein sollte und die offenbar den Zweck hatte, das Übergewicht der Universität zu mindern, ward im Jahre 1768 geplant. Wiederum kämpfte die protestantische Universität gegen die Forderung der „Alternative", und als diese abgeschlagen war, gegen das Verlangen, eine besondere katholische Professur für das kanonische Recht zu errichten. Kardinal Rohan erreichte dieses Ziel in der Tat und erwirkte auch für seine philosophische Fakultät im Jahre 1776 das Patent, den Grad eines Doktors der Rechte zu verleihen. So rückte man der Häresie des Protestantismus und der „Hydra" des Deutschtums immer kräftiger zu Leibe. Trotz aller dieser Schwierig-

keiten und Kämpfe erhob sich die Universität gegen die Mitte des Jahrhunderts nochmals auf eine glänzende Höhe, wenn sich ihr Ruhm auch nur auf wenige Häupter erstreckte. Zwar die Theologie wurde durch das französische Regiment immer mehr in den Hintergrund gedrängt; sie erstarrte unter den Verleumdungen und Intrigen ihrer katholischen Gegner. Der Pietismus vermochte in Straßburg keine rechte Wurzel zu fassen. Erst in Dr. Reuchlin gewann die Gottesgelahrtheit wieder einen erfreulichen Vertreter des praktischen Christentums, dem sich sein Schwiegersohn Georg Stuber würdig anreihte. In Lorenz Blessig und dem Pfarrer Oberlin fand diese Richtung ihre Ausläufer und verdientesten Namen.



Präfektur.
Nach einer Lithographie. Anfang des 19. Jahrhunderts.

3. Die Stadt.

Während Goethe in „Dichtung und Wahrheit" seine Vaterstadt Frankfurt in ihrer äußeren Physiognomie wie in ihrem inneren Leben so anschaulich schildert, daß sie fast greifbar vor unseren Augen steht, hat er, abgesehen von spärlichen Streiflichtern, die er darauf fallen läßt, Straßburg — ebensowenig wie Leipzig — als Gemeinwesen und Stadtbild einer Betrachtung gewürdigt. So viel mehr galt ihm in den Universitätsjahren die Bildung seiner Geistes- und Gemütskräfte, daß die Schilderung des

Schauplatzes, worauf diese Entwicklung vor sich ging, zurücktreten mußte. Und doch bot die „königliche freie Stadt" in ihrem Organismus und Aussehen kaum geringeres Interesse als die alte Reichsstadt am Main. Es zeigte sich hier der Anblick einer Regierung, wie sie nirgend anderswo erlebt werden konnte. Innerhalb des französischen Staates, der auf der unbeschränkten Selbstherrlichkeit seines Monarchen aufgebaut war, bestand noch eine demokratisch-republikanische Verfassung, die dem Bürgertum seine alten Rechte wahrte. Noch immer bildeten die Zünfte die Grund-



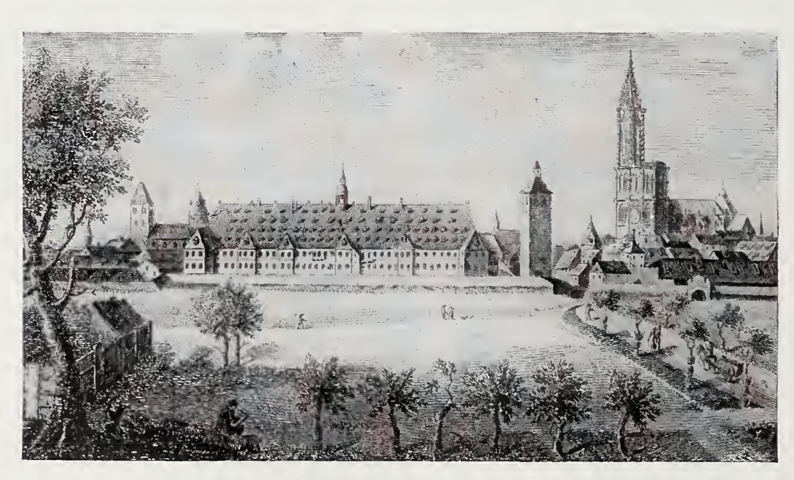
Präfektur. Hofseite.

lage des städtischen Regimentes, noch wählten sie den dreihundertköpfigen Schöffenrat, dem wiederum die Wahl der zwanzig Ratsherrn oblag und die ihrerseits den regierenden Ammeister kürten. In dieser Zusammensetzung überwog der bürgerliche Magistrat zu zwei Dritteln das adelige Regiment, das mit zehn „Konstofflern" vertreten war, aus deren Mitte die sechs Stättmeister — darunter die vier „regierenden" — hervorgingen. Überall, in Justiz und Verwaltung, im großen und im kleinen Rat, in der Kammer der Dreizehner und der Fünfzehner, sowie in deren Vereinigung mit den Einundzwanzigern — dem beständigen, d. h. auf Lebenszeit

gewählten Regiment — gab das Bürgertum den Ausschlag. Allwöchentlich, an den im Ratskalender verzeichneten Tagen, versammelten sich diese



Portal der Präfektur in der Brandgasse.



Das Bürgerspital.

Kollegien in dem Rathause, auf der „Pfalz". Und noch immer wurde nach uraltem Brauche am Anfang des Jahres, sobald in der „Kurnacht"

der Rat zum Teil erneuert und der Ammeister gewählt war, der „Schwörbrief" vor dem Münster öffentlich verlesen und von Magistrat und Bürgerschaft feierlich beschworen. Aber freilich, es war nur ein schwacher Abglanz der einstigen Unabhängigkeit, ein bloßes Schauspiel nur der früheren Selbstregierung; denn eine dichte Schar Bewaffneter, in des Königs Uniform, umgab den Platz, und die Schlüssel der Stadttore, die der Überlieferung gemäß während der Zeremonie geschlossen waren, lagen in den Händen des Befehlshabers der Festung, des Königsleutnants, der den meist abwesenden Gouverneur vertrat. Auch im Innern der Körperschaften zeigte sich deutlich der Verfall der einst so stolzen Republik. Die Mitglieder des „beständigen Regiments" sahen in ihrem Amt ein Familienprivileg und fühlten sich nicht mehr als Vertreter, sondern als Herren der Bürgerschaft, während die Zünfte allein schon in der Berufsübung der Kammern, zumal in der vollziehenden Gewalt der Fünfzehner, eine Kränkung ihrer Rechte erblickten. So sehr war auf beiden Seiten das Verständnis für die ehemals so weisen und wohltätigen Einrichtungen verloren gegangen und das Vertrauen zu einer wahrhaft gemeinnützigen Tätigkeit der Behörden geschwunden. Langsam und in der Stille hatte auch der Vermittler zwischen Stadtregiment und Krone, der königliche Prätor, an der Untergrabung der alten Freiheit mitgeholfen, war er doch, wenn auch ohne unmittelbare Gewalt, jederzeit in der Lage, den Beratungen der Körperschaften beizuwohnen und sein Veto wie ein Diktator zu gebrauchen. Auch war seine Zustimmung bei jeder Neuwahl oder Besetzung einer Verwaltungsstelle unerläßlich. Bei aller Feinfühligkeit ihres Auftretens hatten es die meisten Vertreter dieses Amtes klug und zielbewußt verstanden, sich die Bürgerschaft gefügig zu machen und unter die Gewalt des Königs zu beugen, dessen Gunst ihre Kollegien durch ständige Leistungen und freiwillige Geschenke (Dons gratuits) zu gewinnen suchten. Auch das alte kaiserliche Privileg Straßburgs, wonach ein eigenes Kammergericht die höchste Berufungsstelle für seine Bürger bildete, wurde durch die Einsetzung des im Jahre 1698 nach Colmar verlegten Conseil souverain d'Alsace vernichtet.

Neben der Bürgerschaft hatte auch Adel und Geistlichkeit ihre eigene Standesverwaltung und -gerichtsbarkeit. Aber auch die Hoheitsrechte der reichsunmittelbaren freien Ritterschaft des Elsasses waren zum Schatten herabgesunken. Während der oberelsässische Adel sich schon nach dem Westfälischen Frieden unter den Schutz Frankreichs begeben hatte, vereinigte sich (1561) die unterelsässische Ritterschaft mit den rechtsrheinischen Ritterkreisen und nahm dadurch an deren Berechtigungen und Freiheiten teil.

Aber die Reunionskammern zerstörten dieses Bündnis, und die ritterlichen Stände mußten, wenn auch nur der Gewalt weichend, schließlich der französischen Krone den Huldigungseid leisten. Sie durften die deutschen Korrespondenztage nicht mehr beschicken, sondern vereinigten sich jährlich in Straßburg unter dem Vorsitz des königlichen Intendanten, der darüber wachte, daß nur innere Angelegenheiten und keinerlei politische Fragen behandelt wurden. Ihre Besitzungen und Privilegien jenseits des Rheines verblieben ihnen ungeschmälert, wie auch der deutsche Reichsadel seine



Henriette Luise, Baronin v. Oberkirch.
Nach einem Gemälde.

Güter im Elsaß ohne erhöhte Abgaben bewohnen und verwalten durfte und in den dortigen Stiftern Aufnahme fand. Die Standesgerichtsbarkeit wurde für den im Reich begüterten Teil des unterelsässischen Adels durch das Direktorium der reichsunmittelbaren Ritterschaft der Ortenau zu Kehl ausgeübt, während er in Straßburg in dem Ritterhause auf dem Stefansplan den Sitz seines eigenen Direktoriums hatte, das ihm als königliches Lehen zur Entscheidung aller die Angehörigen der Ritterschaft betreffenden Straf- und Zivilsachen zustand, freilich mit der Einschränkung, daß in wichtigeren Angelegenheiten der hohe Rat zu Colmar als Berufungs-

instanz fungierte. Dieses politische Doppelleben führten schon seit dem sechzehnten Jahrhundert viele der angesehensten unterelsässischen Edelleute, wie z. B. die von Andlau, Rathsamhausen, Böcklin von Böcklinsau, Wurmser, Oberkirch, Zorn von Bulach, Müllenheim, die in der Ortenau begütert waren, während umgekehrt Ortenauer Adelsfamilien, wie z. B. die von Windeck, Buch, Röder von Diersburg, Neuenstein, sich im Unterelsaß angesiedelt hatten. So waren auch der Fürstbischof von Straßburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Pfalzgraf von Zweibrücken, wie auch die Stadt Straßburg selbst, welche die Hälfte der Herrschaft Kehl und einige reichsunmittelbaren Höfe jenseits des Rheines besaß, hier wie dort berechtigt und verpflichtet. Durch die königliche Gewalt war die alte Machtvollkommenheit des elsässischen Adels, wie die der Bürgerschaft, zerstört, aber auch in ihm lebte noch das stolze Bewußtsein seiner ehemaligen Zugehörigkeit zum deutschen Reiche, die Erinnerung seiner Ausschließlichkeit, und nur widerwillig fügte er sich der Aufnahme französischer Namen in seine Matrikel, die von der Bewilligung des Königs abhing. Der Adel des Unterelsasses war auch im achtzehnten Jahrhundert noch durch eine bedeutende Anzahl charakterfester Familien vertreten, die trotz ihrer französischen Bildung und Erziehug, trotz ihrer Verbindungen mit Paris und Versailles die Liebe zur engeren Heimat und die strenge Sitte ihrer Vorfahren bewahrten. Die Baronin von Oberkirch, deren Memoiren von der Verantwortlichkeit gegenüber den alten Traditionen erfüllt sind, mag als Repräsentantin dieser Klasse gelten. Eine Reihe von tüchtigen Männern entsproßte diesen Geschlechtern, die auch späterhin, als sie der Sturm der Revolution über den Rhein trieb, dem alten Vaterland wieder ihre Kräfte widmeten. So standen allein fünf Angehörige des elsässischen Adels — von Andlau, von Berckheim, von Berstett, Gayling von Altheim, von Türckheim — als Minister im Dienste des badischen Markgrafen und Großherzogs Karl Friedrich.

Neben der weltlichen Gerichtsbarkeit des adeligen Direktoriums bestand als kirchliche Behörde die bischöfliche Offizialität, die ihren Sitz im fürstbischöflichen Schlosse zu Straßburg hatte und sowohl in geistlichen Disziplinarsachen wie in gewissen bürgerlichen Rechtsangelegenheiten erkannte. Als Berufungsgericht entschied teils die erzbischöfliche Offizialität in Mainz, teils der Hohe Rat zu Colmar. Das Hochstift des Münsters hatte für seine Mitglieder und Angestellten seine eigene Gerichtsbarkeit, ebenso wie sie der Fürstbischof für seine Besitzungen in Zabern und innerhalb seines Schlosses und der dazugehörigen Gebäude in Straßburg ausübte. Das Bistum lag zu zwei Dritteln im Elsaß, zu einem Drittel jen-

seits des Rheines. Es war eines der reichsten in Frankreich und in Ansehung seines Hochstiftes, dessen Präbenden überwiegend von Deutschen besetzt wurden, das „edelste" unter den neun am Rhein gelegenen Bistümern. In ununterbrochener Reihenfolge hatten im achtzehnten Jahrhundert vier Mitglieder der Familie Rohan die Würde des Fürstbischofes bekleidet.

Neben dem so glanzvoll repräsentierten katholischen Klerus trat die Kirche Augsburgischen Bekenntnisses zurück, trotzdem um das Jahr 1770 in der etwa 43 000 Einwohner zählenden Stadt die Hälfte protestantisch war. Die Kapitulationsurkunde hatte ihr Freiheit der Religionsübung zugesichert, und selbständig verwaltete der Konvent unter der Oberhoheit des Magistrats seine Kirchen, Schulen, Besitzungen und Einkünfte. Zwischen den beiden christlichen Konfessionen herrschte ein versöhnlicher Geist, der vor allem von den hochgebildeten und toleranten Vertretern des Luthertums gepflegt wurde.

Zu diesen friedlichen Gewalten trat in der starken Grenzfestung als sehr bedeutsames und von der französischen Krone sorgsam gehegtes Element das Militär. Eine in zehn Kasernen untergebrachte Besatzung von ungefähr zwölftausend Mann, die aus Infanterie — den sogenannten „Fremdtruppen" — Kavallerie und Artillerie sich zusammensetzte, stand unter dem Befehle des Oberkommandanten der Provinz, während die Festung wie die Zitadelle ihren eigenen Gouverneur besaß. Unter den militärischen Werkstätten rechtfertigte die Stückgießerei, die im ehemaligen St. Claraklooster untergebracht war, den alten Ruf des „Straßburger Geschützes". Die in der Stadt liegenden Regimenter rekrutierten sich meist aus Deutschen, wie auch das Kommando in ihrer Muttersprache abgegeben wurde. Ihre Obersten und Inhaber waren zum Teil deutsche Fürsten, die auch, wie z. B. der Prinz Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld, ihre eigenen Paläste in der Stadt besaßen.

Innerhalb der Grenzen und Mauern dieser zur „Province étrangère effective" gehörigen Stadt regte sich nun ein bürgerliches Leben, das ganz und gar an den deutschen Gebräuchen und Einrichtungen festhielt. Die Träger dieses beharrenden Elementes waren die Zünfte. Da waren die Gärtner, die in den Vorstädten am Steintor, der Krautenau und besonders „Unter den Wagnern" (dem heutigen Weißturmviertel) wohnten und am Sonntag in der altherkömmlichen Tracht, mit dreispitzigem Hut und weitschößigem Rock, in Strumpfhose und derben Schnallenschuhen einherkamen, während die Frauen statt des breitrandigen Strohhutes die goldgestickte Schneppenhaube und ihre schweren Seidenröcke und -Mieder tru-

gen, ein arbeitsames Geschlecht, das eifrig und genau auf Wahrung und Mehrung des erworbenen Wohlstandes hielt. Von der Häuslichkeit dieser alteingesessenen Familien weiß Hermann Ludwig in seinem Kulturbilde: „Straßburg vor hundert Jahren" (Stuttgart 1888, S. 23ff.) zu berichten: „Den Eindruck des Beständigen empfing derjenige, welcher das zur Herbstzeit wie alle übrigen Gebäude dicht mit Tabakblättern und Maiskolben behangene Haus betrat, in dem hoch aufgeschüttete Sämereien und Zwiebeln verschiedenster Art den Menschen auf den allergeringsten Raum beschränkten. Mochte auch das einzige Wohnzimmer desselben,



Bürgermädchen.
Nach einem Kupferstich.

hinter dessen dunklem, niedrigem Getäfel unzählige Geschlechtsfolgen von Grillen und andern derartigen Hausgeistern ungestört genistet hatten, gar manches zu berichten wissen, so deutete doch alles in ihm auf einen ruhigen, stetigen Lebensgang. Die schwerfälligen, steiflehnigen, mit Schnitzwerk versehenen Holzsessel und Tische, der große, kunstvoll ausgelegte, mit Wappen, Figuren und blankem Beschlag gezierte Nußbaumschrank, dessen weitem Innern Geschlecht auf Geschlecht den Zoll selbstgesponnener Leinenballen anvertraute, ohne je den Vorrat durch eigenen Verbrauch wesentlich zu mindern, die altertümlichen Krüge und Schüsseln, welche von dem Topfbrett des „Känsterle" aus der Ecke des Zimmers niederschauten, entsprachen vollkommen dem Sinne der Bewohner dieses Raumes, der ge-

wohnt war, alle Leidenschaften unter das feste Joch unabänderlicher Notwendigkeit in stets gleichem Jahresrundlauf zu beugen. So hatte denn auch der weite Lehnstuhl, in dessen mit Kalbleder bezogenen harten Armen vor hundert Jahren noch der Hausherr nach des Tages Last und Hitze den Arbeitsfeldzug für den nächsten Tag überdachte oder zu Zeiten aus dem stets neben ihm stehenden ‚Schimmel', einem mit dem eigenen Wein gefüllten weißen Tonkruge, etwaigen Geschäfts- oder anderen Besuchen zutrank, in ganz derselben Weise den Urahn beherbergt. Noch auch führte der Herr des Hauses Jahr für Jahr mit derselben Genauigkeit wie seine Voreltern die Verzeichnisse über Bebauung und Ertrag jedes einzelnen Grundstückes fort, deren wurmstichige und staubige Stöße und Bündel mitunter von den in ihnen Rat und Auskunft suchenden Enkeln befragt wurden. Wie zu den Zeiten der Reformatoren leitete der Hausvater in



Bäuerin.
Nach einem Kupferstich.

diesem gleichen Wohnraume mit einem Bibelverse die mit dem Gesinde gemeinschaftlich um zehn Uhr vormittags und sechs Uhr abends eingenommenen Mahlzeiten ein, deren Schluß der zur Linken des ‚Meisters', der Hausfrau gegenüber, sitzende Großknecht durch das Leeren seines Glases auf beider Wohl ankündigte, wonach derselbe durch lautes Zuschlagen seines Kneifs das Zeichen zum Aufbruch gab."

Die vornehmste Zunftstube der Gärtner befand sich in der Weißturmstraße, in einem ansehnlichen Gebäude, dessen Giebel die Figur eines Kriegers schmückte, ein Sinnbild der Tapferkeit der Gilde, deren Eigentum es war. Hier besprachen die Mitglieder nicht nur ihre bürgerlichen und Vereinsangelegenheiten, hier spielten sich nicht bloß die alten feierlichen Gebräuche des Handwerks ab, sondern man feierte hier auch Familienfeste. Zudem war das Zunfthaus der Gärtner auch der Ort, wo die Sämereien und die Früchte geprüft wurden, bevor sie ins Ausland gingen oder auf den

„Seckelmarkt", den Platz vor dem Münster, kamen. Da war ferner die Zunft der Fischer, die in den winkligen Gassen am rechten Ufer der Ill hausten und ihr Gewerbe, wie die Gärtner, von Generation zu Generation vererbten, das sie, einem alten Vorrecht gemäß, zu beiden Seiten des Rheins ausüben durften. In hohem Ansehen standen die Schiffer, deren mannhafter, streng organisierter Zunft die Stadt in Krieg und Frieden, für ihren Schutz wie für ihren Reichtum, so viel verdankte, und deren Mitglieder, soweit sie dem Magistrat angehörten, bereits zu Anfang des



Brücke in der Ruprechtsau.
Radierung von 1804.

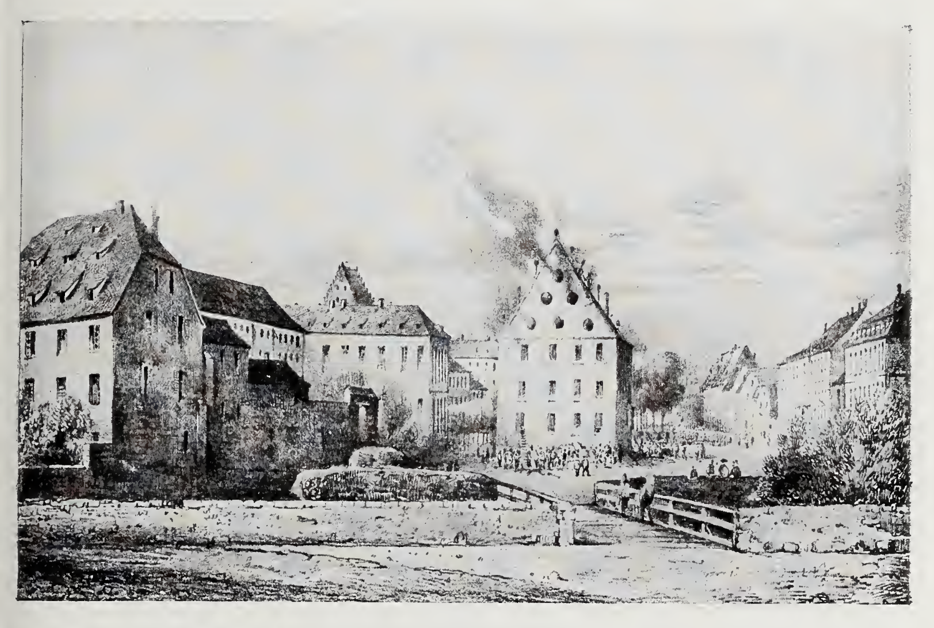
fünfzehnten Jahrhunderts einen bevorzugten Platz im Rate Straßburgs einnahmen. Auch die Bäcker, in deren großem Zunftsaale ihr rühmlicher Anteil an der Einnahme des Wasselnheimer Schlosses durch Bild und Vers verewigt war, genossen eine ähnliche Auszeichnung. Im ganzen waren 83 Gewerbe in zwanzig Zünften untergebracht, welchen auch Gelehrte und sonstige „Zudiener" beitreten konnten. Ihre Stuben waren gegen Ende des achtzehnten Jahrhunders zum Teil vermietet; so wurden in der ‚Zum Spiegel' allwinterlich die Liebhaberkonzerte und akademischen Festakte sowie auch Bälle abgehalten, während man in der Tucherzunft Theatervorstellungen gab. Das alte Gepränge wurde nur bei besonderen Festlichkeiten entfaltet und die Schiffer, Fischer, Küfer und Bäcker ließen

nur noch selten — z. B. bei der Durchreise Marie Antoinettes im Jahre 1770 — ihre Handwerkerkünste spielen.

Trotz der Einverleibung in Frankreich blieb der Handelsverkehr Straßburgs mit Deutschland, Holland und der Schweiz unberührt, da die Stadt, als ein Teil des Etranger effectif von dem französischen Staate durch Zollschranken getrennt und in ihren Verträgen mit anderen Ländern ungehindert war. Im Kaufhaus an der Ill wurden die Waren behufs Entrichtung der königlichen und städtischen Gebühren eingebracht, bevor sie an die Empfänger ausgeliefert wurden. Dort besonders flutete auch während der vierzehntägigen Messen an Johanni und Weihnachten das geschäftliche Treiben. Fremde Händler aus allen Nachbarstaaten, ja sogar aus Italien und Griechenland, besuchten diese Märkte, die im Sommer mit der „silbernen Glocke" eingeläutet wurden, und es war ein Bild aus den Zeiten des Glanzes der alten Reichsstadt, wenn die Nürnberger Kaufleute dem Magistrat als Abzeichen ihres Waffenhandels Schwert, Holzmesser, Falkenhandschuhe und Haselstab überreichten. Es war die gleiche symbolische Handlung und Feierlichkeit, die Goethe in seiner so anschaulichen Schilderung des Frankfurter „Pfeifergerichts", der alljährlich vor der Herbstmesse stattfindenden Bestätigung der Zollfreiheit gewisser Städte durch den Schultheiß und die Schöffen, voller Stolz auf seinen präsidierenden Großvater beschreibt. Auch das Kunstgewerbe blühte durch die Berührung mit der französischen Gewerbetätigkeit wieder auf. Straßburgs Fayencen, Gold- und Silberarbeiten, geschliffene Steine — zumal die als „Pierre de Straß" bekannten Rheinkiesel — waren allenthalben, selbst in Paris, geschätzt. Noch bestand die berühmte Porzellanmanufaktur, die Karl Franz Hannong gegründet und sein Sohn Paul Adam weitergeführt hatte, im Besitz der dritten Generation.

Die Bürger dieser von Handel, Verkehr und Gewerbefleiß belebten Stadt waren bei all ihrer Tüchtigkeit und Gediegenheit durchaus lebensfrohe Menschen, die weder die Strenge ihres Bekenntnisses, noch der Ernst der Zeiten davon abhalten konnte, die Freuden ihrer heimatlichen Welt in harmloser Weise zu genießen. Herrschte im Innern ihrer Häuser der Geist altdeutscher Zucht und die Ordnung eines wahrhaft patriarchalischen Regimentes, so verleugnete sich der muntere Sinn und das lebhafte Naturell des Elsasser Volkes nicht, wenn es galt, die geselligen Vergnügungen der Zunftstube oder die Feste aufzusuchen, wozu sich befreundete Familien vereinigten. Mit besonderer Lust huldigte die Straßburger Bevölkerung wie die ganze Provinz dem Tanze, zumal dem deutschen Walzer, vor dem rigorose Sittenwächter gleich dem in den Kränzchen so beliebten

Pfänderspiel öffentlich warnen zu müssen glaubten. Auch die Jahresfeste wurden gebührend gefeiert. Die „Umfahrt" des neugewählten Ammeisters und sein „Spruch", d. h. Besuch bei den Zünften, gab Anlaß zu frohen Gelagen, man freute sich am Fasching des Mummenschanzes, an Johanni des Schaukelvergnügens auf dem Münstertum, und die Jugend genoß um die Adventszeit die Wunder des „Christkindelmarktes", die Wonne des Weihnachtsfestes und die Schauer des „Hanstrapp", wie sie uns die Baronin von Oberkirch so lebhaft beschrieben hat. Im Sommer



Das Komödienhaus auf dem Broglie beim Brande vom 30. Mai 1800.

aber ging es hinaus ins Freie, zu Picknicks, Spaziergängen und Wasserfahrten auf der Ill, auch zum Besuch der eigenen Landhäuser. Auf dem zum Park umgewandelten Schießrain vor dem Judentore, dem späteren „Contades", mit seinen Wirtshäusern und Tanzplätzen, in den Gärten vor dem Metzger- und Weißturmtor, besonders aber in der Ruprechtsau zwischen Ill und Rhein wimmelte es von heiteren Menschen, von Angehörigen aller Klassen. Während sich die vornehmeren Damen nach der französischen Mode kleideten, erschienen die Straßburger Bürgermädchen in der „deutschen" Tracht, mit der durch Nadeln befestigten Flechtenkrone, im Mieder und kurzem faltigen Rocke — einer anmutigen Gewohnheit,

an der sie mit der natürlichen Treue festhielten wie an der Sprache ihrer Heimat. Erst mit der Revolution schwand diese Sitte dahin, wie auch die Ehrbarkeit und treuherzige Unbefangenheit des häuslichen und geselligen Verkehrs durch den endgültigen Sieg des Franzosentums gelockert wurde.

Und wie erschien nun das Kleid der Stadt selbst, ihr Äußeres, dem Besucher, der sie um das Jahr 1770 betrat? In einem weiten Kranz grüner, üppiger Fluren, die im Osten, Norden und Süden von Wasser-



Der „Contades".
Nach einer Zeichnung.

läufen durchzogen, im Westen von sanften Rebhügeln, den Vorläufern des Wasgaues, begrenzt waren, lag der Gürtel der Festung mit ihren Toren und Bastionen. Von Südwesten her durchströmte, kurz vor ihrem Eintritt durch die Breusch verstärkt, die Ill in sieben Armen die Stadt, die in ihren äußersten Zweigen als Wallgräben, sodann teils zum Mühlenbetrieb, teils als Fahrstrom dienten. Neununddreißig Brücken und Stege führten innerhalb der Umwallung über diese Wasserläufe. Von dem mittelalterlichen Straßburg zeugten vor allen anderen Baudenkmälern einige (meist jenseits der Ill gelegene) Klöster und Kirchen, die zum Teil noch Reste aus romanischer Zeit aufzuweisen hatten. Außer dem das ganze Stadtbild beherrschenden Wunderbau des Münsters stand noch St. Ste-

phan, im Osten der Stadt, an der sich hier wieder vereinigenden Ill gelegen, in seiner ganzen Ausdehnung, (nach der Zeichnung Silbermanns) eine dreischiffige Basilika, der im Westen ein turmartiger Fassadenbau vorgelagert war. Ging man am Ufer des Flusses stromaufwärts nach Südwesten, so gelangte man zur protestantischen St. Thomaskirche, einem im wesentlichen gotischen Bau, der heute noch in seiner damaligen Form erhalten ist. Weiterhin gegen Nordwesten traf man auf Alt St. Peter und im Norden auf Jung St. Peter, deren Chöre den Katholiken eingeräumt waren, indes die gegen das Münster gelegene Kirche des alten Dominikanerklosters, die „Neue Kirche", den Protestanten gehörte und auch zur Abhaltung ihrer Universitätsfeierlichkeiten benutzt wurde. In seiner unmittelbaren Nähe befand sich — in einem Teil des Predigerklosters — das protestantische Gymnasium, die alte klassische Bildungsstätte, die auch das Studienstift St. Wilhelm barg, wo junge Theologen Augsburgischen Bekenntnisses unentgeltlich Aufnahme fanden. Schritt man tiefer in die Stadt, in ihre Mitte, so traf man auf dem alten St. Martinsplatz noch auf die „Pfalz" mit ihrem hohen gotischen Giebel, ihren Türmchen und den beiden Freitreppen, die zum Obergeschoß führten und von welchen die Rede ging, sie seien mit Rücksicht auf die Rivalität der Zorne und Müllenheimer angelegt worden, so daß jedes der beiden Geschlechter seinen eigenen Zugang zum Rathaus finden konnte, wenn das eine von seiner Trinkstube an der Ill, das andere vom Hohen Steg herkam. Die übrigen Profanbauten Straßburgs gehörten, soweit sie als künstlerische Denkmäler dem Beschauer ins Auge fielen, der Renaissancezeit an. Sie stehen heute noch in ihrer alten Gediegenheit und Pracht: Das Kaufhaus am Nikolausstaden; der Westflügel des Frauenhauses, der Sitz der Dombauhütte — der östliche stammt aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts — mit seinem schönen Zwischenhofe; der „Neue Bau" hinter der Pfalz, das herrlichste Renaissancegebäude der Stadt; die große Metzig an der Rabenbrücke. Außer diesen öffentlichen Bauten schmückte die „wunderschöne Stadt" eine Fülle pittoresker Bürgerhäuser, die, seien sie nun in Stein oder Fachwerk errichtet, mit ihren Portalen, Erkern und Wendeltreppen noch dem heutigen Straßburg den altertümlichen Anstrich verleihen. Das Kammerzellsche Haus am Münsterplatz, das Böcklinsche auf dem Stephansplan, das später der Sitz der elsässischen Ritterschaft wurde, der Hof des Wirtshauses zum Raben, in dem — wie in dem Drachenhof am Nikolausstaden — ehemals die Fürsten und Hochgestellten abzusteigen pflegten, künden noch heute von dem Wohlstand und Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts. Ihr glanzvollstes Gepräge

aber erhielt die Stadt erst im achtzehnten Jahrhundert durch die Bautätigkeit der Franzosen. Jetzt erst entstanden die stattlichen Kasernen, die zierlichen Wachthäuser, das großräumige Bürgerspital, das Hôtel d'Andlau (die spätere Dompropstei), vor allem aber die feinen Barockbauten der hohen Geistlichkeit, das bischöfliche Schloß und das Hôtel du Doyen du Grand Chapitre. In den dreißiger Jahren ward für den Prätor Royal

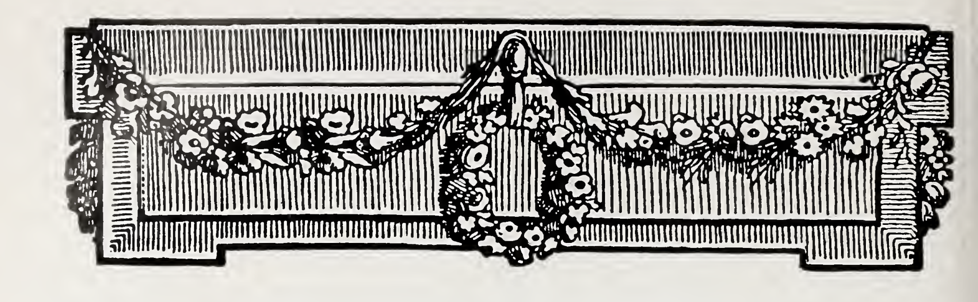


Marschall von Contades.
Nach einem Stahlstich.
Das Originalgemälde befindet sich in der Galerie von Versailles.

Klinglin das prächtige Hôtel de l'Intendance errichtet. Blondel, der Urheber eines Baufluchtenplanes, der die ganze Stadt umfassen sollte, schuf die Fassade der Aubette, die nur der Beginn einer völligen Umgestaltung des Kleberplatzes sein sollte. Das Hôtel d'Hanau, das Besitztum des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der in Buchsweiler residierte und in Straßburg ein Regiment befehligte, der Zweibrücker Hof, das Hotel Marmoutier entstanden in jener Zeit. Auch viele Privathäuser bewahren heute

noch den Stil Ludwigs XV. oder manche schöne Einzelheiten aus seiner Zeit, wie Kartuschen, Gitter und Portale. Der Schlußstein einer Fenstereinfassung am Kornmarkt, worauf der flötenblasende Friedrich der Große mit der Jahreszahl 1768 dargestellt ist, zeigt, welche Verehrung der preußische Heldenkönig in der französisch gewordenen Reichsstadt genoß. Auch die Anlage von großen öffentlichen Plätzen, darunter der „Broglie" und „Contades", von den zwei Marschällen dieses Namens hergestellt, war das Werk der Franzosen.

Dies war, in ihren hervorstechendsten Merkmalen bezeichnet, die Stadt, worin der junge Goethe anderthalb Jahre seines vielbewegten Lebens zubrachte, eine Zeit, die für seine menschliche und dichterische Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte.



III

Goethes erste Straßburger Periode (April—September 1770)

Kaum in Straßburg angelangt, eilte Goethe zum Münster, dem Wahrzeichen der Stadt, das ihm Mitreisende schon lange unterwegs gezeigt hatten und das ihm eine ganze Strecke im Auge geblieben war. Durch die schmale Münstergasse — so berichtet er wohl irrtümlich, da diese Straße weder schmal war, noch auf seinem Wege lag — betrat er den engen Platz und stand nun dicht vor dem Koloß, allzunah, als daß er den ersten dunkeln Eindruck, den er von dem ehrwürdigen Gebäude empfing, sogleich hätte entwickeln können. Erst später sollte ihm die charakteristische Schönheit dieses deutschen Denkmals aufgehen. Noch begriff er nicht den Widerspruch, daß er das Wunderwerk als etwas Ungeheures anstaunte und es zugleich als ein Geregeltes angenehm empfand. Rasch bestieg er den Turm, um nicht die Gunst eines heiteren Sonnentags zu versäumen, der ihm das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte. Im neunten Buch seiner Lebensbeschreibung gibt er diesen ersten Eindruck also wieder: „Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie

der nördliche, mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

d. 18. Aprilis.

Petrus Walthieri Churiensis Rhaetus logiert beym
Hr. Lorchen Goldschmid
Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis.
logiere bey H. Schlag, auf dem Fischmarckt.
d. 19. Aprilis.

Goethes Eintrag in die Universitätsmatrikel.

Erst am 18. April wurde Goethe in die Generalregister der Universität eingetragen, da die Immatrikulierung — die am 22. stattfand — jeweils von der halbjährlich erfolgenden Neuwahl des Rektors und der Dekane abhing. Sein Eintrag lautete:

Johannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis, logiere bey Hr. Schlag, auf dem Fischmarckt.

Der Hauswirt, Kürschner von Beruf, war von Goethes Vaterstadt nach Straßburg verzogen, wo er das Haus Alter Fischmarkt (spätere) Nr. 36 erwarb.

An der Sommerseite dieser schönen langen Straße, die als Fortsetzung der Gewerbslauben die Altstadt in der Richtung von Nordwesten nach Südosten, vom Gutenbergplatz bis zur Rabenbrücke durchschneidet, und wo, wie Goethe schreibt, eine immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hilfe kam, hatte er sein kleines, aber anmutiges Quartier bezogen. Unter den von Hause mitgebrachten Empfehlungsbriefen, die er abgab, befand sich einer an einen Handelsmann, wahrscheinlich Johann

Georg Habeisen, das Haupt der Straßburger Pietisten, den er wohl seiner Freundin Klettenberg verdankte. Er traf einen verständigen, keineswegs kopfhängerischen Mann, der mit seiner Familie zwar den Gesinnungen der Herrnhuter ergeben war, sich aber nicht von dem äußeren Gottesdienst der Kirche getrennt hatte. „Ich habe," so berichtet er der frommen Freun=



Goethes Wohnung auf dem alten Fischmarkt.
Phot. Hans Traumann.

din Ende August nach Frankfurt, „den Mann gern, wir sind gute Freunde; aber schon als Hausvater ist er zu streng und Sie können sich dencken was herauskommt wenn er die feinern Pflichten der Religion von seinen jungen rohen Leuten beobachtet haben will." Goethes gläubige Stimmung hielt auch in Straßburg noch geraume Zeit an, wenn sie auch nicht mit dem dort heimischen Spener=Franckeschen Pietismus zusammenklang. Seine ersten Briefe aus dem Elsaß geben darüber Aufschluß.

Seine Mutter schrieb ihm am 7. Februar 1801: „Vermutlich ist dir aus dem Sinne gekommen, was du bei deiner Ankunft in Straßburg — da deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein das dir der Rat Moritz [einer der Frankfurter Pietisten, mit dem Goethe im September 1769 die Synode der Brüdergemeinde in Marienborn be-



Der Fischbrunnen.
Nach einer Lithographie.

sucht hatte] als Andenken mitgab, den ersten Tag deines Dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur rechten und zur linken Jesaia 54 V. 2, 3.“ In solch frommer Seelenverfassung

berichtet der Straßburger Student am Karfreitag, den 12. April, dem Leipziger Freunde und Theologen Limprecht, seinem ehemaligen Zimmernachbarn: „Ich binn wieder Studiosus und habe nun, Gott sey Danck, so viel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Überfluß. Wie ich war so binn ich noch, nur daß ich mit unserm Herre Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger binn, und erfahren habe, was das heißt: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosianna dem der da kommt; schon gut, auch das ist Freude und Glück; der König muß erst einziehn, eh er den Thron besteigt.“ Und am 19. April: „Ich binn anders, viel anders, dafür dancke ich meinem Heilande; daß ich nicht binn, was ich seyn sollte, dafür dancke ich auch. Luther sagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen guten Wercken als für meinen Sünden.‘ Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz.“ An Augustin Trapp, den Vetter der Wormser Freundin Corneliens, Charitas Meixner, lautet es unterm 28. Juli: „Reflexionen sind eine sehr leichte Waare, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Nahmen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, biß wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltahten überschüttet.“ Und noch am 26. August bekennt er der Klettenberg: „Ich binn heute mit der kristlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Todt zu erinnern, und Sie können rathen, warum ich mich diesen Nachmittag unterhalten, und einen so saumseeligen Brief, endlich im Ernste treiben will. Es geht unsern besten Freunden mit uns, wie es Gott selbst zu gehen pflegt; zu jeder Liebe gehört eine Sammlung, und ich wollte ausgeworffne Schaupfennige ehe wieder gesammelt haben, als zerstreute Gedancken, und besonders hier, unter denen Umständen, worinn ich mich jetzo befinde. Und doch scheinen sie nicht wenig zu versprechen. Die viele Menschen die ich sehe die vielen Zufälle die mir queer über kommen geben mir Erfahrungen und Kenntnisse, von denen ich mir nichts habe träumen lassen. Übrigens ist mein Körper just so gesund um eine mäßige, und nötige Arbeit zu tragen, und um mich bey Gelegenheit zu erinnern, daß ich weder an Leib noch an Seele ein Riese binn.“ Schon aber kommt die Einschränkung: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar starck, ich hatte mich im Anfange sehr starck an sie gewendet; aber es ist als wenn es nicht seyn sollte. Sie sind so von Herzen langweilig wenn sie anfangen, dass es meine Lebhafftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung, auch den ersten vernünftigen Gedancken dachten, und nun

meynen das wär alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabey so hällisch und meinem Graffen so feind, und so kirchlich und pünctlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche. Es kömmt noch was dazu. Die Vorliebe für unsre eignen Empfindungen und Meynungen, die Eitelkeit eines ieden Nase dahin drehen zu wollen wohin unsre gewachsen ist; Fehler denen solche Leute die eine gute Sache haben mit der grössten Sicherheit nachhängen." Wenn man diese Briefe mit denen vergleicht, die der Leipziger Studiosus und auch noch der Frankfurter Rekonvaleszent schrieb, so wird man leicht einen stillen Fortschritt gewahr, den das Innere des nun bald Einundzwanzigjährigen gemacht hat. Goethe selbst hat, als er seine Briefe an Horn in hohem Alter wieder zu Gesicht bekam, darin, wie er an Frau v. Willemer schrieb, nach den trostlosen Leipziger Episteln, in den Straßburger Briefen „ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen" bemerkt, wenn auch „bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von woher? und wohin? von woraus? worin? zu finden sei, weshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden."

Sein Charakter befestigt sich, sein Geist besinnt sich auf sich selbst. Trotz manchen Schwankens, das auch in seinem wechselnden Gesundheitszustand begründet ist, atmen die — leider nur in geringer Zahl — uns erhaltenen Briefe eine seelische Kraft, Energie und Frische, die erst jetzt das wahre, tiefe Wesen des genialen Jünglings anzeigen. Die Tändelei und das gezierte Scheinwesen, die seinen Kern verhüllt hatten und zu ersticken drohten, fallen wie Spreu von ihm ab, und aus der Schale dringt immer leuchtender die edle Blüte. Nun erst regt sich in ihm der wahre Philosoph, der ganz ursprüngliche und mit ungetrübten, eigenen Augen in seine Umwelt blickende Beobachter des Lebens, als den sich der Frühreife und von Verschrobenheiten Angekränkelte so lange nur gebärdet hatte. Es wird klar in ihm. Und mit dieser inneren Helle findet er auch seinen persönlichsten Ausdruck. Erst jetzt vernehmen wir die Sprache des jungen Goethe, mit ihrem unsäglichen Reiz und jener einzigen Gewalt, die uns seine Gedanken so tief einprägen, weil sie aus der ersten Hand der schöpferischen Natur herzurühren scheinen. Welche Bilder sprudeln auch schon aus dem Quell dieses Geistes empor, der nur dumpf erst seine göttliche Kraft fühlt und sich ihrer in poetischen Gleichnissen notgedrungen entledigen muß! Schon findet er Töne, die an den künftigen „Werther" gemahnen, geschwängert von Empfindung und Lebensfülle, wie sie nur dem Munde des echten Künstlers entströmen können, der das, was seine tiefste Brust bewegt hat, in ungeschwächte und unvermittelte Gegenwart verwandelt. „So-

bald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreifflichen Wonne dasizt wenn sie fließen O da sind wir so schwach daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft starck sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreissen. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf Einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reitz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck." So spricht er jetzt über die Liebe, über die er ehedem nur reflektiert hatte. Alles wird ihm zu unmittelbarem Gefühl und innerem Erlebnis. Er sinnt nicht mehr über den Begriff der Schönheit nach, sondern er versteht sie im frischen, vollen Genuß der Gebilde, worin sie sich offenbart. „Sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Wercke der großen Dichter und Mahler, kurz, aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriss keine Definition hascht. Mendelssohn und andre, deren Schüler unser Herr Recktor ist, haben versucht die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen, und mit Stecknadeln, für den neugierigen Betrachter festzustecken; es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfang; das arme Thier zittert im Netze, streifft sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ia unversehrt erwischt, so stickt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bey ieder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist der alles schön macht. Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen Sie Sich Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz, und das Aug dabey über; und lassen Sie mir die Freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten." Überall sucht er nun auf den Kern der Dinge zu dringen, das wahre Wesen der Welt und der Menschen zu erforschen. So streift er auch von sich selber jeden Schein, jede Eitelkeit ab. Wie männlich und reif klingt nicht sein Brief an den jüngeren Hetzler vom 24. August, worin er dem Freunde über seine eigene Person die Augen öffnet. „Ihre Neigung für mich hat mir Vorzüge geliehen die ich nicht habe ... Einen den man vollkommen gehalten hat, und an einer Seite mangelhafft findet, beurtheilt man nicht leichte mit Billigkeit. Unsere Eitelkeit ist dabey im Spiele, wir haben uns betrogen, und wollen es nicht Wort haben, und thun uns die Ehre

an zu glauben dass wir betrogen worden sind, damit werfen wir alle Schuld, Verdruss, und eine Art von Hass, auf einen Unglücklichen, der doch gar keinen Theil daran hat, dass ihn unsre Übereilung, für etwas ansah, für das er nicht angesehen zu seyn verlangte. Überhaupt um die Welt recht zu betrachten /: wozu Sie doch auch Lust bezeugen:/ muss man sie weder für zu schlimm, noch für zu gut halten; Liebe und Haß sind gar nah verwandt, und beyde machen uns trüb sehen. Es fehlt nicht viel, so fang ich an zu wäschen. Die Mittelstrase zu treffen wollen wir nicht verlangen so lang wir iung sind. Lassen Sie uns unser Tagewerck verrichten und den alten nicht in das Handwerck pfuschen. Die Sachen anzusehen so gut wir können, sie in unser Gedächtniss schreiben, aufmerksam zu seyn und keynen Tag ohne etwas zu sammeln, vorbeygehen lassen. Dann, ienen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, iedes an seinen Plaz zu stellen, iedes Wehrt zu bestimmen /: eine ächte Philosophie meyn ich, und eine gründliche Mathesin :/ das ists, was wir ietzo zu tun haben. Dabey müssen wir nichts seyn, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öffter stille stehen und ruhen, als die Nothdurfft eines müden Geistes und Körpers erfordert."

Und in der Tat, er nutzte den Tag in seiner Weise, er merkte auf die Dinge und sammelte in seine Scheune. Es ist uns sein Straßburger Tagebuch erhalten, die „Ephemerides", die er schon zu Anfang des Jahres 1770 in Frankfurt angelegt und dort auch nach seiner Rückkehr wohl noch fortgesetzt hat. Das Heft in Quart mit 34 beschriebenen Seiten war früher im Besitz der Familie von Stein auf Kochberg — Charlotte hatte es von Goethe selbst erhalten — und befindet sich jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Straßburg. Es trägt das bezeichnende Motto: „Was man treibt, heut dies und morgen das." Während der erste Teil vorwiegend aus Auszügen besteht, die stellenweise von Urteilen Goethes über die benutzten Schriften begleitet sind, mehren sich gegen den Schluß die freien Bemerkungen, und am Ende steht ein kurzes Fragment eigener Dichtung, das winzige Bruchstück eines Römerdramas, eines „Caesar". Man sieht hier in den ringenden Geist, in eine tiefbewegte Brust, die alle Nähe und alle Ferne nicht befriedigen kann. Philosophie und Theologie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, Medizin und Naturwissenschaft, Geschichte und Philologie, Poesie und bildende Kunst — alles möchte die junge Feuerseele erfassen. Nichts dünkt seinem Erkenntnisdrang unwichtig. Vom Altertum bis zu der Neuzeit, von Plato über Paracelsus zu Mendelssohn und den neueren französischen Philosophen, vom Corpus juris über

die mittelalterlichen Rechtsbücher zu den jüngsten Pandektisten und Publizisten, von Hippokrates zu Agrippa von Nettesheim und zu Boerhave, von Livius, Tacitus, Plinius, Seneka über die Edda und den Saxo bis in die elsässische Literatur seiner Tage, von Juvenal, Lucan, Properz zu Shakespeare, Voltaire, Rousseau, Bayle, Lessing, Ramler — alles, was sein unersättlicher Geist, sein lechzendes Gemüt zu erreichen vermag, verschlingt, genießt, beurteilt er. Dieser Wissensdrang ordnete sich einem Triebe unter, der für ihn alles andere überwog: das Leben kennen zu lernen, es in seiner Tiefe, in seinen wesentlichen Erscheinungen zu erfassen und nicht mehr, wie ehedem, nur an seiner schäumenden Oberfläche zu schlürfen und im Genusse des Augenblicks zu verweilen. Jene Abweisung der „Freudenfeindlichen Erfahrungssucht" ist also einzuschränken auf das Gebiet des Schönen, das er nicht mehr, wie früher, in allgemeinen vorgefaßten Begriffen zergliedern, sondern in seinen Verkörperungen frisch und ungeteilt erleben wollte. Sonst ist gerade Erfahrung das, was er mit Leib und Seele in dieser gärenden Periode sucht. Wenn irgendwo in Goethes Jugend die Ansätze zu der allgemeinen Bewegung, die er mit anderen Zeitgenossen teilt, die Anfänge seines „Sturmes und Dranges" deutlich erkannt werden können, so ist es hier, in Straßburg. Erfahrung war das Grundprinzip dieser Richtung, im Gegensatz zu der Aufklärung mit ihren Abstraktionen und Allgemeinheiten, die diese aus der bloßen Vernunft schöpfte. „Erfahren, was das Leben sei", „alle Wirkungskraft und Samen schauen", „nicht mehr in Worten kramen zu müssen", dieser Stoßseufzer und Sehnsuchtsschrei des titanischen Faust wiederholt nur die Losung jener stürmischen und drangvollen Tage. Und so sucht nun der junge Goethe, zielbewußter und besonnener, als er es im Rausch seiner ersten akademischen Jahre getan hatte, das Leben auf, das ihn in Straßburg umgab.

Im Eingange seines biographischen Schemas und des neunten Buches seiner Lebensbeschreibung, das Goethe im Jahre 1811 verfaßte, steht die „Tischgesellschaft" als das Lebenselement, in das er sich zunächst erwartungsvoll stürzte. Die Pension, die ihm und der er empfohlen worden war, befand sich in der Knoblochgasse und ward von den Jungfrauen Lauth mit Ordnung und gutem Erfolg geführt*). Ungefähr zehn Personen, äl-

*) Mit Aug. Stöber hatte man lange Zeit angenommen, daß sich das Kosthaus der Jungfrauen Lauth in der Krämergasse (Nr. 13, heutige 7) befand. Dagegen hat Dr. Froitzheim („Klassische Häuser in Straßburg", Straßburger Post Nr. 186, drittes Blatt, vom 7. Juli 1889) nachgewiesen, daß das Speisequartier der Demoiselles Anne-Marie et Suzanne-Marguerite Lauth, die es mit

tere und jüngere, nahmen an der Tafel teil, die der Dichter als „angenehm und unterhaltend" in Erinnerung hatte. Am gegenwärtigsten war ihm das Bild eines jungen Mannes, Meyer aus Lindau, den er in „Dichtung und Wahrheit" in voller Plastizität aufleben läßt: „Man hätte ihn, seiner Gestalt und seinem Gesicht nach, für den schönsten Menschen halten können,



Kosthaus in der Knoblochgasse.
Phot. Hans Traumann.

wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem Wesen gehabt hätte. Ebenso wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen

---

ihrem Bruder, dem Notar Jean-Daniel Lauth als propriétaires bewohnten, in der Knoblochgasse (Nr. 22, Ecke des Schiffgäßchens), einem heute noch wohl erhaltenen Gebäude mit interessantem Hofe, zu suchen ist. In der Nähe, Ecke der Knobloch- und Dornengasse, wohnte, seinen eigenen Angaben entsprechend, Jung-Stilling mit Troost. Auch Salzmanns Wohnung befand sich vielleicht

Leichtsinn und sein köstliches Gemüt durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offenes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein ‚Räzel' war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmütigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtnis war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Kollegien kostete ihm nichts; er behielt alles, was er hörte, und war geistreich genug, an allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medizin studierte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und sein Mutwille in Wiederholung der Kollegien und Nachäffen der Professoren ging manchmal so weit, daß, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er mittags bei Tisch paragraphenweis', ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren miteinander wechseln ließ: welche buntscheckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel." Dieses Porträt und Charakterbild des „Räzels" (Verkleinerungsform der haarigen Ratte, nicht, wie K. Alt in seinen Anmerkungen S. 120 angibt, Nebenform zu Schrätzel-Schrat, Gespenst) wird durch Meyers eigene Briefe wie durch Zeugnisse anderer durchaus bestätigt. Er selbst bezichtigt sich der „Liederlichkeit", die offenbar in seinem Bekanntenkreise sprichwörtlich war. Seine Spottsucht äußerte sich besonders gegenüber dem frommen Jung-Stilling, den er, nach seinem Bericht in der „Wanderschaft", wegen seiner Haartracht aufzog

---

später — nach Stöber wohnte er zur Zeit von Goethes Straßburger Aufenthalt gegenüber der Pfalz — in der Nachbarschaft des Lauthschen Kosthauses, da Seyboths topographisches Werk über das alte Straßburg (I, S. 113) einen Joh. Daniel Salzmann in den Jahren 1786 und 1795 in der zwischen Knobloch- und Schlossergasse gelegenen Drusengasse aufführt, allerdings mit der Bezeichnung „notaire", wie etwa der Aktuar gemeinhin genannt worden sein mag. Die Adresse Salzmanns lautete in Goethes Briefen vom Jahre 1771: A Monsieur Saltzmann Secretaire de la Chambres des Tuteles à Strasbourg bey Herrn Riss" oder „In Herrn Rissens Laden abzugeben." — Die Empfehlung des Lauth'schen Kosthauses an Goethe ging wohl, wie Hans Kaiser im 27. Jahrgang des Jahrbuchs für Geschichte usw. Elsaß-Lothringens 1911, S. 151, wahrscheinlich gemacht hat, von dem gebildeten und belesenen „Gönner" Hebeisen aus, der mit Goethes Tischgenossen Engelbach von pietistischer Seite her bekannt gewesen sein mochte.

und fragte, „ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben", worauf Goethe einfiel und versetzte: „Probier erst einen Menschen, ob er des Spotts wert sei. Es ist teufelsmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum besten zu haben!" Die kleine Szene gibt uns einen Geschmack von der Unterhaltung der „kleinen akademischen Horde" am Mittagstische, besonders von dem temperamentvollen Gerechtigkeitsgefühl des jungen Goethe, den der Spötter den „närrischen" nannte, während Stilling von jener Stunde an sein Schützling blieb, mit dem er „Brüderschaft und Freundschaft machte". Johannes Meyer, der erst am 2. Oktober 1770 in die Medizinermatrikel zu Straßburg eingetragen wurde, ging im nächsten Jahre nach Wien, wo er als Arzt sich niederließ, um 1784 nach London überzusiedeln, wo er ein großes Ansehen genoß. Er starb im Jahre 1825.

Dann erwähnt Goethe noch einiger „mehr oder weniger feiner, gesetzter, ernsthafter" Leute, ohne ihre Namen aufzubewahren. Es waren mit Ausnahme eines pensionierten Ludwigsritters meist Studierende, die sich gut- und wohlgesinnt zeigten, wenn sie nicht ihr gewöhnliches Weindeputat überschritten. Dies zu verhüten, war die Sorge des Tischpräsidenten, des Dr. Salzmann. Dem ausgezeichneten Manne, der zweifellos einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewann, widmet Goethe mehrere Stellen in seiner Autobiographie. Er schildert zuerst sein Gebaren und Auftreten: „Schon in den Sechzigen, unverheiratet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Äußern hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen, war ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen." Späterhin kommt Goethe auf seinen Charakter und seine Tätigkeit zu sprechen: „Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht so einseitig im Urteil. Auch richtete ich mich im Äußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegen-

heit erklären könnte; denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu sein scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Aktuarius beim Pupillenkollegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuierliche Sekretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zur letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinah in der ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als einer, der für die Waisen sorgt oder ihr Hab und Gut vergeudet oder vergeuden läßt." In einem kurzen, aber warm gefühlten Lebensbilde „Der Aktuar Salzmann" (Mühlhausen, Rißler 1855) hat August Stöber Goethes Erinnerungen ergänzt. Hiernach stand Salzmann, als der Dichter ihn kennen lernte, erst im achtundvierzigsten Lebensjahre. Er wohnte dem Rathaus, der „Pfalz" gegenüber, und Goethe erinnerte sich später noch gerne seiner gelben Stube und eines Kamins, der mit einem Silen geschmückt war. Sein Amt als Vogteischreiber verwaltete Salzmann von 1753 bis 1774 allein, sodann bis Ende 1790 neben einem Vikar, der ihm wegen zeitweiliger Kränklichkeit beigegeben wurde. Er starb am 20. August 1812. Offenbar beziehen sich auch die Worte auf ihn, die Goethe in dem Brief vom 26. August an Fräulein von Klettenberg richtet. „Herr XX, ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist; der bei der Kälte des Blutes womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind besonders um ihr nützlich zu seyn, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft; und daß der brauchbaarste der Beste ist. Und alles was draus folgt." Tief war dieser sokratischen Natur der Trieb eingewurzelt, seine Mitmenschen zu belehren, zu beglücken und sittlich zu veredeln, und daß er Junggeselle geblieben, trug, wie Stöber urteilt, nicht wenig dazu bei, gerade jungen Männern den Zugang zu ihm zu erleichtern. Er hatte anfangs der sechziger Jahre „eine gelehrte Übungsgesellschaft" gegründet (von anderen „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" oder „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" genannt), worin vermittels gemeinschaftlicher Geldbeiträge die neuen Erscheinungen auf verschiedenen Gebieten der Literatur angeschafft und von den Mitgliedern gelesen und besprochen wurden. Auch eigene Arbeiten wurden geliefert und beurteilt. Der Verein blühte besonders in den Jahren 1770 und 1771. Ihm gehörten damals außer Meyer von Lindau noch der Unterelsässer Friedrich Leopold Weyland und der Lothrin-

ger Johann Konrad Engelbach, der, gleich Weyland, aus Buchsweiler stammende Franz Christian Lerse, der Elberfelder Johann Heinrich Jung, der sich als Schriftsteller Stilling nannte, und etwas später auch der Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz aus Livland an, die, mit Ausnahme des letzteren, auch Mitglieder der Tischgesellschaft waren und mehr oder weniger in Goethes Straßburger Leben eingriffen. Goethes Zugehörigkeit zur „Deutschen Gesellschaft", die neuerdings mit der Begründung bestritten wurde, daß die Vereinigung dieses Namens erst 1775, unter Lenzens eifriger Mitwirkung aus der älteren Société de Philosophie et de Belles-Lettres hervorgegangen sei, ist deutlich aus seinem Brief an den Straßburger Theologen Joh. Gottfried Roederer vom 21. September 1771 zu ersehen, worin er ihn um seine Stimme bittet, da er „durch Herrn Jung um einen Ehrentag des edlen Shäkespears ansuche". (In „Dichtung und Wahrheit" nennt er sie allerdings nur „unsere Straßburger Sozietät" oder „diese lebendige Gesellschaft"; die Bezeichnung „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" rührt von Jung her.) Engelbach, der, fünf Jahre älter als Goethe und bereits im Dienst seines Fürsten von Nassau-Saarbrücken angestellt, lediglich zur Promotion nach Straßburg gekommen war, ist wahrscheinlich der Repetent, den ihm der Aktuar zur Förderung seiner juristischen Studien empfohlen hatte. Mit Salzmann hatte er seinen Plan, in Straßburg so bald als möglich zu promovieren, besprochen und ihn über die Kollegien befragt, die er zu hören hätte. Der erfahrene Mentor klärte ihn darüber auf, daß in Frankreich — ganz im Gegensatze zu den deutschen Akademien, wo man gelehrte Juristen zu bilden suche — alles auf das Praktische und Positive gerichtet sei. Nur das Allgemeinste und Notwendigste werde vorausgesetzt. Dieser Richtschnur folgte auch Goethes Repetent, nachdem der Kandidat einige Zeit über Gegenstände der Rechtswissenschaft, wie er selbst gesteht, „schwadroniert und im Diskurse umhervagiert". Er erklärte ihm: „Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als inwiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig besteht: dies prägen wir unserm Gedächtnis fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältnis ihrer Talente und ihrer Tätigkeit." Dann übergab der

Repetent dem Schüler seine Hefte, die Fragen und Antworten enthielten und dem Kandidaten sofort geläufig waren, da er den kleinen juristischen Katechismus Hoppes noch vollkommen im Gedächtnis hatte. Am 26. August schrieb er der Klettenberg: „Die Jurisprudenz fangt an, mir sehr zu gefallen. So ists doch mit allem wie mit dem Merseburger Biere, das erstemal schauert man, und hat mans eine Woche getrunken, so kann mans nicht mehr lassen. Und die Chymie ist noch immer meine heimlich Geliebte." Man sieht aus diesen Worten — wie auch aus den Notizen der „Ephemerides" — wie kühl und gewohnheitsmäßig er sein Fachstudium betrieb und wohin ihn seine tiefere Neigung zog. Die mechanische Tätigkeit konnte seinem wissenschaftlichen Sinne, der auf verständige oder mindestens historische Erklärung drang, nicht genügen So suchten seine Kräfte einen größeren Spielraum. Er fand ihn bei der Medizin, die ihm zunächst von außen her näher gebracht wurde. Es war ähnlich wie in Leipzig, wo er an des Hofrates Ludwig Tische mit älteren und jüngeren Ärzten speiste, deren interessante, nur in ihrem Fachkreis sich bewegende Gespräche die Aufmerksamkeit des unbefriedigten Juristen spannten; denn auch in Straßburg bestand die Mehrzahl seiner Tischgenossen aus Medizinern, die sich über ihre Wissenschaft jederzeit, an der Tafel sowohl als auch auf gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen, lebhaft unterhielten. Ihre Fakultät glänzte vor der juristischen, die durch Treitlinger, Reißeisen, Kugler, Silberrad nicht gerade bedeutend vertreten war, sowohl durch die Berühmtheit der Lehrer als durch die große Anzahl der Studierenden. Und diesem Strome folgte Goethe um so williger, als seine Wissenslust durch einige Vorkenntnisse bereits angeregt war. Am 25. und 27. September hatte er seine beiden mündlichen Vorprüfungen in dem Thomanum, dem alten Universitätsgebäude, bestanden. Er schreibt darüber am dreißigsten an Joh. Konrad Engelbach: „Jeder hat doch seine Reihe in der Welt, wie im Schönerraritätenkasten. Ist der Kayser mit der Armee vorüber gezogen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey. Nun hab ich meine Rolle in der Kapitelstube auch ausgespielt; hierbey kommen Ihre Manuscripte, die mir artige Dienste geleistet haben." Die Straßburger Fakultätsakten enthalten über diese Examina folgende Einträge:

1770 die 22. Sept. D. Goethe fit candidatus. Dom. Joh. Wolfgangus Goethe, Maeno-Francofurtanus, dissertatione praeliminari dispensatus, Matriculae Candidatorum nomen inseruit. (Diese eigenhändige Einzeichnung Goethes ist in den Straßburger Universitätsakten erhalten.)

1770 die 25. Sept. Examen prius D. Goethe. Dom. Goethe priore Examine insigni cum lande superato, pro examine rigoroso ad resolvendum dati sunt textus: L. Solita ult. cod. de remiss. pignor. — C. Series 26. X de testib. et attestat.

1770 die 27. Sept. Examen posterius D. Goethe. Dom. Goethe in posteriore examine Analyses allatas mascule defendit et veniam meruit Dissertationem inauguralem sine Praeside ventilandi.



Joh. Friedr. Lobstein.
Relief im Frankfurter Goethe-Museum.
Phot. Herm. Maas, Frankfurt a. M.
(Aus Neubert: Goethe und sein Kreis).

Das Vorexamen befreite Goethe von der Verpflichtung, weitere juristische Kollegien zu hören, was der Leipziger Verächter solcher Vorlesungen um so freudiger begrüßt haben wird, als sich der nachteilige Einfluß des französischen Geistes und Verfahrens, wie August Stöber schreibt, natürlich zuerst in der Rechtsfakultät verspüren ließ. Der Kandidat, der, nach jenem Brief an Engelbach, bereits anfing, „par compagnie" an seiner schriftlichen „Disputation zu posseln", war nunmehr in der Lage, die Vorlesungen der Mediziner beim Beginn des zweiten Halbjahres zu besuchen.

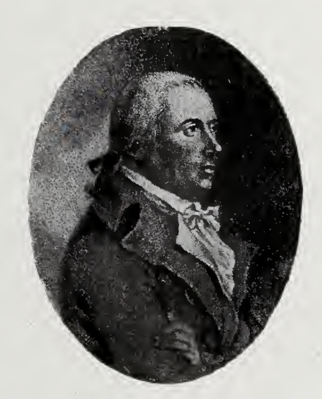
An der Spitze der medizinischen Lehrer stand der Anatom Lobstein, der zugleich auch die Chirurgie vertrat, das Fach, worin die Universität seit ihrer Gründung glänzte. Straßburg versorgte, nach Virchow, Europa mit den ersten chirurgischen Handbüchern, von hier aus wurden die Anatomen in Deutschland verschrieben. Lobstein, der in der Salzmannsgasse wohnte, las in der zum anatomischen Theater umgewandelten Kapelle des alten Bürgerhospitals nachmittags in lateinischer Sprache; für die Chirurgen hielt er ein deutsches Kolleg in zwei Stunden. Hier wurde



J. R. Spielmann.
Nach einem Gemälde.

auch präpariert. Seine Erinnerungen an die in der Straßburger Anatomie gewonnenen Eindrücke hat Goethe im dritten Kapitel des dritten Buches von „Wilhelm Meisters Wanderjahren" verwertet. Im 16. Buch von „Dichtung und Wahrheit", bei der Schilderung der von Jung-Stilling an dem Freiherr v. Lersner vorgenommenen Staroperation, schaltet Goethe ein: „Ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen." Nicht minder interessierte ihn die Chemie, seine „heimliche Geliebte". Er hörte sie bei dem älteren Spielmann, der am Münsterplatz wohnte und neben seinem Hauptfach auch noch über Pflanzenkunde las, die er in dem im Nikolausviertel gelegenen botanischen Garten zur Anschauung brachte.

Nachwirkungen des Spielmannschen Kollegs finden wir noch im „Faust". So ist der Ausdruck „Encheiresis naturae", dessen Quelle man lange vergeblich nachgeforscht hat, auf den Straßburger Chemiker zurückzuführen, aus dessen Munde oder Schriften ihn Goethe übernahm. Auch das Klinikum des älteren Dr. Ehrmann, des Doyen perpétuel des médecins et physicien de la ville, dessen Wohnung sich in der Spitzengasse befand, besuchte Goethe, sowie die Lektionen der Geburtshilfe seines Sohnes, „in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und sich von aller Aprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien". Von den Namen seiner Tischgenossen, die Goethe auf diesen medizinischen Pfaden begleiteten, sind uns außer dem des Elsässers Weyland noch einige überliefert worden.



Joh. Chr. Ehrmann (später Arzt in Frankfurt a/M.).

Wir verdanken die Schilderung dieses Kreises vornehmlich Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, der sich mit seinem Begleiter Engelbert Troost, einem bereits vierzigjährigen Chirurgen aus Elberfeld (von Jung „Schönenthal" genannt), zu medizinischen Studien um Michaelis 1770 auf der altberühmten Universität einfand und an der Lauthschen Mittagstafel teilnahm. Die Zahl der Tischgenossen in der Knoblochgasse stieg damals auf etwa zwanzig Personen. Goethe nahm sofort das größte Interesse an Jung, dessen religiöse Weltanschauung ihm von seinen separatistischen Freunden her vertraut war, und wie tief er diese werktätige Teilnahme an dem Schicksal des merkwürdigen Mannes bewahrte, beweist nicht nur die Schilderung des Aufenthaltes Jungs zu Frankfurt im Frühjahr 1775 („Dichtung und Wahrheit", 16. Buch), sondern auch die Tatsache, daß er die Lebensgeschichte des Freundes in ihrem ersten Teile im Jahre 1777 herausgab. Der späterhin als Augenarzt und Schriftsteller berühmt

gewordene Jung zählte zur Zeit, als er nach Straßburg kam, 30 Jahre. Goethe beschreibt im neunten Buch von „Dichtung und Wahrheit", Jungs Selbstbiographie folgend, dessen Persönlichkeit mit der wärmsten Sympathie. „Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutelperücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer geriet, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennenlernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüt ruhte und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüte entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte, in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Tätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Not, von jedem Übel augenscheinlich betätigte. Jung hat dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neueren Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte, und seinen Studien aufs ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend, auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchten und, indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohltuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb, so entstand keine künst-

liche, sondern eine wahrhaft natürliche Kultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deshalb auch diese Personen, in ihrem Kreise, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle war nun der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht ab-



Jung-Stilling.

geneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmutigste und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern, einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Überzeugung keinen Spott. Und wenn er in freund-

licher Mitteilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr bei meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und einer männlichen Selbständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätten führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respektabel und zahlreich; alle ehrliche, tüchtige Leute verstanden sich und waren von gleicher Überzeugung sowie von gleichem Lebensgang." Die Ergänzung dieser Schilderung des Dichters durch Jung selbst empfiehlt sich um so mehr, als wir von seiner Seite wiederum ein Bild Goethes erhalten, dessen äußere Erscheinung und Gehaben in der Straßburger Periode von keinem anderen Zeitgenossen so genau und anschaulich, so drastisch aufbewahrt worden ist als von ihm. Jung-Stilling erzählt von seinen ersten Erlebnissen in der Universitätsstadt: „Nun suchte Herr Troost ein gutes Speisequartier, und dieses fand er gleichfalls ganz nahe, wo eine vortreffliche Tischgesellschaft war. Hier veraccordierte er sich nebst Stillingen auf den Monat. Dieser erkundigte sich nach den Lehrstunden, und nahm deren so viele an, als nur gehalten wurden. Die Naturlehre, die Scheidekunst und die Zergliederung waren seine Hauptstücke, die er sofort vornahm. Des andern Mittags gingen sie zum Erstenmal ins Kosthaus zu Tische. Sie waren zuerst da, man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; Ersterer sagte gegen letztern: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen

ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe" nannte. Nun fanden sich noch zwei Mediziner, einer aus Wien, der andere ein Elsässer. Der erste hieß Waldberg. Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten. Der Elsässer hieß Melzer, und war ein feines Männchen, er hatte eine gute Seele, nur Schade!! daß er etwas reizbar und mißtrauisch war. Dieser hatte seinen Sitz neben Stilling und war bald Herzensfreund mit ihm. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Lerse, einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethens Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte, von diesem will ich nicht mehr sagen, als daß er — ein guter Rabe mit Pfauenfedern war. Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten: es war Herr Actuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem ächtesten Christentum gepaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß Stilling gegenüber, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte." Auch was Jung außerdem in seiner „Wanderschaft" über Goethes kraftgenialisches und zugleich gemütvolles Wesen berichtet, erregt unser hohes Interesse. Er erzählt, wie Goethe ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung gegeben, wie er ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne, dann mit Herder, dem Veranlasser dieser Studien, bekannt gemacht habe; wie er, als Stillings Braut in Elberfeld lebensgefährlich erkrankt war und er dem Kopflosen, der sich rüstete auf der Breusch nach Mainz und nach dem Rhein zu fahren, das Felleisen und den Proviant auf das Schiff trug, wie „der Edle", als er zurückkehrte, ihn umarmt und geküßt und auf die Nachricht, das Mädchen sei nun seine Frau geworden, ausgerufen habe: „Das hast du gut gemacht! Du bist ein exzellenter Junge!" In einem Brief an Lerse vom 6. März 1780 gesteht dann Jung, Goethe habe ihm, dem Frommen, oft bange gemacht, da der Mensch, wenn er nur ein Genie sei, keine Schwerkraft besitze, die ihn nach dem Mittel-

punkt ziehe, doch könne noch ein brauchbarer Mann aus ihm werden, der bisher nur „wie ein wilder, ungeheuerer Mastochse auf der Wiese herumgeeilt und vorne und hinten in die Höhe gesprungen sei, während hundert Frösche nebeneinander ans Ufer hinkrochen und alle gern Ochsen sein wollten und sich pausten und dehnten, daß es zum Erbarmen war."

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß – nach G. v. Loepers und Erich Schmidts Vermutungen – der Wiener Waldberg mit Meyer aus Lindau, der Elsässer Melzer mit Weyland und der „gute Rabe mit Pfauenfedern" mit dem Straßburger Juristen Heinrich Leopold Wagner



H. L. Wagner.

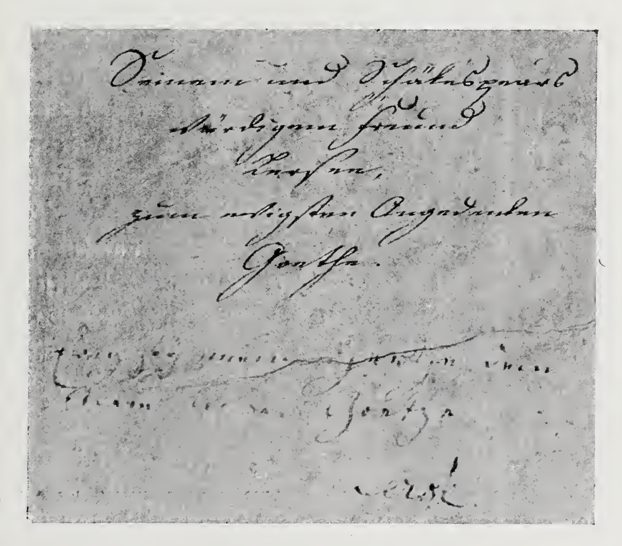
zu indentifizieren ist. Es ist derselbe „gute Geselle", dessen Goethe im vierzehnten Buche seiner Autobiographie gedenkt, wo der schwarze Vogel in seiner „Kindesmörderin" als Plagiator der Gretchentragödie in der Tat sich mit Goethes Federn schmückte. Von entfernteren Bekannten Goethes aus der Straßburger Zeit ist vor allen der Mediziner Johann Christian Ehrmann, der Sohn des Klinikers aus dessen zweiter Ehe zu nennen, der, 1749 in Straßburg geboren, später Arzt in Frankfurt, auch der Stifter des „Ordens der verrückten Hofräte" wurde, in dem auch Goethe auf seinen Wunsch Aufnahme fand und das Diplom als Dichter des Westöstlichen Divans, „ob orientalismum occidentalem", erhielt. Dem grotesken Sonderling, der an der Gerbermühle mit einem Pfeifchen seine Ankunft zu melden pflegte, gilt Goethes Gedichtchen: „Pfeifen hör'

ich fern im Busche; / das ist wohl der Vogelsteller?" ... Dort, auf der Altane des Willemerschen Landhauses war auch, wie S. Boisserée in seinen Tagebüchern berichtet, am Abend des 15. September 1815 von Willemers und Ehrmanns Besuch des Straßburger Müllers Lauth, wohl eines Verwandten der Wirtinnen des Kosthauses, im Jahre 1808 die Rede, der „vieles von dem jungen Goethe, der oft bei ihm gewesen, zu erzählen wußte." Auch ein anderer Straßburger, der Theologe Johann Gottfried Roederer gehörte zu den Bekannten des jungen Goethe, der mit ihm in Salzmanns literarischer Gesellschaft in Berührung kam. Der spätere Pädagog am St. Wilhelmsstift war einer der Mittelpunkte der dortigen schönwissenschaftlichen Kreise, stand mit Lavater, Pfenninger, Kayser, J. G. Schlosser in reger Korrespondenz und betätigte sich besonders, wie auch der Pfarrer Oberlin im Steintale, in edelster Weise um seinen unglücklichen Freund Lenz, dessen ganzes Vertrauen er besaß. Zwei Briefe Goethes aus den Jahren 1771 und 1773, der erste durch den Straßburger Theologen Isaak Haffner vermittelt, zeigen, wie sich das gegenseitige Interesse der beiden Männer mit der Entfernung vertiefte. Außer ihren schöngeistigen Bestrebungen, die sich bei Roederer vorwiegend auf die Griechen erstreckten, verband sie ihre gemeinsame Liebe zur bildenden Kunst, auch ihre dilletantische Beschäftigung mit Zeichnen und Malen, und Goethes Erwinaufsatz und das Münster ist das Hauptthema, um das seine Briefe kreisen. „Wenn Sie meinen Namen in einem der Eckpfosten sehen", schreibt er einmal, „so ahnden Sie sich dahinauf zu mir, in iene Zeiten zurück, da wir uns noch nicht kannten, und fühlen Sie alle Wonne, die ich fühlte." Vertraulicher klingt ein Brief an den Lieutenant Demars in Neu-Breisach, den Goethe mit seiner Straßburger Liebschaft neckt, indes er sein eigenes Mariagespiel mit Anna Sibylla Münch launig berührt, und dem er seinen „Götz" mit den Worten übersendet: „Sein Glück muss es unter Soldaten machen. Unter Franzosen, das weis ich nicht." Eine Reihe anderer Verkehrsgenossen Goethes ist uns überliefert: Der Vetter des Aktuars, Friedrich Rudolf Salzmann, der 1774 Hofmeister des Freiherrn vom Stein während dessen Göttinger Studentenzeit war und später als gelehrter Jurist und theosophischer Schriftsteller einen Namen erhielt; ein (von Herder erwähnter) Herr von Rathsamhausen, von dessen „Landhaus" in Mittelhausbergen Goethe vielleicht in den letzten Tagen nochmals „die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Turm gar herrlich sehen konnte"; sein Leipziger Studiengenosse v. Reutern, der in Straßburg Anknüpfungen fand, um als Offizier in das Regiment Royal Allemand einzutreten, ein Mediziner Wolff, der, wie es scheint,

aus Darmstadt stammte; der gleichfalls mit Goethe in Leipzig immatrikulierte Friedrich Wilhelm O Feral aus Dresden, von dem sich Goethe in einem Brief an Salzmann das Manuskript seiner „Mitschuldigen" zurückerbittet; der später als Hellenist berühmt gewordene Johannes Schweighäuser und der Privatgelehrte Brunck, der Urheber der schönen Ausgaben des Sophokles, Aristophanes, Anakreon und Virgil. Ein Verkehr Goethes mit Renatus Freiherrn v. Senckenberg, dem Sohn des Wiener Reichshofrats aus dem Frankfurter Geschlechte, ist nicht sicher bezeugt.

Zwei Freunde Goethes verdienen eine eingehendere Erwähnung: Franz Lerse und Jakob Michael Reinhold Lenz. Der erstere stand Goethe besonders nahe. In „Dichtung und Wahrheit" gedenkt er seines Tischgesellen in der rühmendsten Weise: „Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter Studierenden je kannte. Er trug sich am saubersten von uns allen und doch erschien er immer in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich und so verlangte er auch nach seinem Beispiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd geriet es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem diesen hatte er nichts Steifes in seinem Äußeren. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten; denn er führte ein sehr gutes Rappier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch profitierten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Übung verbringen hieß. Durch alle diese Eigenschaften qualifizierte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größeren Händeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurteilung

nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugtuung auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten. Hierzu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich im Romanen- und Fechtersinn mit der Rolle des Sekundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleichblieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von


Seinem und Schäkespears
würdigen Freund
Lersen,
zum ewigsten Angedencken
Goethe.

Ewig sey mein Hertze dein mein
lieber Goethe.
Lersé

Widmung Goethes an Lerse in einem Exemplar des „Othello".
Universitäts-Bibliothek Straßburg.

Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackeren Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordinieren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben." Goethes und Lerses Brüderschaft – dieses von Goethe für den Kreis seiner akademischen Freunde geprägte Losungswort trifft auf das Verhältnis dieser beiden am meisten zu – tritt uns aus der Widmung eines Exemplars des „Othello" deutlich entgegen. Sie lautet „Seinem und Schäkespears würdigen Freund Lersen, zum ewigsten Angedencken, Goethe." Und darunter die innigen Worte: „Ewig sey mein Hertze dein mein lieber Goethe. Lersé." Offenbar ein Zeugnis für den gemeinsamen Shakespearekult der

beiden Freunde, den sie in der Literarischen Gesellschaft trieben. Lerse, der Theologie studierte, war auch der Respondent Goethes bei der Disputation. Auch war gewiß sein Geburtsort Buchsweiler und der Wohnort seiner Eltern Zweibrücken für Goethes Lothringer Reise mitbestimmend. K. A. Böttiger, der Weimarer Magister Ubique, hat in seinen „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" nach Lerses Erzählung vom 30. November 1798 das Doppelbildnis der Straßburger Kameraden wie das von Zwillingsbrüdern, von Kastor und Pollux, gezeichnet: „Sie waren in dieser Zeit unzertrennlich. Oft gingen sie auf den Münster und saßen stundenlang auf seinen Zinnen. Dort entstand Goethes Erwin, die erste Schrift, die Goethe drucken ließ. Oft fuhren sie den Rhein hinauf, lasen bei der Laterne in Rupprechtsau Ossian und Homer, schliefen in einem Bette zusammen, ohne doch zu schlafen. Da gerieth Goethe oft in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Besorgnisse, er werde überschnappen. Er hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu Lerse, der ihn lenken konnte, wohin er wollte." Leider sind uns Goethes Briefe an diesen Herzensfreund, die Böttiger als mit die interessantesten des Dichters bezeichnet, verloren gegangen, nachdem sie Pfeffel in Verwahrung genommen hatte. Zugleich mit Goethe verließ Lerse Straßburg, ging dann als Informator nach Versailles, von wo aus Goethe, wie er am 20. Dezember 1772 an Kestner schrieb, einen Brief „vom Bruder Lersen" erhielt, und ward 1774 Lehrer und Inspektor an Pfeffels Militärschule in Kolmar, um dann von 1794 bis zu seinem im Jahre 1800 erfolgten Tode als Hofmeister des Grafen Frieß aus Vöslau bei Wien zu dienen. In den Jahren 1797 und 1798 sah Goethe den „langerprobten" Freund bei sich zu Gast. Goethes meisterhafte Charakterzeichnung erhält ihre volle Bestätigung aus dem Munde Jungs, der, wie wir hier wiederholen, ihn einen der vortrefflichsten Menschen nennt, „Goethens Liebling; denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel." Unter den Gestalten, die in Goethes Selbstbiographie und Weltbild als Typen, wozu sie ja der auf das Bleibende gerichtete Blick des Dichters stets erhöht, an uns vorüberziehen, ist Franz Christian Lerse das Urbild deutscher Redlichkeit und Geradheit und Ritterlichkeit, und kein leuchtenderes Denkmal hätte Goethe dem Braven, „der sich auf eine so würdige Art zu subordinieren weiß", errichten können als in der Figur des treuen Knappen im „Götz". Wir geknechteten, in unserm besten Volkstum gefährdeten Deutschen ersehnen für

unsere Zukunft solche Erhalter unserer Art, wie der sterbende Götz in seiner Gefangenschaft sie in die Worte zusammengefaßt hat, die er dem Biederen zuruft: „Dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht.“



Jakob Michael Reinhold Lenz.
Bleistiftzeichnung von Heinrich Pfenninger.
Phot. J Löwy, Wien.
(Aus Neubert: Goethe und sein Kreis.)

Zu Lerse, dem Mann der Ordnung, der Pflicht, der Selbstzucht, steht der letzte des Goetheschen Freundeskreises, zugleich der Begabteste, in denkbar größtem Gegensatze: Der Dichter Reinhold **Lenz**. Er ist einer jener Lebensverfehler, die Goethe in seinem Erziehungsbuche so ersichtlich als warnende Beispiele aufstellt und denen er die entgegenhält, die sich und ihre Talente zu zähmen wissen, wie er gerade den sich phantastisch ver-

zettelnden Lenz mit dem straffen Klinger kontrastieren läßt. Offenbar bildete Lenzens Charakter für Goethe eines der interessantesten Probleme. In den „Biographischen Einzelheiten", die seine Jugendepoche betreffen, hat er ihm eine Skizze gewidmet, die er dann in „Dichtung und Wahrheit", an zwei verschiedenen Stellen, näher ausführt. Dort bezeichnet er ihn als „seltsamstes und indefinibelstes Individuum", das „neben seinem von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugenden Talent ein Travers hatte, welches darin bestand, alles, auch das Simpelste durch Intrigue zu tun, dergestalt, daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins gleiche zu bringen". Im elften Buch seiner Lebensbeschreibung schildert Goethe, seiner Gewohnheit nach, die alles in lebendige Gegenwart verwandeln möchte, zunächst das Äußere des ebenso begabten wie sonderbaren Menschen, den er erst nach Ostern 1771 kennenlernte — Goethe sagt, „in den letzten Monaten" seines Straßburger Aufenthaltes — als Lenz die zwei livländischen Barone von Kleist in's Elsaß begleitete. Ihre Bekanntschaft war damals nur eine oberflächliche. Erst in der folgenden Epoche traten sie in ein näheres Verhältnis. „Wir sahen uns selten, seine Gesellschaft war nicht die meine; aber wir suchten doch Gelegenheit, uns zu treffen und teilten uns einander gern mit, weil wir als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eignen, las er sehr gut vor und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt." Im Eingang des vierzehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit" vollendet Goethe in meisterhaften großen Zügen die Charakteristik, indem er von Lenz mehr in Resultaten spricht, als daß er sich in Schilderungen seines bizarren Lebenslaufes ergeht. Er stellt ihn mitten hinein in die Periode des Weltschmerzes, jener Selbstquälerei, die gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte und sie in ständiger Beobachtung ihres Inneren sich abarbeiten ließ. In dieser Schilderung ist vieles vorweggenommen, was sich auf Lenzens späteres Leben bezieht und über die Straßburger Erlebnisse weit hinausgeht; aber nichts ist

bezeichnender für den jungen Goethe, als dieser nach und nach sich vertiefende Verkehr mit einem Menschen, der zu seinem eigenen, auf Klarheit und Realität dringenden Wesen den ausgesprochensten Gegensatz bildete, als die liebevolle, hilfreiche Unterstützung eines haltlosen Charakters, der ihm in der Folgezeit wahrhaft verhängnisvoll werden sollte. Kurz nachdem sich sein Weg mit dem Goethes in Straßburg gekreuzt hatte, folgte Lenz dem genialen Freunde wie sein Schatten. Er wird sein Doppelgänger im Leben wie in der Dichtung. In Goethes intimste Verhältnisse drängt er sich ein, nimmt dessen zarteste Beziehungen bei Geliebten, El-

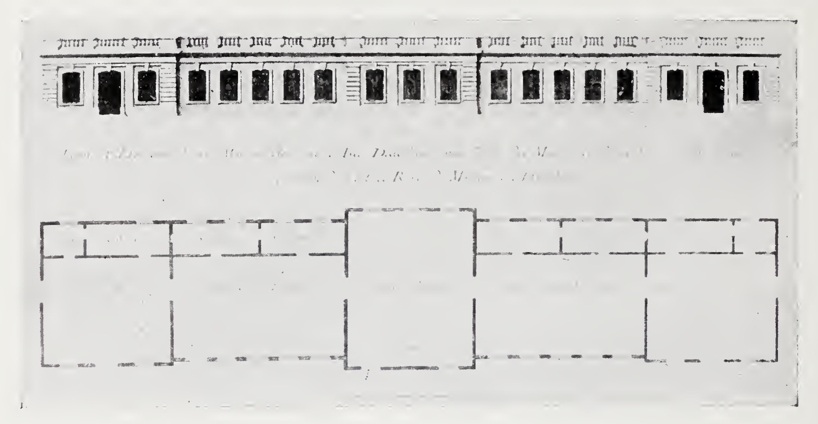


Triumphbogen für die Ankunft von Marie Antoinette.
Kupferstich von 1770.

tern, Schwester auf, und klammert sich in jedem Freundeskreis, den sich jener erworben, fest. Auf diesen Spuren werden wir dem unruhigen Phantasten und unheimlichen Quertreiber wieder begegnen.

So bunt war die Gesellschaft, worin sich Goethe zu Straßburg bewegte, so originelle Gestalten wies sie auf. Und diese wie seine tausendfachen Interessen ließen ihn nicht zur Sammlung und Selbstbeschränkung kommen. „Unendliche Zerstreuung, Vorbild zum Schüler im Faust" heißt ein Stichwort in einem uns erhaltenen Schema zu seiner Lebensbeschreibung. Die Zerstückelung seiner Studien wurde vermehrt durch allerlei Begebenheiten, die sich in der Stadt ereigneten, durch die genaue Beobachtung d:r Umwelt, die ihm stets ein Bedürfnis war und zuletzt durch tiefe persönliche Erlebnisse, die er nach und nach erfahren sollte. Im Mai 1770

erregte eine politische Angelegenheit die Gemüter der Straßburger Bevölkerung. Marie Antoinette, die Erzherzogin von Österreich, die am 19. April durch Prokuration mit dem Dauphin von Frankreich vermählt worden war, kam auf ihrem Weg in die neue Heimat am 7. Mai, begleitet vom kaiserlichen Kommissarius, Fürsten Starhemberg, in Straßburg an. Sie wurde im Lusthaus auf dem langen Wörd, einer Insel zwischen der großen und der kleinen Rheinbrücke, vom Kardinal Rohan, dem Marschall Contades und dem französischen Kommissär Noailles empfangen. Von hier aus hielt sie am Nachmittag ihren Einzug durch das Metzgertor, das ihr zu Ehren bis zur Revolution Dauphinetor genannt



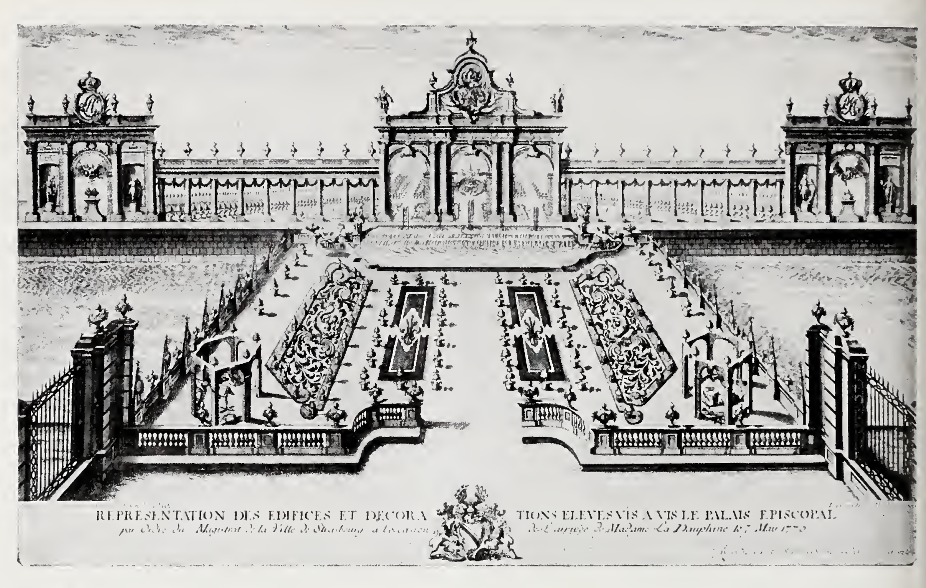
Plan des Lusthauses auf dem langen Wörd.
Nach einer Originalzeichnung.

wurde. Jenes Gebäude erregte Goethes besonderes Interesse. Nur wenig über dem Boden erhaben, hatte es in der Mitte einen großen Saal, den seitlich und hinterwärts noch andere, kleinere Zimmer umgaben. Wiederholt besuchte Goethe diese Räume; denn hier sah er zum ersten Male jene nach Raffaels Kartons gewirkten Teppiche, die die Apostelgeschichte darstellten und ihm einen so großen Eindruck machten, weil er darin „das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennenlernte". „Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte." Andere Gefühle aber löste der Schmuck des Hauptsaales in ihm aus, den man mit großen, glänzenden, nach den 1743—47 in Rom entstandenen und größtenteils im Atelier Andraus d. A. und der Manufaktur Cozettes 1745—1767

gewirkten Hautelissen behängt hatte. (Die vollständig erhaltene, aus dem Nachlaß des Kardinals Rohan zu Ettenheim herrührende und im Auftrag des badischen Hofes 1803 erworbene Serie der Teppiche befindet sich jetzt im Mannheimer Schlosse. Vgl. Hans Rott: „Die Gobelins des Bruchsaler Schlosses im Zusammenhang mit den Bildteppichen der übrigen badischen Schlösser.“ Badische Heimat, Heft 1—3, 9. Jahrgang 1922.) Diese Bilder, die die Geschichte von Jason, Medea und Creusa enthielten und einer eben vermählten Fürstin beim Einzug in ihr Land das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die je vollzogen ward, vor Augen stellten, empörten den jungen Goethe auf das höchste (obwohl die Darstellung des Motives bei Vermählungen nicht selten war, da das Erwerben des goldenen Vließes als Symbol der Brautfahrt und Einholung galt). Kaum war der Entrüstete durch seine Gefährten zu beschwichtigen, die ihm versicherten, daß weder die Königin selbst noch andere Beschauer die Bedeutung der Gobelins wittern und auf solche Grillen wie er geraten würden; doch entsprach diese Beteuerung nicht der geschichtlichen Wahrheit, da die Baronin von Oberkirch in ihren Memoiren berichtet, daß die Dauphine — bei deren Empfang sie als 16jähriges Mädchen zugegen war — von den „dummen Teppichen“ (sottes tappisseries) ebenso betroffen war wie ihre Umgebung und zu ihrer deutschen Kammerfrau sagte: „voyez quel prognostic!“

Im übrigen aber klingt Goethes Schilderung, wie die der Frankfurter Krönung des Bruders Marie Antoinettes, in festlichen Tönen aus. Er sieht die junge, schöne und vornehme Fürstin in heiterer Unterhaltung mit ihren Begleiterinnen — darunter die Gräfin Noailles, ihre neue Oberhofmeisterin — im Glaswagen vorüberziehen, dann betrachtet er mit seinen Genossen die abendliche Illumination der Gebäude — das bischöfliche Palais hatte Kardinal Rohan sowohl an der ganzen Vorderseite wie an dem Bezirk der Terrasse auf das prächtigste beleuchten und schmücken lassen — und weidet sich besonders an dem brennenden Gipfel des Münsters, dessen Turm von der obersten Spitze an bis auf die unterste Galerie mit Tausenden von Feuertöpfen und Lampen erhellt war. Eine Anordnung der Behörde, daß sich keine Krüppel oder Bresthaften der Fürstin zeigen sollten, hatte ihn zu einem kleinen Gedicht in französischer Sprache veranlaßt, worin er die Ankunft Christi, der die Mühseligen und Beladenen zu erquicken kam, und die der „Königin“, die sie verscheuchte, verglich. Die unbarmherzige Kritik eines Franzosen verleidete dem jungen Dichter, der sich ja öfters in Leipzig in solchen Dingen geübt hatte, jeden weiteren derartigen Versuch, und vielleicht hängt eine Notiz in seinen

Ephemeriden mit dieser Erfahrung zusammen: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.“ Das Gedichtchen ist uns nicht erhalten, doch gemahnt an das Erscheinen der Dauphine noch die Stelle in seiner im Herbst 1771 verfaßten Rede „Zum Schäkespears Tag“, wo er vom Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs spricht; auch mochte ihm bei der Wiederkehr Christi in seinem „Ewigen Juden“ jener in Straßburg erlebte Gegensatz zwischen weltlicher und geistiger Herrlichkeit und dem Reiche



Dekoration an der Ill (gegenüber dem Schlosse) zu Ehren Marie Antoinettes.
Kupferstich von 1770.

Gottes nochmals vorgeschwebt haben. Nochmals traten ihm die furchtbaren Darstellungen der Teppiche in Erinnerung, als aus Paris die Schreckenskunde eintraf, daß bei den Hochzeitsfeierlichkeiten durch ein Versehen der Polizei in der mit Steinen versperrten Rue Royale in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai eine Anzahl von Menschen das Leben einbüßte. Seine Sehnsucht nach den Raffaelschen Gobelins aber dauerte in gesteigerter Heftigkeit fort und er wußte einflußreiche Persönlichkeiten derart dafür zu interessieren, daß sie erst so spät als möglich abgenommen wurden. In dieser Zeit erlaubte sich der übermütige Student auch eine „Posse“, die leicht ein ernsteres Nachspiel hätte haben können. Seinem in Leipzig gepflegten Hang zur Mystifikation folgend, schrieb er an einen Frank-

furter Freund — es war der schon in Leipzig wegen seiner gutmütigen Leichtgläubigkeit gern geneckte „Pegauer", d. h. Schöppenstädter Horn, auch „Hörnchen" genannt — einen vorgeblich aus Versailles datierten Brief, worin er ihm seine glückliche Ankunft daselbst und seine Teilnahme an den Festlichkeiten meldete, ihm zugleich aber strengstes Schweigen auferlegte. Da er bald darauf eine etwa vierzehntägige Reise unternahm und der Gefoppte sich in der Voraussetzung, Goethe sei in das Pariser Unglück — es gab dabei 133 Tote und weit mehr Verwundete — verwickelt, bei dessen Bekannten und Eltern nach Briefen des Abwesenden erkundigte, die auch ausblieben, so vertraute er sich in seiner Angst den nächsten Freunden an, die nun seine Sorge teilten. Die Eltern erfuhren von seiner Vermutung glücklicherweise erst, als ein Brief des Sohnes von Straßburg eingetroffen war. Unter den in das Geheimnis Eingeweihten befand sich auch Goethes Frankfurter Freund Bernhard Crespel, der wiederum seinem damals in Göttingen studierenden Kameraden Renatus von Senckenberg Mitteilung über Goethes Brief gemacht haben mußte; denn aus der — allein noch erhaltenen — Antwort Senckenbergs vom 9. Juli 1770 ist ersichtlich, daß der flunkernde Goethe eine Äußerung über den Anblick der Dauphine nach ihrer Brautnacht, ihrer „Moznacht", gebraucht hatte. Man ersieht daraus mit einigem Ergötzen, wie sich der Straßburger Studio eines Ausdrucks bediente, den auch die heutigen Studenten — wenn auch in anderer Bedeutung — gern im Munde führen, und daß ihn, wie er selbst von seiner kleinen akademischen Horde gesteht, Vetter Michel in seiner Derbheit nicht nur bei fröhlichen Gelagen besuchte.

Immer freier, geselliger und beweglicher wurde Goethes Lebensart. Zusehends gesundet er in Straßburg und planvoll arbeitet er auch an dieser physischen und moralischen Stärkung seines Wesens. Von seiner Frankfurter Krise her war ihm noch eine gewisse Reizbarkeit geblieben, die sein Gleichgewicht störte. „Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe hinunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätte zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturms und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte

haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zieraten die Kirche und alles, worauf und worüber man steht, verbergen. Es ist völlig, als ob man sich auf einer Montgolfière in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgiltig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse der Ge-



Eingang zur Ruprechtsau.
Radierung.

bäude herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausführen muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Nutzen gezogen. Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt wert, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte . . . . . Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsternis, der Kirchhöfe, einsamer Örter, nächtlicher Kirchen und Kapellen und was hiemit verwandt sein mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgiltig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß Tag und Nacht und

jedes Lokal völlig gleich war, ja daß, als in späterer Zeit mich die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte." Mit Eifer teilte Goethe die Leidenschaft der Straßburger für Spaziergänge, die sie an die zahlreichen Lustorte ihrer schönen Umgebung führten. Was ihm den Anblick des heiteren Völkchens der Spazierenden besonders erfreulich machte, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Goethe erblickt sie gerade noch auf jenem Übergange, bevor die Revolution alles gleich und farblos machte und die Reste bunten deutschen Lebens einsargte: „Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei, nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre, und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Kostüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die Übrigen gingen französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige Proselyten." Straßburger Erinnerungen sind es, die in ihm erwachten, als er seinen würdigen Pfarrherrn in „Hermann und Dorothea", der so gewandt Menschen und Pferde zu lenken versteht, auf der Rückfahrt vom Lager der aus Frankreich Vertriebenen zu seinem ängstlichen Begleiter sagen läßt:

> Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken,
> Als ich den jungen Baron dahin begleitete: täglich
> Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Tor durch,
> Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
> Mitten durch Scharen des Volkes, das mit Spazieren den Tag lebt.

Und seine Jugendzeit und sein eigener Vater steht vor seinem inneren Auge, wenn der auf die Bildung seines Sohnes so eifrig bedachte Vater Hermanns dem schlichten Jüngling nachgrollt:

> Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
> Bald begeben und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
> Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.

Seine Spaziergänge richtete der junge Goethe am liebsten in die nächste Umgebung der Stadt, die seit Ludwigs des Vierzehnten Herrschaft an Stelle früherer Fruchtbäume von einem Kranze von Linden umsäumt war. Einer seiner bevorzugten Ausflüge galt dem Platz, der jetzt den Namen des großen Gartenkünstlers des Königs Le Nôtre trägt, und in dessen

Nähe das Wirtshaus „Zum Wasserzoll" mit Garten und Tanzplatz an der Ill, unterhalb der Stadt, an dem ehemaligen Murgießen lag. Hier, an „einem uralten Spaziergang hoher vielreih sich kreuzender Linden, Wiesen dazwischen, das Münster dort", schwärmte er wieder, als er Straßburg auf seiner Schweizerreise besuchte, mit Lenz, dessen Verse „Denkmahl der Freundschaft" an die „stummen Bäume" am Wasserzoll sich wandten. Durch Salzmann, der überall Bekanntschaften hatte, trat er einigen Familien näher, und wir erblicken den Jüngling in seiner Liebens-



Blick auf Straßburg vom Wasserzoll.
Kupferstich vom Ende des 18. Jahrhunderts.

würdigkeit und Munterkeit, wenn er erzählt, daß er eines Abends auf einem Landhause, als die Gesellschaft die ominöse Zahl dreizehn erreichte, die Wirtin bat, sich entfernen und später schadlos halten zu dürfen und alsdann zu den Linden der Ruprechtsau — er schreibt irrtümlich: Wanzenau — in seine alte Lieblingsgegend flüchtete. Von einem andern Hause, wo er offenbar viel verkehrte, spricht er in jenem Septemberbrief an Engelbach: „Im B. Hausse fährt man fort angenehm zu seyn." Wir vermuten, daß er die Familie seines Violoncellolehrers Busch damit meinte, von dem er am 3. Februar 1772 an Salzmann schreibt: „Wollen Sie bei Gelegenheit meinen Violoncellmeister Buschen fragen, ob er die Sonaten für zwei Bässe noch hat, die ich mit ihm spielte, sie ihm ab-

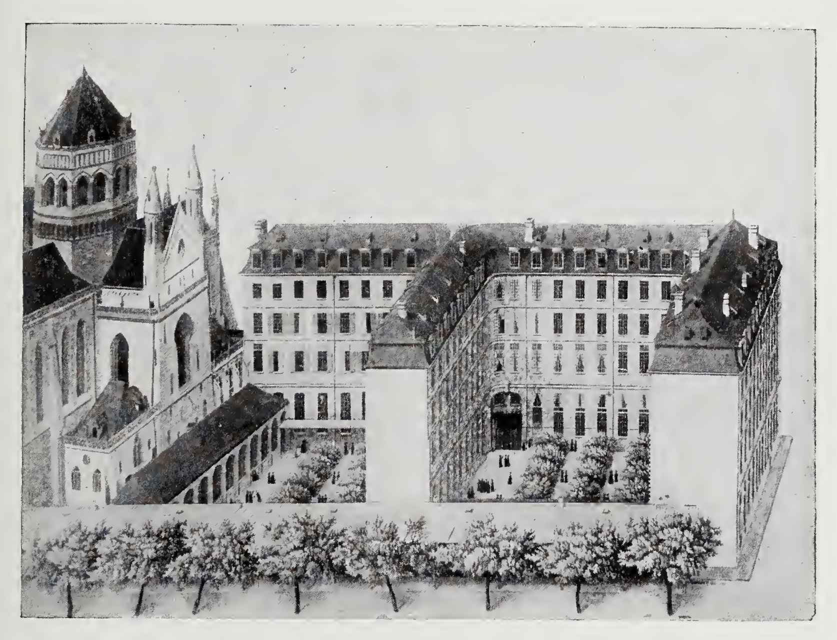
handeln und baldmöglichst mir zuschicken." Offensichtlich nahm Goethe, der auch noch in Wetzlar auf sein Cellospiel zurückkommt, am musikalischen Leben Straßburgs lebhaften Anteil, von dem Meyer von Lindau, der selbst der Komponist einer Oper „l'aveugle de Palmyre" war, am 26. Oktober 1771 an den Aktuarius schreibt: „Was wird denn diesen Winter in Straßburg aus der Musik werden? Wird sich das Kleeblatt Lobstein, Vogt, wohllöbliche Schwerdtfeger und Scoti wieder zu Anführern der Musik aufwerfen?"

Auch das Kartenspiel nahm er wieder auf, wozu ihn Salzmann, wie einst Madame Böhme, ermunterte. Das alte Piquet wurde hervorgesucht, und er lernte Whist. Auch seine Tracht zeigte damals einen Menschen an, der gewillt war, sich in die Gesellschaft zu fügen. Seine schönen Haare, die zu tief nach hinten verschnitten waren, mußten in einen Zopf gebunden werden, indes sich die kurze und krause Vorderpartie eine künstliche Tour gefallen lassen mußte, bis das natürliche Wachstum nachhalf. So aufgestutzt und gepudert mußte er sich, um den falschen Schmuck nicht zu verraten, vom frühen Morgen an ruhig und gesittet betragen, und er wandelte, den Hut unterm Arm, in Schuhen und Strümpfen über Straßen und Auen, durch feinlederne Unterstrümpfe gegen die Rheinschnaken gesichert. Daß der Brausekopf und spätere „Wanderer" sich aber auch ungebundener und kraftgenialischer trug, zeigt Kaspar Riesbecks Bericht in den „Briefen eines reisenden Franzosen" (1783), worin es lautet: „„Als das Gefühl seines Genies in ihm erwachte, ging er mit abgekremptem Hut und unfrisiert, trug eine ganz eigene und auffallende Kleidung, durchirrte Wälder, Hecken, Berg und Tal auf seinem ganz eigenen Wege; Blick, Gang, Sprache, Stock, alles kündigte einen außerordentlichen Mann an." Jener körperliche Zwang kam indessen, wie Goethe meint, den geselligen Gesprächen zu statten, die sich immer lebhafter, interessanter, leidenschaftlicher entfalteten. In solchem Diskurs finden wir ihn mit dem seltsamsten Mitglied seiner Tischgesellschaft, dem schon bejahrten „Ludwigsritter", den die Übrigen mieden, während Goethe seinen Einladungen zu Spaziergängen folgte. Ihn, den Menschenfischer, interessierte dieser Sonderling, dessen Gebahren und fixe Ideen — er leitete alle Tugend von dem guten Gedächtnis, alle Laster aus der Vergessenheit her, deren er sich immer wieder zeihen mußte — man schon als Gemütskrankheit betrachten konnte. Der breite Raum, den Goethe in „Dichtung und Wahrheit" dieser traurigen Ritterfigur widmet, erklärt sich wieder aus seiner Neigung, durch Kontraste erzieherisch zu wirken, und mit gutem Bedacht läßt er daher den Haltlosen, der „zu den vielen gehörte, denen das Leben keine

Resultate gibt und die sich daher im Einzelnen vor wie nach abmühen", schließlich dem stets beherrschten Lerse gegenübertreten, der einen Ehrenhandel, der durch die „Vergeßlichkeit" beziehungsweise Lasterhaftigkeit des Ritters hervorgerufen worden, mit seinem trockenen Humor zu schlichten weiß. Das Bedürfnis, solche Gestalten vorzuführen, entspringt der Weltanschauung Goethes, wonach es „dämonische" Menschen gibt, die die moralische Weltordnung durchkreuzen und das Gute und Liebenswürdige gefährden, ja zu Falle bringen, die, ohne eigentlich böse zu sein, durch eine Anomalie ihrer Natur, hart am Schelmentum hinstreifen, wie Lenz oder Merck. Zu diesen Besessenen gehört in gewissem Abstand auch der Narr und Geck, der die Naturform des Alters, die Würde, verletzt, wenn er mit dem jungen Studenten auf dem Weg durch die Stadt nach der Rheinbrücke und Schenke — es ist das Wirtshaus, an dessen Stelle heute, Kehl gegenüber, „die Rheinlust" liegt — sogleich drei Abenteuer besteht, Liebes- und Raufhändel, die stets mit wütenden Selbstanfällen endigen. Der pensionierte Ritter des von Ludwig XIV. gestifteten Ludwigsordens und „Hauptmann" ist gewiß keine erfundene „Novellen"-Figur; er hinterläßt vielmehr den Eindruck eines windigen, liederlichen Franzosen. Doch glaubt ihn G. von Loeper (Goethe-Jahrbuch 1911 S. 176) in dem katholischen Konvertiten und französischen Obersten Freiherrn von Cronhjelm ausfindig gemacht zu haben, der als Nicht-Franzose Anschluß an den deutschen Studentenkreis gesucht haben mochte. Björnstähl (Reisen V, 94ff) sah ihn, bereits als älteren Mann, bei seinem Aufenthalt in Straßburg im November 1773.

Mit offenen, großen Augen durchwanderte der Jüngling die Stadt. Nichts entging seinem freien, kritischen Blick. Alles erregte sein Interesse. Auch bestand damals in dem „elsässischen Halbfrankreich" allgemein die Neigung, die öffentlichen Verhältnisse zu diskutieren. Man besprach die Günstlingswirtschaft, die unter Ludwig XV. und seiner Maitresse, der Dubarry, herrschte. Ein Projekt zur Verschönerung der Stadt — es war der Entwurf Blondels — lag in Rissen und Plänen vor und sollte in die Tat umgesetzt werden. Die winkligen ungleichen Gassen sollten verschwinden und schnurgeraden Straßen Platz machen. Schon war zum Teil mit der Ausführung begonnen und die Stadt schwankte zwischen Form und Unform: die Baulustigen rückten vor, die andern blieben zurück, so daß die seltsamsten Vorhöfe entstanden. Ein weiteres Thema, das Stoff zur Unterhaltung lieferte, war die Vertreibung der Jesuiten. Sie mußten ihr schönes Kollegium im Stiche lassen, das sie 1756 erbaut und bis zu ihrer Entfernung (1764) innegehabt hatten. Es stieß an das Münster,

dessen Hinterteil ein Drittel seiner Fassade bedeckte. Drei Seiten, das von Massol erbaute Priesterseminar, waren bereits fertig, es sollte ein völliges Viereck werden, das jedoch erst in den achtziger Jahren mit dem Bau des heutigen Lyzeums zustande kam. Auch das Schicksal des Prätors Klinglin beschäftigte immer noch die Gemüter. Der allmächtige Mann, der das schöne Präfekturgebäude errichtet und 1744 dem König Ludwig XV. einen glänzenden Empfang bereitet hatte, verlor bald darauf die Gunst des Hofes und wurde 1752 wegen unerhörter Gewalttätigkeiten,



Das bischöfliche Seminar (Jesuiten-Kollegium).
Nach einer Photographie.

Verschwendung und Unterschleifen auf Veranlassung des Finanzministers Machault in Untersuchung gezogen, während der er im Gefängnis zu Besançon 1755 starb. Seine Familie schien im erblichen Besitz der obersten Verwaltung zu sein, da schon sein Vater von 1705 an bis zum Jahre 1725 die Prätorwürde bekleidete. Auch hatte der Sohn bereits die Vertretung dieses Amtes dem Enkel übertragen, als ihn sein Sturz ereilte.

Goethes ständige Augenweide war das Münstergebäude. Immer wieder lud es ihn zu aufmerksamer Betrachtung ein. Schon 1772 hat er den Manen seines Erbauers Erwin von Steinbach in dem Aufsatz „Von deut-

scher Baukunst" einen glühenden Hymnus gewidmet, der im Herbst jenes Jahres als besondere Schrift — die erste, die Goethe veröffentlichte — dann später als Teil des Herderschen Heftes „Von deutscher Art und Kunst" im Jahre 1773 im Druck erschien. Dort, in diesem Erguß sind noch die unmittelbaren Eindrücke niedergelegt, die er von dem Kolosse empfangen hatte, während die Beschreibung in „Dichtung und Wahrheit" das wohlerwogene und höchst kunstreiche Produkt später Reflexion und Rückschau ist, worin er, über die Wandlungen seines Geschmackes innerhalb eines Zeitraums von vierzig Jahren hinblickend, sich erst wieder zu den Idealen seiner Jugend zurückfindet und für deren neuentdeckte Schönheit er — im Wetteifer mit seinem Freunde Boisserée — öffentliches Zeugnis ablegt. Wir müssen jenes erste Manifest reden lassen, wenn wir den feurigen Jüngling und nicht den gelassenen Greis hören wollen. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging hatte ich den Kopf voll allgemeiner Kenntnis gutes Geschmacks. Auf Höhrensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter der Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß Alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: ‚Ganz von Zierrath erdrückt'; und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wol schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen oder erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen er-

mattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst Du, lispelt' er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig; und siehst Du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte — das all war nothwendig, und ich bildete es schön . . ." Hier, vor dem Münster also, legte Goethe sein von Öser überkommenes Vorurteil von den „abenteuerlichen Schnörkeln" der Gotik ab und lernte sie als die „deutsche" Kunst begreifen. Er schrieb sie mithin — irrtümlicherweise — seiner eigenen Nation zu. Hier verwarf er alle Gedanken an Barbarei und babylonisches Wesen und erkannte den tiefen Sinn einer ebenso kühnen als machtvollen Bauweise, die das „Erhabene" mit dem „Gefälligen" zu vereinigen und damit eine scheinbar unmögliche Verbindung einzugehen wußte. Damals war ihm die „charakteristische Kunst die einzig wahre", und er ruft: „Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da, mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht Ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seeligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes. Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, würkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten, düstern Pfaffenschauplatz medii aevi!"

Diesen, den heiligen Manen Erwins geweihten Hymus, „ein Blatt verhüllter Innigkeit," wie Goethe seinen in Herders und Hamanns „poetisch

lallender" Sprache hervorgesprudelten Erguß drei Jahre später nannte, benützte er als Vorlage, als er im September 1812 die Ausführungen über das Münster für das neunte Buch von „Dichtung und Wahrheit" verfaßte: ein unübertreffliches Muster von Architekturbeschreibung, weil er darin die Schöpfung Erwins, dieses „achte Weltwunder", als Organismus emporwachsen läßt, sich selber dabei über die inneren Proportionen des Ganzen sowie der Entwicklung der Zieraten aus diesem Ganzen klar wird und somit seiner Darstellung das Leben persönlichster Empfindung einhaucht. Die Abhängigkeit dieser späten Betrachtungen von jenen Jugendgedanken springt besonders im Eingang in die Augen, wo der alte Goethe wie der junge die Öffnungen der ungeheueren Fassade auf innere Bedürfnisse zurückführt. Im Erwin-Aufsatz, der eine Streitschrift gegen die „neuere Schönheiteley", die moderne Ästhetik Sulzers und des Abtes Laugier, wie gegen den Mißbrauch der Antike in Berninis Kolonnaden und der Pariser Madeleine war, geht er von den primitiven Erfordernissen der alten christlichen Kirche aus und erörtert — man hört den Dichter des „Prometheus!" — menschliche Urzustände, anfängliche Bauart und den Unterschied zwischen freistehender Säule und geschlossener Mauer, der Wand, deren himmelanstrebende Masse zu „vermannigfaltigen" und „gleich einem weitverbreiteten Baume Gottes" zu verlebendigen, eben die Aufgabe Erwins war. Es berührt uns Epigonen eigentümlich, daß Goethe hier, wo er die entwicklungsgeschichtliche Note anschlägt, wie auch in seinen späteren Abhandlungen niemals die Frage nach der Vorgeschichte des Erwin-Baues aufwirft und die Vergangenheit des Münsters, der Entstehung der altchristlichen Basilika im 9. Jahrhundert, der Zerstörung und des Wiederaufbaues in romanischen Formen im 11. und der Vollendung des Langhauses und der westlichen Teile, von Fassade und Turm, im 13. bzw. 14. und 15. Jahrhundert, in den Zeiten der Früh- und Spätgothik, nirgends betastet. (Der junge Goethe erblickte das Münster noch in dem Zustande, worin Verkaufsbuden an das Langhaus angebaut waren, die erst nach seinem Weggang — 1772—78 — durch spätgotische Arkaden ersetzt wurden. Hundert Jahre später erst wurde die romanische Vierungskuppel ausgebaut.) Keine Rede ist bei ihm von Hans Hültz, kein Forschen nach den Schöpfern der reichen Bildhauerarbeit. Auch Erwins Gestalt, die sich ja freilich auch heute noch in mythisches Dunkel verliert, bleibt im Verborgenen. Sicherlich ist er ihr nachgegangen. Dreimal ist er — von seinem letzten Münsterbesuch im Jahre 1779 zu schweigen — nach seinem Grabe gewallfahrtet, das er, wie sein fliegendes Blatt „Von deutscher Kunst" erkennen läßt, so lange suchte, bis er die Inschrift im Stein-

höfel fand, die den Hingang des „Magister Ervinus Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis Anno Domini 1318. XVI. Kal. Febr.“ vermeldet. Ob er, der sich seit Sulpiz Boisserées mächtiger Einwirkung



Das Münster zur Zeit Goethes.
Nach einem Kupferstich.

(1811) so gründlich mit der Geschichte und dem Wesen der Gothik beschäftigte, sich jemals Gedanken darüber gemacht hat, Erwin könne, ehe er seine deutsche Meisterschaft und Selbständigkeit erlangte, seine Ausbildung in Frankreich, (wie wir heute vermuten, an der Hütte von Notre Dame oder an der Urbankirche zu Troyes) erhalten haben? Schwerlich; denn noch 1823, in seinem Aufsatz: „Von deutscher Baukunst" ist keine Spur der Erkenntnis des Ursprungs der Gothik, obwohl er sich mit deren Gegner Francois Blondel befaßt, und nach wie vor heißt ihm die Bauart, „welche die Italiener und Spanier schon von alten Zeiten her die tedesca und germanica genannt haben", die „deutsche". Allerdings hat er vorübergehend, als sich der Bewunderer der Antike noch gegen die Bestrebungen Boisserées sträubte, im Sommer 1810 einem andern Gedanken Raum gegeben, indem er dem Grafen Reinhard über die gothische Baukunst schrieb, „am wunderbarsten komme ihm dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar sarazenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte." Spät erst (1816) hat er auch der Einrichtung nachgeforscht, ohne die das Werk Erwins nimmer in der von ihm erzielten Vollkommenheit zum Himmel hätte steigen können: der Straßburger Bauhütte, der weitberühmten Innung und Brüderschaft der Steinmetzen, die die Stadt an der Ill zur Hauptstadt der Baukunst machte, obgleich er schon in „Dichtung und Wahrheit" auf die Notwendigkeit hinweist, „an den Tag zu fördern, was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren" sei. Und diese Kenntnisse verdankte er, wie er selbst in seiner (auf Anregung des Freiherrn vom Stein verfaßten) Denkschrift „Über Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar" ausspricht, seinem Straßburger Jugendgenossen, „dem würdigen, geistreichen Veteran" und Arzte Dr. Ehrmann in Frankfurt, den er im Herbst des Jahres 1815 auf seiner Reise in die Heimatgegenden wiedersah und der ihm jene Nachrichten aus dem Schatz seiner gesammelten Urkunden spendete. Alle diese „vaterländischen" Bemühungen Goethes sind auf seine Epoche, die Berührung mit Boisserée, zurückzuführen, dem er darum auch in dem Abschnitt über das Straßburger Münster wegen dessen Werbung für den Kölner Dom ein so schönes Denkmal gesetzt hat, indem er das Motto des ganzen zweiten Teils seiner Lebensbeschreibung in geistreichster Weise auf ihn anwendet: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Wie seine Jugendwünsche und Straßburger Ideale in ihm wieder lebendig wurden, ersehen wir deutlicher noch als aus der endgültigen Fassung der Beschreibung des Münsters aus der Skizze, die uns erhalten ist und in wichtigen Punkten von jenem Texte

abweicht (Weimarer Ausgabe, Werke, Bd. 27, Seite 400 ff). Der handschriftliche Entwurf lehnt sich noch enger an Goethes Erwin-Hymnus an. Wie dieser greift er auf die Uranfänge zurück und erklärt die Münsterfassade aus der Beschaffenheit der „christlichen Kirche als eines geschlossenen Gebäudes, dessen Vorderwand von einer Haupttüre durchbrochen war, über derselben ein Fenster zur Erleuchtung des Schiffes und oben darüber noch ein Stockwerk für die Glockenstühle, deren größere man in die beiden, über den Enden der Wand aufgebauten Türmchen verwies". Ungemein klar und schlicht läßt die Skizze den herrlichen Koloß vor uns erstehen, von dem der Verfasser berichtet, daß „unter den Dingen, die ihn während seines Aufenthalts in Straßburg am meisten beschäftigten und zum Nachdenken aufforderten, das Münstergebäude obenan gestanden, das erste, würdige, imposante Werk der Kunst, das er je mit Augen gesehen und dessen erster, starker Eindruck sich nicht allein mehr und mehr verstärkte, sondern wirklich verschönerte". Als ein Ergebnis seines beständigen Nachdenkens und Interesses bezeichnet Goethe den inneren Drang, das Unvollendete zu vollenden, sich an der Stelle, wo nur das „stumpfe Dach einer Türmerwohnung" in die Lüfte gähnte, einen zweiten Turm im Geiste auszubauen und den vorhandenen, der ihm als unfertig erschien, in Gedanken zu rekonstruieren. Und hier schließt er bereits das reizvolle Erlebnis an, von dem er in „Dichtung und Wahrheit" in mannigfach veränderter Darstellung erst im elften Buche erzählt. Schon der Erwin-Aufsatz hatte einen überraschenden Satz enthalten, den er den verewigten Meister selber sprechen läßt: „In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten." Diese Reminiszenz erneuert der Verfasser der Skizze, wenn er seine Überzeugung ausdrückt, daß „auf die sogenannten vier Schnecken (des gegenwärtigen Turmes) noch vier Turmspitzen, wenigstens 50 Fuß hoch, und in der Mitte auf das Hauptgewölbe des Thurms abermals eine solche Spitze vielleicht von 100 Fuß wäre erforderlich gewesen, um das Ganze würdig zu schließen." Nach seiner Autobiographie will Goethe diese Ansicht in den „letzten Tagen", „in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause" angesichts des fernen Münsterturms geäußert haben, auf das Bedauern eines Gastes, daß das Ganze nicht fertig geworden. Darauf habe ihn ein kleiner, muntrer Mann angeredet und ihn gefragt: „Wer hat Ihnen das gesagt?" „Der Thurm selbst" versetzte ich. „Ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Nei-

gung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß mir dieses offenbare Geheimnis zu gestehn." Indem der andre ihm die Richtigkeit seiner Beobachtung bestätigt, gibt er sich ihm als den Münsterschaffner zu erkennen und erbietet sich, ihm die im Archiv aufbewahrten Risse zu zeigen, die Goethe im Drang der Abreise noch eiligst besichtigt und durchgepaust haben will. Nach der Skizze geschah die Äußerung der Meinung Goethes, die er vorher schon mehreren vorgetragen hatte, auf einer „Landpartie" „unter ganz fremden Menschen" zu dem kleinen Manne, mit der näheren Begründung, daß „die Proportion und der Charakter des Ganzen" die Vollendung des Turmes erforderten; der Künstler dürfe sich den Turm weder so niedrig, noch so stumpf gedacht haben. Der als Aufseher der Baulichkeiten sich Vorstellende habe ihn dann „auf Morgen eingeladen, ältere und neuere Risse, darunter das ächte Original, durchzuzeichnen", was der Aufgeforderte unter Bewunderung des „bereits ausgebreiteten, ansehnlichen, köstlichen Risses" freudig getan habe. „Meine Absicht war damals," so schließt Goethe, „dieses Gebäude mit einer solchen Restauration in Kupfer stechen zu lassen ... Es unterblieb, wie manches andere, und vielleicht widerfährt in jetziger Zeit dem Münster die Ehre, die er neben dem Kölner Dome, vielleicht vor ihm, verdient." Der „Münsterschaffner", dessen Gefälligkeit diese kühnen Pläne des jungen Goethe veranlaßte, war der berühmte Straßburger Ratsherr, Orgelbauer, Topograph und Altertumsforscher Johann Andreas Silbermann (1712—1783), ein Mitglied der weltbekannten Orgelbauerfamilie, die erste Autorität für das Münster. Nach seiner Heimkehr schrieb Goethe im Oktober 1771 an Salzmann: „Dem Herrn Silbermann, wenn Sie ihn sehen, viel Grüße von meinetwegen. Bitten Sie ihn um eine Copie des Münsterfundaments. Und seyn Sie so gut, unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Copie des großen Risses kommen könnte." Und am 28. November: „Herr Silbermann hat mir das Münsterfundament geschickt. Dancken Sie ihm vielmal und versichern Sie ihn aller Ergebenheit die ich seiner sonderbaren Gefälligkeit schuldig bin. Mit den Rissen mag es anstehen." Der von Goethe erwähnte Riß wurde später im Vorzimmer des Dombaumeisters im Frauenhause aufbewahrt und unter dem Titel: Faksimile zweier Originalzeichnungen zu der oberen Thurmabteilung des Münsters zu Straßburg von K. W. Schmidt (Trier 1851) veröffentlicht. Am 10. Mai 1811 besah Goethe mit Boisserée „auch die Durchzeichnungen der Risse vom alten Straßburger Münster." Aus den beiden Briefen an Salzmann möchte man schließen, daß Goethe die Risse nicht schon an Ort und Stelle, sondern erst in Frankfurt durchgezeichnet hat, auch, daß seine Be-

kanntschaft mit Silbermann, die er wohl dem Aktuar Salzmann und nicht dem Zufall verdankte, nicht erst aus den letzten Tagen vor seiner Abreise herrührte. Er läßt vielmehr diese Gestalt, wie ja auch die spätere Trennung dieser Episode von der Münsterbeschreibung beweist, aus künstlerischen Erwägungen, am Ende des Straßburger Kapitels auftauchen, um ihm mit der nochmaligen Erinnerung an das große Wahrzeichen seiner Elsässischen Epoche einen monumentalen Schluß zu geben.

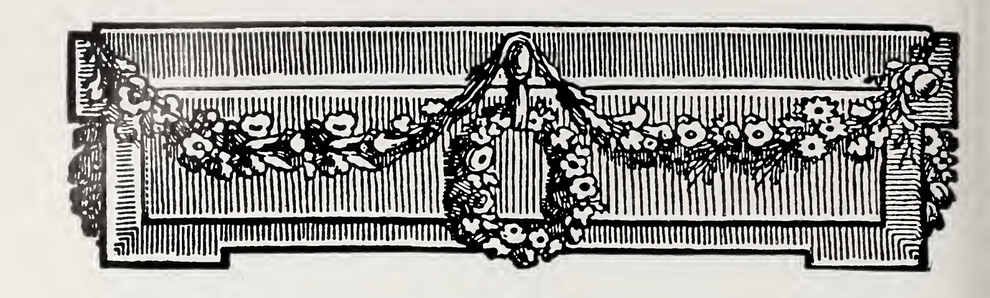
Nirgends sehen wir den jungen Goethe so tiefergriffen und so hochbegeistert wie im Angesicht des Straßburger Münsters, das er „an alter deutscher Stätte gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen fand." Nirgends denken wir uns den jungen Titanen lieber, an geeigneterer Stelle als dort, wo ihm der „Riesengeist unsrer ältern Brüder", der ja auch der seinige war, in diesem kolossalen Werke entgegenschlug, mochte er es nun von nah oder fern, in der Abenddämmerung oder im „Morgendufftglanz" beschauen, dem er „froh seine Arme entgegenstreckte" und dessen Genius „in seine Seele einen Tropfen der Wonneruh des Geistes senkte, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und gottgleich sprechen kann, es ist gut!" Es ist das erste Brausen seines Sturms und Drangs, es sind die ersten faustischen Töne, die die Schöpfung Erwins ihm, der sich, wie der Magus, selber zum göttergleichen Schöpfer erheben möchte, entringt. Nur in einem überschwenglichen Hymnus vermag er zuerst diese wahrhaft religiösen Gefühle auszuströmen, wie er sie später, in seiner „dritten Wallfahrt zu Erwins Grabe" nur in heilige Formen zu bannen weiß. Es sind seine deutschen, seine „patriotischen Gesinnungen", die das Denkmal Erwins in solcher Stärke erweckt, daß er „es wagt, die bisher verrufene gothische Bauart als deutsche Baukunst unserer Nation zu vindizieren", die wieder erwachen, als ihm das Werk Boisserées nochmals „die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung brachte", und die ihre Krönung erfuhren, als er mit dem andern „größten Manne Deutschlands", mit dem Freiherrn vom Stein, wie E. M. Arndt die beiden nennt, in dem soeben dem preußischen Staate einverleibten Rheinlande, kurz nach der Schlacht von Waterloo, vor der Ruine des Kölner Domes stand, die freilich, „als etwas Unvollendetes, Ungeheures und an die Unzulänglichkeit des Menschen Erinnerndes" seinem Geiste nicht die Harmonie der Massen des Straßburger Münsters einhauchen konnte. Schon im Sommer 1774, auf seiner ersten Rheinreise, da er mit Fritz Jacobi geschwärmt, auch Jung-Stilling wiedergesehen hatte, „erregte" zwar die Domruine, „die von Straßburg her gewohnten Gefühle" und er „bewunderte diese merkwürdigen Hallen und

Pfeiler"; aber „einsam versenkte er sich in dieses mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude immer mißmutig." Es waren „mehr drückende als herzerhebende Augenblicke", die er hier — ganz im Gegensatz zu den Straßburger Empfindungen — erlebte.

Wie Goethe durch das Auge an das Münster und die Architektur, so ward er täglich, ja stündlich im Elsaß durch das Ohr an eine flüchtigere Kunst erinnert, an den Tanz. Mit dieser raschen Wendung beschwört er in seiner Autobiographie ein Erlebnis herauf, das den höchst stimmungsvollen Schluß des neunten Buches bildet. Die Tanzstudien, die er mit seiner Schwester in Frankfurt unter Anleitung des flötenblasenden Vaters begonnen, hatten in Leipzig geruht. Nun regte sich in Straßburg mit der erwachten Lebenslust auch wieder die Taktfähigkeit seiner Glieder. An Gelegenheiten, sie zu üben, war in dem fröhlichen Lande kein Mangel. Es gab keinen Lustort, wo man nicht an Sonn- und Werktagen ein heiteres Völkchen sich im Tanze drehen sah. Auf den Landhäusern der wohlhabenden Familien fanden Privatbälle statt, und schon war von den glänzenden Redouten des kommenden Winters die Rede. Um hier keine schlechte Figur zu machen, folgte Goethe dem Rat eines Freundes und begab sich in die Schule eines französischen Tanzmeisters, (in dem man u. a. den in der ersten Szene von H. L. Wagners „Kindesmörderin" erwähnten, am Broglieplatz wohnenden Sauveur vermutet hat, obwohl gegen die Tatsächlichkeit des ganzen Erlebnisses der Umstand spricht, daß der Tanz in Straßburg ursprünglich als ein „Mittel gegen den Schwindel und andere Gebrechen" angeführt werden sollte). Der strenge, genaue Mann wurde in seinem Berufe durch zwei hübsche, noch nicht zwanzigjährige Töchter unterstützt, mit denen auch der junge Student seine Menuets und Walzer übte. Nach der Stunde schwatzte er bisweilen mit den Mädchen, die ein einsames Leben führten, oder die Leutchen lasen sich aus einem Romane etwas vor. Die Jüngere, Emilie, gewinnt die Neigung Goethes, während das Herz der älteren Lucinde für den Ahnungslosen erglüht. Eine Kartenschlägerin macht die Situation den Beteiligten, zumal der trostlosen älteren Schwester, offenkundig. Emilie, deren Hand bereits einem entfernten Freund zugesagt ist, die aber von dem gegenwärtigen fürchtet, er könne ihr gefährlich werden, drängt ihn eines Tages unter zärtlichem Kusse, das Haus zu meiden — da stürzt Lucinde ins Zimmer, überhäuft die Schwester mit Vorwürfen, daß sie in ihrer versteckten, selbstischen Weise ihr, wie schon einmal, das Herz des Gastes entwendet habe, faßt ihn beim Kopfe, fährt ihm mit beiden Händen in die Locken, küßt ihn wiederholt auf den

Mund und ruft: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!" Der Verwirrte flog die Treppen hinunter mit dem festen Vorsatz, das Haus nie wieder zu betreten. Wir sehen den verführerisch schönen Jüngling, dem alle weiblichen Herzen zufliegen, in dieser dramatisch zugespitzten Novelle leibhaftig vor uns, und bange fragen wir, welch holden Mund wird die Verwünschung der leidenschaftlichen Französin treffen? ...

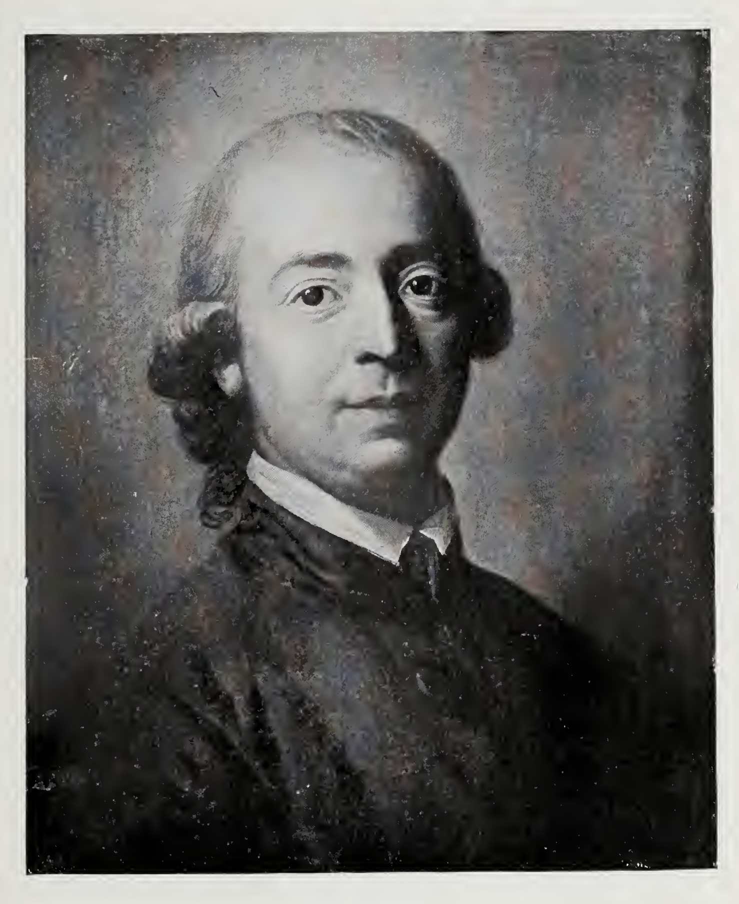
Ehe uns Goethe selbst aber die Antwort erteilt, bereitet er uns weit ausholend auf eine andere Bekanntschaft vor, die für ihn, wie er selbst gesteht, das bedeutendste und folgenreichste Erlebnis seines Straßburger Aufenthalts werden sollte. Im Anfang des zehnten Buches seiner Lebensbeschreibung schildert er — das Thema plötzlich ändernd — die Lage der Dichter im damaligen Deutschland und zeigt am Beispiel der Hagedorn, Brockes, Haller, Uz usw., wie sich aus der Masse der verachteten Spaßmacher und Schmarotzer die Männer von Stande, von bürgerlichem Ansehen oder geschäftlicher Tüchtigkeit heraushoben. Erst Klopstock und Gleim, so begründet er in wundervoller Darstellung der beiden Persönlichkeiten, verhalfen dem Dichtergenie zur eigenen Würde. Aber sehr deutlich erkennt und bezeichnet Goethe auch das Übel, welches das erhöhte Selbstbewußtsein dieser Größen für sie selbst, ihre Umgebung und Zeit im Gefolge hatte: Das leere Behagen, das sie an ihrem eigenen Wesen empfanden, der allzuhohe Wert, den sie ihren eigenen Zuständen beimaßen, die Selbstgefälligkeit und gegenseitige Beräucherung ihrer gehaltlosen Briefwechsel. Auch Goethe war schon auf dem Wege, mit seinen Freunden in ein solches „Schöntun und Geltenlassen" zu geraten und der Bespiegelungslust und Eitelkeit zu frönen, als er in einer sehr harten, einzigartigen, der gefühlsseligen Zeit zuwiderlaufenden Prüfung dieser Gefahr durch einen Mann entrissen wurde, den er an der Folie jener Dichterhäupter zu seiner vollen Bedeutung erhebt: Johann Gottfried Herder.



IV
Goethes Zusammentreffen mit Herder

Als Herder anfangs September 1770 mit Goethe in Straßburg zusammentraf, stand er im 26. Lebensjahre. 1741 zu Möhrungen in Ostpreußen als Sohn eines Elementarlehrers und Kantors geboren, studierte er nach einer überaus harten und entbehrungsreichen Jugend in Königsberg von 1762 bis 1764 Theologie und Philologie, auch unter des damals bedingungslos und hingebungsvoll von ihm verehrten Immanuel Kants Leitung Philosophie und Naturwissenschaften. Hier empfing er durch J. G. Hamann, den „Magus aus Norden", wie ihn Goethe später nach einem Sendschreiben K. F. Mosers nannte, die entscheidende Richtung auf ganz neue Erkenntnisse und große Ziele. Dieser höchst merkwürdige Mann vor allem war es, der gegenüber der Verstandeskultur und Begriffswelt der Aufklärung, dem Gemüt und der Intuition, der unmittelbaren Erfahrung, der lebendigen Leidenschaft und dem persönlichen Glauben zu ihrem Rechte verhalf. Goethe, von seiner durch Herder ihm vermittelten Bedeutung früh ergriffen und beeinflußt, hat im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit" dem genialen, geheimnisvollen Denker und Seher in der unübertrefflichen Klarheit seines zusammenfassenden, panoramischen Blickes ein Denkmal gesetzt und die Grundzüge seines orakelhaften, undurchdringlichen Wesens erleuchtet: „Seine Sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnte hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber

auf eine ganz eigene Weise aussprach. Von denen, die damals die Literatur des Tages beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehen." „Das Prinzip, auf welches die sämtlichen Äußerungen Hamanns



J. G. Herder.

sich zurückführen lassen, ist dieses: ‚Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Tat oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.' Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen! Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Überlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit;

denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es gibt keine Mitteilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginierte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er mit seinem eigenen Stil und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profan-Scribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles Dieses bildet die wunderbare Gesamtheit seines Stils, seiner Mitteilungen."

Als Hamanns glühendster Adept, von seiner mündlichen Lehre und seinen sibyllinischen Schriften auf Lebensdauer befruchtet, kam Herder im Herbst 1764 nach Riga, wo er sich als Lehrer, Erzieher und Prediger durch die Kraft seiner Empfindung, die Weite und Tiefe seiner reformatorischen Gedanken ein gewaltiges Ansehen und einen großen Ruf erwarb. Schon war er zum Pfarrer an St. Jakob und zum Rektor der kaiserlichen Ritterschule ernannt, als er Riga Ende Mai 1769 verließ. Ihn, den immer Unbefriedeten und Unersättlichen, trieb die Gärung seiner tiefbewegten Brust in die Ferne. In der Erfahrung und Anschauung der Welt hoffte und suchte er sich selber zu finden und zu klären. Wohl hatte er schon zu der Bewegung des deutschen Geisteslebens seine bestimmte und eigenartige Stellung genommen. Seine „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", eine Erweiterung der Lessingschen Literaturbriefe, sind bereits gesättigt von persönlichsten Gedanken und durchglüht von dem Feuer seines tiefen Gefühls. Eine ganz neue Betrachtungsweise ist es, wenn er, entgegen den Einzeluntersuchungen der Kritiker, auf eine entwicklungsgeschichtliche Gesamtwürdigung der deutschen Literatur, ein Nachschöpfen — und damit eine Wiederbelebung — des schöpferischen Volksgeistes und Genius dringt, vor allem auf die liebevolle Vertiefung in den Ursprung und Wachstum des Quells und Mittels aller Dichtung, der Sprache. Schon hier hat Herder die ihm von seinem Meister vererbten Anschauungen über Sprache und Poesie niedergelegt; „Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts!" Im dithyrambischen Schwung seiner von augenblicklichen, blitzhaften Eingebungen und Impulsen durchbebten Schreibweise verlangt er anstatt der begrifflich-nüchternen die unmittelbare, leidenschaft-

liche, bildliche Rede, wie sie einst „Gesang der Natur" gewesen und ersehnt eine Dichtung, die anstatt nachzuahmen, aus dem Born der Volksseele schöpfe, in organischer Entfaltung ihres Eigenlebens, wie einst Homer, Herodot und Plato den Entwicklungsstufen nationalen Daseins entsprachen. Auch die „Kritischen Wälder", deren drei erste im Jahre



J. G. Hamann.

1769 erschienen, knüpfen an Lessing an, an seinen „Laokoon", und behandeln in meisterlicher Würdigung seiner Methode, wie auch der Winckelmanns, aber wieder in durchaus kritischer Stellungnahme zu diesen Kunstrichtern, die Wissenschaft des Schönen, auch hier der begrifflichen und überschwenglichen Kanonisierung des Griechentums die universalgeschichtliche, völkerpsychologische Betrachtung entgegenstellend.

Alle diese umstürzlerischen Ideen wogten in ihm, als er die Seereise nach dem Norden und Westen Europas antrat. Seine wogende Seele glich selbst den Wellen, denen er sich anvertraute, sein Schicksal dem Winde, der seinen Geist in unbekannte Fernen, an unerforschte Küsten trug. Er fährt über Kopenhagen, das Gestade der Normandie und Bretagne umschiffend, nach Nantes, wo er vier Monate bleibt, vor allem, um sich der französischen Sprache zu bemächtigen. Hier verfaßt er sein „Reisetagebuch", das große Zeugnis seines Sturms und Drangs, worin er sich im Geist nach Riga zurückversetzt, um von hier aus als Reformator der Schule und Sprache, als Gesetzgeber und Neuerer im Sinne Montesquieus und Rousseaus Livland und Rußland, ja Europa zu revolutionieren — ein Bildner der ganzen Menschheit. Dabei unterwirft er, zum ersten Male mit sich allein, sich selbst und sein bisheriges Leben einer unerbittlichen Verurteilung und erkennt den zermürbenden Zwiespalt seines Wesens, das hin und her schwankt zwischen Grübelei und Tatenlust; ihn lockt es aus dem Kerker seiner Gelehrtenstube zum Wirken in der freien Welt, zu zahllosen Schöpfungen aus eigenster Kraft. Man glaubt aus seinen Entladungen die Selbstgespräche des Faust zu hören, der fortschreiten will aus dem dumpfen Gewölbe seines Studierzimmers ins bunte Leben, vom Wort zur Tat. Anfangs November fuhr er nach Paris, wo er, durch den Kupferstecher Wille geführt, alle Sehenswürdigkeiten kennenlernt, auch mit den Schriftstellern Diderot, d'Alembert, Thomas u. a. in flüchtige Berührung kommt. Aber er durchschaut die gleißende Oberfläche dieser bloß formalen Kultur, die so lange die Welt geblendet und beherrscht hatte und der nun die innere Lebenskraft mangelte. „Die Epoche der Literatur ist gemacht, das Jahrhundert Ludwigs vorbei; auch die Montesquieus, Voltaires, Rousseau sind vorbei, man wohnt auf den Ruinen." Sein Herz dürstet nach „Genie, Wahrheit, Stärke, Tugend". Alles dieses findet er in seinem Ossian, in den alten Volksliedern, in Klopstock. Er bekennt sich mit ganzer Seele zu deutscher Innigkeit und Kraft. In der Hauptstadt Frankreichs und deren Bildungswelt schied sich ihm die lebendige Zukunft von der toten Vergangenheit.

Hier ereilt ihn der Antrag, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp-Eutin, den Sohn des Fürstbischofs Friedrich August von Lübeck, einige Jahre auf Reisen zu begleiten, und er nimmt ihn nach längerem Schwanken, auf einen Ruf aus Riga hoffend, an. Über Brüssel, Antwerpen, Amsterdam fährt er nach Hamburg, wo er Lessing trifft, der, schon zur Übersiedlung nach Wolfenbüttel bereit, sich zu seiner letzten, größten Schaffensperiode rüstet. Welche Begegnung zwischen dem Reifen,

Sicheren und dem Gärenden und um sein Selbst Ringenden! Wohl kaum haben sich die Beiden in ihrer Fülle einander aufgeschlossen. Dagegen fand Herder bei dem schwärmerischen Matthias Claudius die begeisterte und empfindsame Bewunderung, die seiner nach gläubiger Anerkennung lechzenden Seele allezeit wohltat. Auch in Eutin gewann er sofort den Fürsten



Gasthaus zum „Geist".
Phot. Hans Traumann.

wie den Hof durch seine geistvollen Anregungen und die Gewalt seiner Predigt, nicht minder durch seine weltmännischen Umgangsformen, wenn er auch schon im Hintergrund die Mißgunst der Würdenträger und Amtsgenossen lauern sah, die ihn warnte, sich allzufest an den Prinzen zu binden. Mitte Juli reiste man über Kassel nach Darmstadt. Hier fiel eine große Entscheidung seines Lebens, die durch den Kriegsrat Merck vermittelte Bekanntschaft mit Karoline Flachsland, der frühe verwaisten Tochter

eines elsässischen Amtsschaffners, die in dem Hause ihres heftigen, den tiefen Gemüts- und Bildungsbedürfnissen des zwanzigjährigen Mädchens verständnislos gegenüberstehenden Schwagers, des Geheimrats Hesse, ein unbefriedigtes und freudloses Leben führte. Nach einigen Tagen schwärmerischen Zusammenseins hatte der Gast durch seine hinreißende Persönlich-



Treppe im Gasthaus zum „Geist".
Phot. Hans Traumann.

keit und besonders durch seine Predigt am 19. August in der Schloßkirche, in der er ihr wie „ein Himmlischer in Menschengestalt" erschien, das Herz des seelenvollen Geschöpfes ganz und gar gewonnen. Von ihrer Bewunderung gerührt und hingenommen, zog er, von seinem Affekt überwältigt, in der Hast des Abschieds Karoline an seine Brust, so daß er sich, wenn auch nicht förmlich, als ihren Verlobten betrachten mußte. Es war eine jener Ungeklärtheiten, die seine innere Unruhe vermehrten und ihn in der

Lage, in der er sich damals befand, bedrückten; denn zu den Sorgen seiner Stellung und seines Berufes — schon dachte er an eine Trennung von dem Prinzen — trat, peinigender denn je, die Last seines Augenübels, dessen Beseitigung er gerade jetzt, im Hinblick auf die Erwählte seines Herzens, doppelt wünschen mußte. In Karlsruhe, wo der edle Markgraf Karl



Türe zur Treppe im „Geist".
Phot. Hans Traumann.

Friedrich ihn mit Auszeichnung empfing, riet man ihm, sich einer Kur vonseiten des berühmten Straßburger Chirurgen Lobstein zu unterziehen. Hier trifft er am 4. September ein.

Im Gasthof „Zum Geist" am Thomasstaden (spätere Nr. 7 der Häuser) stieg er ab und wohnte hier bis zum zwölften, um sodann in das nahe Quartier des Prinzen zu ziehen, dem er jedoch schon am zwanzigsten wegen seiner inzwischen erfolgten Berufung als Oberprediger nach Bückeburg

seine Trennung ankündigte. Die Wohnung, die er hierauf wechselte und bezog, befand sich in der Salzmannsgasse*), in der auch die des Professors Lobstein lag. Im gleichen Hause mit Herder wohnte auch der russische Stabschirurg Daniel Pegelow, aus Brandenburg gebürtig, der in Straßburg den Doktortitel erwerben wollte, den Herder zwar noch nicht persönlich kannte, der ihm aber als Vetter seines Freundes Begrow von Riga aus angekündigt war. Die Ankunft des berühmten Gastes wurde auch in Goethes Tischgesellschaft besprochen, und ihr Verlangen war groß, sich ihm zu nähern. Goethe selbst will dieses Glückes „zuerst" und zwar „ganz unvermutet und zufällig" teilhaft geworden sein, da er im Gasthof „Zum Geist" irgendeinen bedeutenden Fremden aufzusuchen gedachte, dessen „Namen ihm entfallen" sei; aber der Ort und die Art, wo und wie er ihn „anredete" und mit ihm ins Gespräch kam, läßt uns keinen Zweifel, daß der gesuchte Fremde kein anderer war, als Herder. In „Dichtung und Wahrheit" berichtet er: „Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, die schwarze Kleidung bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer leb-

*) Diese für die Wiedergeburt unserer nationalen Poesie so wichtige Gedenkstätte, die, sonderbarerweise, als Straßburg noch in deutschen Händen war, durch kein äußeres Zeichen hervorgehoben, nur in geringem Maße beachtet wurde, ist das heute noch vollkommen erhaltene Haus Nr. 7 an der Ecke der Salzmannsgasse und des Maikäfergäßchens, im achtzehnten Jahrhundert als „Auberge au grand Louvre" oder auch „Louvre garni" angeführt. Hier hatte sich Herder, wie Seyboth und Froitzheim a. a. O. nachgewiesen haben, einlogiert, sicherlich mit Rücksicht auf die in der Nähe gelegene Wohnung Lobsteins, vielleicht mit Hilfe des Stabschirurgen Pegelow, der ihm — nach einem Briefe an Karoline Flachsland — „ein Quartier einräumte". An Begrow schrieb Herder später: „ich habe, um Plafond und Wände zu vertauschen, mein Quartier verändert, so daß Ihre vetterliche Liebe mich also näher zu sich gezogen." Diese Veränderung geschah wohl innerhalb des gleichen Hauses, um die Hilfe Pegelows, den Herder i. J. 1773 Hamann gegenüber als seinen „Nebenwohner" bezeichnet, bequemer erreichen zu können.

haften Mitteilung bereit finden ließ." ... „Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine rot und entzündet zu sein pflegte." So war der erste Eindruck der



Hof im Gasthaus zum „Geist".
Phot. Hans Traumann.

neuen Bekanntschaft, den Goethe noch fünf Jahre später in der launigen Reimepistel auf Herders Berufung nach Weimar mit den Knittelversen festhielt:

„Ihr habt darum ein schwarzes Kleid,
Einen langen Mantel von schwarzer Seid'...
. . . .
Dürft auch den Mantel, wie vor Zeiten,
In Sack 'nein stecken vor allen Leuten."

Schon in der zweiten Hälfte des September begann, in der Salzmannsgasse, der Verkehr der beiden, den die offene Zutraulichkeit des Jüngeren angebahnt hatte. Auch Herder hatte alle Ursache, sich der neuen Gesell-

schaft zu freuen; denn nun fing für ihn eine lange Leidenszeit an, die ihn ganz in seine Stube bannte. Noch im September ließ er sich von Lobstein untersuchen, im Oktober begann die Kur, und etwa am zwanzigsten wurde von Lobstein eine Operation vorgenommen: Das Tränensäckchen, das verschlossen war, mußte aufgeschnitten und der Nasenknochen durchbohrt werden, um den Ausfluß zu ermöglichen, ein Pferdehaar sodann täglich durch den so geschaffenen Kanal hin und her bewegt werden, damit die Verbindung zwischen Auge und Nase hergestellt bliebe. Mit großer Geduld



Zimmer im Gasthaus zum „Geist".
Phot. Hans Traumann.

und Standhaftigkeit ertrug der feurige Patient diese Qualen. In einer Art von Galgenhumor vermag er in einem Brief an Merck vom achtundzwanzigsten noch darüber zu scherzen; aber seiner Braut schildert er am gleichen Tage die Tortur: „Ich habe sechs Tage die Bleistange ... in der Nase getragen; seit gestern ist sie heraus, und es wird in die Wunde, die fast zwei Zoll tief ist, täglich zweimal eine Wicke gesteckt und gespritzt; das geht nun zwar ohne alle Schmerzen nicht ab; seit gestern abend ist mir auch das Auge und die ganze rechte Seite des Gesichts geschwollen; aber das Vornehmste und Gefährlichste ist doch schon vorbei, nun muß bloß die

Kur ausdauern." Der Arme täuschte sich, es standen ihm neue Qualen bevor; denn aus Wochen des Ausharrens wurden Monate, aus einem Schnitt und einer Nasenbohrung etwa zwanzig und zweihundert Sondierungen, und endlich war sein Auge, wie er im Frühjahr an den Karlsruher Geheimrat Ring schrieb, ärger als zuvor. Der „dicke, weidliche, wohlbeleibte Vetter" Pegelow, wie ihn Herder seinem Rigaer Freunde bezeichnet, leistet des Abends nach dem Kolleg als Zimmernachbar bei einem Glas Bischof und Kartenspiel dem Kranken getreue Gesellschaft. Dazu kamen Jung, Troost, Salzmann, auch der Estländer von Reutern, ein Leipziger Bekannter Goethes, vor allen aber dieser selbst. „Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah", gestand Herder später (März 1772) seiner Braut, obwohl es ihm, wie er ihr in der traurigsten Zeit, im Dezember, schrieb, an rechtem Mut fehle, mit diesen Leuten zu leben. Bald lernt Goethe neben dem weichen, liebenswürdigen, geistreichen Zug den abstoßenden Puls seines Wesens kennen. Der harmlose, von der Bedeutung des seltenen Mannes völlig eingenommene Jüngling schließt sich ihm rückhaltlos auf. Seine naive Mitteilsamkeit gegenüber dem launischen, sarkastischen, überlegenen Gelehrten hat etwas ungemein Rührendes. Er spricht behaglich von seinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, von einer Siegelsammlung, die er zusammengebracht und nach dem Staatskalender eingerichtet; er lobt seinen Ovid, in dessen mythologischer Welt er so freudig geschwärmt hatte; er bekennt seinen Enthusiasmus für den italienischen Maler Domenico Feti, dessen biblische Parabeln ihn zu Dresden so ergötzten — alle diese Neigungen verurteilt, benörgelt Herder ohne Nachsicht und Erbarmen, ja er spottet sogar in einem Billett, worin er sich von den freilich wenig benutzten Klassikern, die Goethe teils von seinem Freund Langer eingetauscht, teils aus des Vaters Sammlung mitgebracht hatte, einen Band ausbat, über den Namen des Adressaten:

„Wenn des Brutus Briefe Dir sind in Ciceros Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern Du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie!

Mit unglaublicher Langmut nahm der junge Student diese galligen Ausbrüche hin. Freilich konnte er dem geplagten, in seinen rastlosen Studien und Arbeiten gehemmten Kranken sein tiefes Mitleid, ja auch seine Bewunderung nicht versagen; hatte er doch selbst der Operation beigewohnt,

bei der Herder sich so tapfer zeigte, und Morgens und Abends, ja ganze Tage lang den Dulder in seinen ausgebreiteten Kenntnissen und tiefen Einsichten mehr und mehr schätzen lernen. In ihm wechselten die widerstreitendsten Empfindungen; er pendelte, bald angezogen, bald abgestoßen, zwischen Entrüstung und Verehrung. Man muß, um ein anschauliches Bild von Herders oft entwürdigender Behandlung seines Schülers zu gewinnen, neben die abgeklärte Schilderung von „Dichtung und Wahrheit", die unmittelbaren Zeugnisse der Briefe Goethes an Herder aus den nächsten Jahren halten, worin noch die Reflexe der Straßburger Tage zittern. Da klingt Herders Spott über Dominikus Feti noch nach, in Goethes freudige Erinnerungen „mischt sich ein bischen Hundereminiszenz und gewisse Striemen fangen an zu jucken", er sieht den „Dechanten" als Großinquisitor in „spanischem Mantel und Kragen" wieder vor sich, wie er „mit Feuer und Schwert drein tilgt" oder seine Schüler „mit der Paulus-Galle ankeift". Ohne Zweifel galt Herders bissiger Hohn dem Unfertigen und Unausgeglichenen im Wesen des Straßburger Goethe, der seltsamen, jugendlichen Mischung von Hingebung und Stolz, der schon seinen Leipziger Freunden als falsche Würde und Geckerei erschien. Herder nannte dieses Gebahren „spatzenmäßig" oder „spechtisch" und ihn selbst „einen übermütigen jungen Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen". Und doch: welch berechtigtes Selbstgefühl durfte diese junge Brust schwellen, welche Wunder barg sie und welche Riesenkräfte, die freilich kein herrischer Lehrmeister, sondern erst eine sanftere Gewalt, die große, leidenschaftliche Liebe, zu ihrer vollen Stärke und zu ihrem dichterischen Ausdruck erweckte und entband! Hat Herder in seinem Gefühl der Überlegenheit, in seinem maßlosen Bedürfnis nach unbedingter Anerkennung und Bewunderung seiner Person nichts von der genialen Größe des Jünglings gewittert, der da in der linkischen, unbeholfenen und demütigen Rolle des „unendlich zerstreuten" Schülers vor ihm stand? Fast scheint es so, als ob der große Einfühler hier versagte; denn was wußte er seiner Braut von ihm zu künden, als sie ihn kennengelernt hatte? „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." War dieses Armutszeugnis sein wahres Urteil über den „guten Menschen"? Oder verbarg sich etwa in einer erkünstelten Niederhaltung des so sichtlich von allen Göttern Begnadeten der Neid? Der junge Goethe hat ohne Zweifel, trotz seiner Gläubigkeit, diesen Zug in Herder geahnt, als er seinen Sulla von Caesar sagen ließ: „Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben

einem aufwachst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird." Und in den Episteln der nächsten Jahre, besonders in Goethes entrüsteter Erwiderung auf den „Niesewurz-Brief" des Ketzermeisters, finden wir diese Ahnung bis zur Gewißheit verstärkt. Aber in dem



Herders spätere Wohnung in der Salzmannsgasse.
Phot. Hans Traumann.

grenzenlos Dankbaren überwog die Verehrung. Wie klingt es rührend, wenn er noch nach dem ersten Vollbeweise seines Könnens und Reichtums, dem tieferfühlten „Götz", den der Nörgler so ungerecht und scheelsüchtig als „nur gedacht" verurteilte, ihm demütig, sich selber dem Knappen Georg vergleichend, bekennt: „Der Junge im Küraß wollte zu früh mit, und Ihr reitet zu schnell;" wenn er, trotz der Herrscherlaune seines Züchtigers, nur

sein Trabant und „treuer Planet" sein will, „ein freundlicher Mond der Erde"! Und was war dieses Kreisen um das höchste Gestirn seiner Jugend anders als das Werben um Verständnis und Liebe? „Adieu, lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht. Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt ich lahm drüber werden."

Dieser Kampf des jungen Titanen mit dem abgöttisch verehrten Gesandten aus den himmlischen Gefilden hoher Ahnen, die seine dürstende Seele suchte, hat etwas Erschütterndes. Immer haben die Ergründer deutschen Geisteslebens mit Ehrfurcht das Schauspiel in Straßburgs „freundschaftlicher Krankenstube" betrachtet, mit dem der Siegeslauf unserer größten Literatur begann. Keiner ist dieser dramatischen Szene tiefer und mit gleich zartem Einfühlungsvermögen nachgegangen als Eugen Kühnemann, der in seinem schönen Herderbuche vor allem den feinsten Seelenschwingungen seines Helden zu folgen weiß. Mit der Ergriffenheit, die ihm das Mitleiden mit dem Überreizbaren abringt und uns darum selber ergreift, zugleich mit der Sicherheit des kongenialen Psychologen, der das unendlich verwickelte Seelenleben seines Objektes durchschaut, malt er uns den Gegensatz der beiden Naturen aus, die hier ein großartiges Spiel des Schicksals einander genähert: wie Goethe immer und ganz im Augenblick lebt, Herder aber niemals, wie der eine seinen Weg mit dem untrüglichen Instinkt des Nachtwandlers geht und alles Ungefähr in Notwendigkeit verwandelt, der andere fast ziellos von den Wellen des Zufalls getragen wird; wie Goethes Wesen nur ungestört wachsen will, indes Herder wirken und herrschen muß, um seiner Gedanken ganz sicher zu sein; wie Herders Lehre für den Jünger das Evangelium der Genialität bedeutete und seine Erziehungskunst, die den Zögling unter die Forderungen des Genius stellte, nur darum ihre Grausamkeit verlor, weil dieser Schüler ein Genius war; wie das ewige Gewitter, das um Herder zuckte und sich in der dumpfen Krankenluft in Regenströmen entlud, uns beängstigt, weil sie auf eine Natur trafen, die mit dem ganzen Wesen lebte und nicht naschen, sondern aus dem Eigenen verarbeiten wollte, und wie sich diese beiden Elemente nicht durchdrangen, sondern nur mit ihren Enden berührten, an denen zwar das ganze Bedürfnis ihrer Seelen noch wirksam war, aber so, daß das, was jeden am tiefsten im Innern bewegte, dem andern unbekannt blieb.

Eigentlich waren hier, in dem jungen Goethe, alle Forderungen Herders, die er kurz zuvor in seinem programmatischen Reisetagebuch an das künftige Deutschtum gestellt hatte, „Genie", „Wahrheit", „Stärke", erfüllt und verkörpert; aber seine Selbstherrlichkeit verblendete dem Zuchtmeister die Augen, und so fielen die Schläge seiner Ruthe hageldicht auf den Ge-

duldigen. Auf keine Epoche seiner Jugend trifft Goethes Motto, das er dem ersten Teil seiner Lebensbeschreibung voranstellt, daß nur der geschundene Mensch erzogen wird, so wörtlich zu als auf die Unterweisung in Herders Krankenzimmer. Er macht hier, zum erstenmal in seinem verwöhnten Leben, eine harte, aber ungemein wohltätige Schule durch, einen „Zwiespalt", wie er ihn bisher nie empfunden und erfahren hatte. Von Tag zu Tag sieht er sich zu neuen Ansichten gefördert. Das „enge, abgezirkelte Wesen", das er sich in Leipzig angewöhnt hatte — er meint, wie die Annalen dieser Jahre es bezeichnen, die „beschränkte, französische Form" gegenüber der „freieren", die Herders englische Muster ihn lehrten, — fällt von ihm ab; seine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur, die durch seine dunkle, mystisch-alchemische Frankfurter Beschäftigung nicht bereichert wurden, wachsen. Mit einem Male sieht er sich einer Feuerseele gegenüber, die auf ganz neue Entdeckungen auszieht, einem tiefbewegten Geiste, dessen „eingehülltes Streben" sich gerade in jenen Straßburger Tagen zu entfalten und auszuwirken beginnt. Bisher hatte Goethe von Herders Schriften nur die „Kritischen Wälder" kennengelernt, worin der Verfasser gegen Lessing, den der Leipziger Student über alles pries und verehrte, zu Felde zog. Er hatte noch am 14. Februar 1769 an Oeser geschrieben: „Lessing ist ein Eroberer und wird in Herrn Herders Wäldchen garstig Holz machen, wenn er darüber kömmt." Die „Fragmente" las Goethe erst in Wetzlar, mit größtem Entzücken, besonders die Lehre, die ihm „Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt": „daß Gedanken und Empfindung den Ausdruck bildet." Beide Schriften nehmen schon (auf Hamann zurückweisende) Gedanken Herders vorweg, die er nun in Straßburg in seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache" ausbaut. Sie erfolgte auf ein Preisausschreiben der Berliner Akademie und wurde unter dreißig eingelaufenen Arbeiten am 6. Juni 1771 mit dem Preise gekrönt. Zweifellos hatte sie Herder schon vor seiner Ankunft in Straßburg begonnen und hier erst vollendet. Goethe lernt das reinliche Manuskript heftweise kennen — ein Zeichen des Vertrauens seines Verfassers. Die „superiös gedachte und geschriebene" Preisschrift, wie der Referent Sulzer sie beurteilt, enthält schon im Keime eine Reihe anderer Herderscher Arbeiten, die teils in den nächsten Jahren erschienen, wie z. B. „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", teils in späterer Zeit, wie die „Ideen zur Philosophie der Geschichte". Sie wendet sich gegen die naive und orthodoxe Theorie J. P. Süßmilchs, wonach Gott die Sprache den Menschen gelehrt habe, gegen die der Rationalisten, daß sie auf einem Übereinkommen beruhe, und gegen Condillac,

der sie aus Empfindungslauten ableitete. Herders Hypothese gräbt weit tiefer. Er gibt eine Entwicklungsgeschichte der Sprachschöpfung, eine Psychologie der Sprache und erklärt, wie Goethe sagt, den natürlichen Vorgang, wie der Mensch als Mensch aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Die bewegte Natur entlockt dem Wilden Urlaute der Leidenschaft, woraus durch Besinnung der einheitlichen Seele Worte entstehen, Zeichen, die die Merkmale der Dinge festhalten. Den Grund aller Sinnesempfindungen bildet — ein Hauptgedanke Herders! — das dunkle, warme Gefühl; das Gehör ist der vermittelnde Sinn, das Gesicht zwar der hellste, aber auch der kälteste. Wie der Urmensch in der Natur nur handelnde Wesen sieht, so drücken seine Laute und Worte auch nur Handlungen aus: die älteste Sprache des Menschengeschlechts ist Mythologie, ist Poesie, wie sie immer die Sprache der großen, echten Dichter und Völker geblieben ist.

Welche Aufschlüsse und Erleuchtungen für den jungen Straßburger Dichter! Zwar meint der alte in seinen biographischen Rückerinnerungen, er sei zu sehr in der Mitte der Dinge befangen gewesen, als daß er hätte an Anfang und Ende denken sollen, auch sei es ihm als das Natürlichste erschienen, daß Gott dem Menschen die Sprache und den Gebrauch ihrer Organe ebenso gut anerschaffen habe wie den aufrechten Gang. Aber er wird Lügen gestraft durch die herrlichen Früchte, die Herders blitzartig erhellende Lehre dem Jüngling alsbald und in der nächsten Folgezeit abgewann. Auch seine Dichtersprache wird mythologisch, und Baum und Wetter und Himmelszeichen werden zu handelnden Wesen. Und auch er macht den schöpferischen Genius bald zum Gegenstand seiner Dichtung oder versenkt sich in die Zustände der Urzeit, im Faust, im Prometheus, im Mahomet, im Satyros. Alles Herdersche Saat, Herdersche Keime! Diese Fülle der Gesichte versöhnt uns mit der Peitsche und Galle des Dechanten, der übrigens auch seine gemütlichen Stunden hatte. Wenn Goethe auf seine Bemerkungen über die Preisschrift von dem Polterer nur gescholten wurde, so ließ sich der dicke, behagliche Pegelow als echter Chirurg auf die Mitteilung solcher abstrakten Dinge gar nicht ein und dringt auf das allabendliche L'hombrespiel. Herder selbst schildert humorvoll den mißlungenen Versuch, dem Russen philosophischen Unterricht zu erteilen: „Wir fangen an, der Quartant wird aufgeschlagen, ich streiche ihn mit einer tiefsinnigen Lehrermiene, daß er festliegen soll: will anfangen: sehe ihn an; aber seine ehrwürdige Miene zerstört so sehr alle meine Fassung, daß ich und er laut loslachen — das Buch wird zugeschlagen, und dabei ist's geblieben."

Noch tiefer als die Gedanken über die Entstehung der Sprache wurzelten die Ideen Herders über die Poesie in seinem jungen, andächtigen Zuhörer, noch unmittelbarer wirkten sie sich in ihm aus. Goethe verschlingt in diesen beglückenden Wochen das, was ihm Herder mit vollen Händen bietet, was ihn der große Anreger und Aphorist nicht in methodischer Ordnung lehrt, sondern ihm in verschwenderischem Reichtum hinwirft. Herders Gaben, die desto freigebiger wurden, je heftiger der Empfänger danach verlangte, stürzen sein Inneres völlig um, bewirken eine totale Änderung der Anschauungen, die er bisher von der Dichtkunst in sich trug. Nach der Weise des Robert Lowth erklärt ihm Herder die Bilder und Gleichnisse der hebräischen Poesie, die er schon in den Fragmenten behandelt hatte und deren Geist er später in einer eigenen Schrift untersuchte, aus der Landschaft, der Sitte, dem Glauben der alten Hebräer. An diesen altehrwürdigen Sprachdenkmälern, sowie an Homer und der Volkspoesie weist er ihm nach, daß die Dichtkunst eine Weltgabe und nicht das Privaterbe weniger gebildeter Männer sei. Goethes „Ephemerides" bezeugen die Wirkung dieser Lehre, sie strotzen von Angaben über die Literatur aller Völker, besonders der nordischen, über die Edda, den Saxo Grammaticus, über Mallets Monumente keltischer und schottischer Dichtuung; selbst die Letten schließt er in sein Studium ein. Wie diese Anregungen Herders, der in Straßburg seine Sammlung von Volksliedern anzulegen begann und seinen so nachdrücklich auf die deutsche Volkspoesie hinweisenden Ossianaufsatz verfaßte, in Goethe fortwirkten, zeigen seine Frankfurter Briefe aus dem Jahre 1771, worin er seinem Meister nicht nur von „keltischen und gälischen Sachen", sondern vor allem von den Volksliedern Kunde gibt, die er im Elsaß auf seinen Streifereien aus dem Munde alter Mütterchen aufhaschte — eine Liebhaberei, der er, der Freund alter Volksbücher und Märchen, gewiß schon vor Herders Einfluß nachgegangen ist. Daß Goethe in Straßburg den Homer zu lesen anfing, bestätigt ein Brief Herders aus dem Jahre 1772, worin er — enthusiastischer als sonst! — von seinem Schüler spricht: „alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leyer sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt". Nach Herders Abreise nimmt Goethe den Homer mit nach Sesenheim, wo er ihn, wie er an Salzmann schreibt, ohne Übersetzung liest. Nicht hoch genug können wir den Ertrag dieser Stunden, die der Student in Herders Krankenstube verbrachte, einschätzen. Von hier ging, nach einem Worte G. von

Loepers, nicht nur die Wiedergeburt unserer Lyrik, sondern unserer ganzen Poesie aus.

Schon regten sich in dem jungen Titanen die Keime seines „Götz" und „Faust", die sich bei ihm „eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten", die er aber Herdern sorgfältigst verbarg, um sich dieses Interesse nicht von dem Nörgler verleiden zu lassen. Er schreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit": „Die Lebensbeschreibung des erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil. Die bedeutende Puppenspielfabel des andern klang und summte gar vieltönig in mir wider. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andre, mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben." Diese Alterserinnerungen Goethes wollen aufs Genaueste erwogen sein. In Straßburg beschäftigte sich der Student, wie die Ephemeriden beweisen, mit Ritterwesen, Fehde und Faustrecht, überhaupt mit deutscher Reichs- und Rechtsgeschichte. In der von ihm erwähnten Teutschen Reichshistorie von Pütter konnte er einen Hinweis auf die von Franck von Steigerwald im Jahre 1731 zum Druck beförderte Lebensbeschreibung des Herrn Gözens von Berlichingen finden. Ob er diese aber schon in Straßburg oder erst in Frankfurt gelesen hat, ist zweifelhaft; denn Goethes Mutter schreibt 1781 an ihren Freund Großmann, er habe sich jene Selbstbiographie des Ritters von Nürnberg (nach Frankfurt) kommen lassen, nachdem er etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buch gefunden. Nach einem Gespräch der Frau Aja mit Crabb Robinson vom Jahre 1802 soll er die Lebensbeschreibung in der „Bibliothek" (d. h. des Barfüßerklosters) in Frankfurt gefunden haben. Auf alle Fälle gewinnen wir aus seinen Briefen an Herder und besonders an Salzmann (der gleich jenem nichts von Goethes Interesse an dem Gegenstande wußte), vom November und Dezember 1771, als er mit der Dramatisierung des Stoffes beschäftigt war, den Eindruck, daß ihn die Gestalt des „edeln Vorfahren" und „braven Mannes" jetzt erst und zwar mit der Gewalt einer „ganz unerwarteten Leidenschaft" ergriff. Von seiner ersten Darmstädter Zeit, Ende 1771, berichtet Goethe zusammenfassend, im Rückblick auf Straßburg: „Faust" war schon vorgerückt, „Götz von Berlichingen" baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Stu-

dium des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehn konnte."

Im Dämmerschatten des Münsters reckte sich in der Tat langsam und stille die Gestalt des Faust empor. Mit seiner Jugend, da er beim Frankfurter Trödler die löschpapierenen Volksbücher gekauft hatte, trug er die Figur des weitbeschreiten Erzzauberers und Himmelsstürmers in sich. Nach Leipzig, in seine ersten akademischen Brausejahre war sie ihm gefolgt, fast täglich „lag" er in Behrischs, des „dürren Teufels" und liebeerfahrenen grauen Mentors Wohnung, in Auerbachs Hof, wo er den gespenstischen Faßritt an der Wand der Kneipe sah. Wüst und leer mußte ihm, dem Gescheiterten, wie den nassen und platten Burschen der Schenke, sein Triennium erscheinen, als er, an Leib und Seele krank, ins Vaterhaus zurückkehrte. Gärte damals schon in ihm ein eigener Faust? Der alte Goethe verlegt in einem Brief an Zelter die „Konzeption" ins zwanzigste Lebensjahr und zitiert dabei ein Wort Mephistos in der prosaischen Fassung aus „Auerbachs Keller", wie auch die gleichzeitigen „Mitschuldigen" des Doktor Faust und seines grausigen Endes gedenken. In Frankfurt aber umfängt den Genesenden die Zauberluft der Magie; er hantiert mit Windöfchen wie ein Alchimist, liest kabbalistische Bücher und in seinen Briefen spricht er von einem nachtforschenden Magus, der einen Alraun pfeifen hört und den Stein der Weisen sucht. Und schon baut er sich, den Spuren der Okkultisten und Astrologen folgend, ein eigenes Weltbild auf, gemischt aus allen Elementen, die ihm seine geheimen Grübeleien zutrugen, eine Vorstellung der Schöpfung, die entsteht aus dem Kampf zwischen Licht und Finsternis, Geist und Materie, deren Fürst der Erzeuger alles Selbstischen und Bösen, der von seinem Schöpfer abgefallene Luzifer, der Oberteufel seines irdischen Sendlings Mephistopheles ist. Auch in Straßburg bleibt die „Chymie" seine „heimlich Geliebte", die er vor dem spöttischen Herder verbirgt. Und jetzt erst gewinnt die Spukgestalt der Sage persönliches Leben; die alte Puppenspielfabel, die in der musikalischen Stimmung der Empfängnis gar vieltönig in ihm widerklingt und summt, wendet sich an sein Selbst und wird zur symbolischen Hülle seiner innersten Erlebnisse und Gesichte. Es bedurfte nicht der Straßburger Marionetten oder des Volksschauspiels im deutschen Theater der Tucherzunft, das er nach Ostern 1770 mit angesehen haben mochte — er beginnt jetzt prometheisch den alten Stoff nach seinem eigenen Bilde zu formen. War er selbst nicht der ewig Unersättliche und Unbefriedigte, der wie der Held der

Legende „Adlersflügel an sich nahm und alle Gründe des Himmels und der Erde erforschen wollte?" Und sah er das Urbild eines Forschertitanen in Herder nicht leibhaftig vor sich, eines Magus, der ihm, dem unendlich zerstreuten Schüler, erst die Schächte und Geheimnisse des Wissens öffnete, zeigte er ihm nicht in der Ferne in Hamann den Seher und „Weisen", in dessen sibyllinischen Offenbarungen der Adept die junge Brust, wie im „Morgenrot" erwachender Erkenntnis und Kunst, gesund baden konnte? Ganz gewiß sind in die Dichtung, die das Sinnbild seines ganzen, strömenden, von keinem schönen Augenblick befriedeten Lebens werden sollte, Widerklänge des „bedeutendsten Ereignisses" seiner Jugend, der Bekanntschaft und Verbindung mit Herder eingeflossen. Nicht als ob er — so wenig wie die Behrisch oder Merck oder seine Frankfurter, Sesenheimer, Wetzlarer Geliebten — irgendwie „Modell" gestanden hätte. Nein! Die große Künstlerseele, die glühende Phantasie, des heißen Herzens heimlich bildende Gewalt schafft sich in tausend Erinnerungen das heilige Gefäß ihrer Leiden und Freuden; keine Gestalt, die an des Dichters Auge je vorüberzog, ist so wie sie leibte und lebte darin aufbewahrt. Aber unmerklich zwar und doch erkennbar sind Herders titanische Züge dem erhabenen Antlitz des Faust, seine spöttisch-lehrhaften der Physiognomie des klugen Teufels eingeprägt. So sehr ihm Goethe die aufkeimende Dichtung seines innersten Lebens verheimlichte, sie war von Herder befruchtet und gespeist.

Zwei Seelen wohnten auch in Herders ewig bewegter Brust. Die eine erhob sich mit befreiten Schwingen in das lichte Reich des Schönen, Wahren, Guten; die andere aber war gefesselt an des irdischen Lebens Kampf und Not und Sorge. Jene war umspielt von allen Musen und Grazien der Vorwelt, die der Ergründer der Menschheitsbildung zu sich rief, diese aber umwittert von den Dämonen seiner eigenen Vergangenheit, seiner gedrückten und zerstörten Jugend. Wenn er den jungen Straßburger Schüler drosch und striegelte, so lebten, ihm selber nicht bewußt, die Rachegeister in ihm auf, die sein Mohrunger Peiniger, der Diakonus Trescho, geweckt hatte, und er warf, wie Saulus, über den sein böser Genius kam, seinen scharfen Spieß nach seinem lieblichen Jünger und Waffenträger. Saß aber ein sanfter, umschränkter, gutwilliger Jünger, wie der fromme Jung-Stilling, den Goethe bei ihm eingeführt hatte, zu seinen Füßen, da öffnete sich der Quell seiner Liebenswürdigkeit und Anmut, und der anziehende Pol seines Wesens ward lebendig. Jung selbst hat in seiner „Wanderschaft" bestätigt, daß er keinen Menschen mehr bewundert habe als Herder, der nur Einen Gedanken habe, der aber eine Welt sei, deren Umriß er ihm in „einem", in der knappsten, einleuchtendsten Form, ver-

mittelt und dadurch seinem Geist einen Stoß von ewiger Bewegung gegeben habe. Wenn er aber fortfährt, er habe mit diesem herrlichen Genie in Ansehung des Naturells mehr harmoniert als mit Goethe, so widerlegt dessen Brief an Herder vom Sommer 1771 diesen Irrtum; denn er schreibt ihm: „Nachdem Sie fort sind, bin ich sein Heiliger."

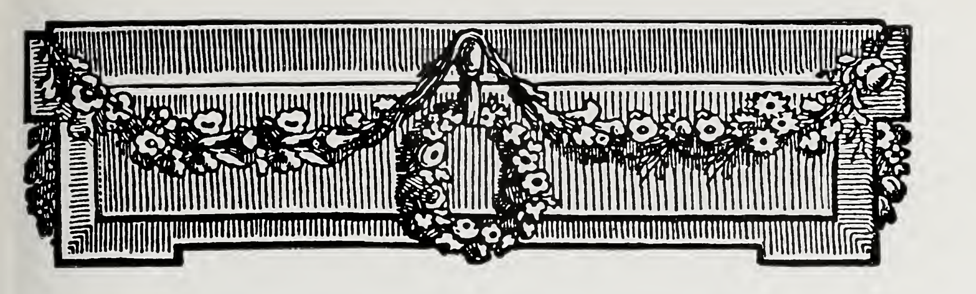
Um Herder war es immer trüber geworden. Die Operation erwies sich als erfolglos, die beabsichtigte Kommunikation kam trotz des neuen Kanals, den Lobstein, der Erfinder eines eigenen Instruments für die Öffnung des Tränensacks, gebohrt hatte, nicht zustande. Der Professor schwankte in seiner Behandlung, und Herder zog einen andern Chirurgen, namens



Joh. Friedr. Lobstein.

Busch, zu Rate. Aber trotz dessen erneuten Versuchen, die Wunde offen zu halten, mußte man sie zugehen lassen. Herders „bedeutendes Angesicht" blieb, wie Goethe klagt, dauernd entstellt, und er mußte mit diesem Makel vor seine Halbverlobte treten. War er zuvor durch die erzwungene Einschränkung seiner geistigen Tätigkeit unwirsch geworden, so überkam ihn jetzt eine grimmige Resignation, die für seine Verehrer etwas wahrhaft Erhabenes hatte. Er bricht seinen ebenso peinlichen wie kostspieligen Aufenthalt eilig ab und verläßt Straßburg nach Ostern, nachdem Goethe noch eine Summe Geldes für ihn geborgt hatte. Herder ließ den für die Rückerstattung des Darlehns bestimmten Termin verstreichen, Goethe kam in Verlegenheit und erntete, als das Geld endlich eintraf, anstatt eines Dankes oder einer Entschuldigung nur spöttische Knittelverse. So schied Herder

mit schnödem, häßlichen Undank von Goethe. Er spielte auch hier die Rolle Luzifers, der von Gott abgefallen war; denn „Absonderung vom Wohltäter ist der eigentliche Undank", wie Goethe in jener Kosmogonie sagt und wie er, so ungemein bezeichnend, in seinem Herderkapitel näher ausführt. Nirgends treten die Gegensätze beider Naturen so ins Licht wie in diesem Punkt: Goethe allezeit der große Wohltäter, der Herder nach sich zieht und ihm in allen Nöten hilfreich ist, uneigennützig wie er nach seiner höchsten Maxime immer war, für seines geistigen Wohltäters Förderungen zeitlebens erkenntlich; Herder dagegen der große Undankbare, der in der Unbill seines harten Lebenskampfes allen Groll und Neid auf Goethe wälzt und in endlosen, von der leidenschaftlichen Karoline geschürten Angriffen und Verdächtigungen ihn benörgelt und bemoralisiert. Sein Straßburger Erscheinen ist nur der Auftakt zu dem Weimarer Drama, worin er als der Vater aller Hindernisse, als der Geist, der stets verneint, seinem edeln Rivalen die Wege kreuzt, nur in spärlichen, lichten Zwischenzeiten mit ihm in voller Harmonie, wie in jenen höchsten Stunden, da der Bund der beiden Humanitätsverkünder durch Spinoza seine Weihe empfing. Dreißig Jahre lang, vom „Götz" an bis zur „Natürlichen Tochter", bis zu seinem Ausgange, mischt Herder in die freudigen Anerkennungen, die ihm gute Stunden entlocken, seine Paulusgalle, in seine „unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit", wie ihm der hochgesinnte Goethe nachruft, seinen mißwollenden, von seiner Krankheit vermehrten Widerspruchsgeist. Wenn der Verfasser von „Dichtung und Wahrheit" die Blößen des „gutmütigen Polterers" auch mit dem Mantel dankbarer Liebe deckt, die Augen der Nachwelt blicken scharf und unerbittlich durch diese Hülle: die kleinlichen, häßlichen Züge in Herders Wesen verdrängen die großen und schönen, sein Bild steht „nicht angenehm" vor unserer Seele.

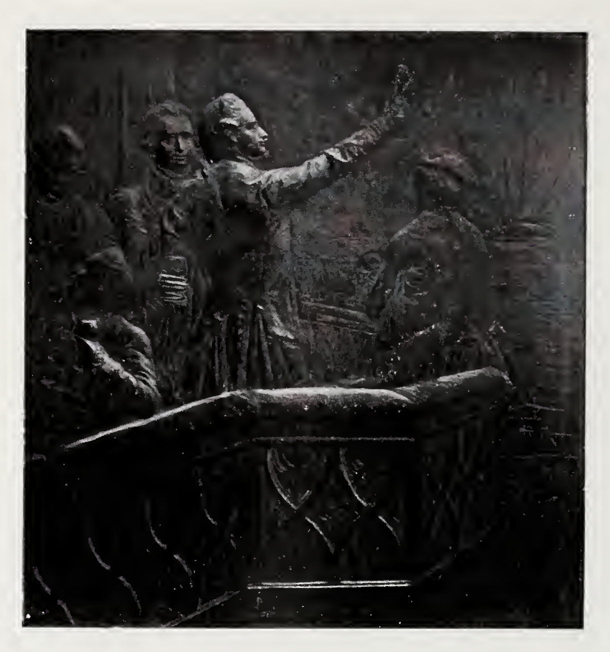


V

Reise nach Lothringen

Wenn wir bisher, um den Zusammenhang der Ereignisse nicht zu unterbrechen, in der Hauptsache der Richtschnur von Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" gefolgt und mit ihr weit voraus, bis ins Frühjahr 1771, geeilt sind, so müssen wir, ehe wir an des Dichters Leitfaden weiterschreiten, einen Augenblick verweilen und uns in kritischer Reflexion besinnen. Goethe schließt unmittelbar an die Schilderung seines Verkehrs mit Herder die Erinnerung an eine Reise, die er zwar zeitlich nicht genau bestimmt, von der er jedoch den Eindruck erweckt, als ob sie bald nach Herders Abzug im Sommer 1771 stattgefunden hätte. Auch so genaue Forscher wie Düntzer, von Loeper und Bielschowsky sind diesem — trügerischen — Scheine gefolgt. Auf dem Altan des Münsters, so berichtet der Dichter, habe er mit seinen fröhlichen Gesellen öfters den Abend verbracht und ins weite Land geschaut; durch Erzählungen sei die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen worden, von denen er nur eine statt vieler umständlich erzählen wolle, da sie in manchem Sinne für ihn folgereich gewesen. Er spricht also von mehreren, ja von zahlreichen Fahrten, die er ins Elsaß gemacht habe. Schon hörten wir von einer vierzehntägigen Reise, die er im Juni, nach Marie Antoinettes Erscheinen in Straßburg, unternommen und die jene Mystifikation seiner heimatlichen Freunde so peinlich unterstützt hatte. Zweifellos ist nun die von ihm in seiner Autobiographie umständlich geschilderte und in den Sommer 1771 verlegte Tour nach Lothringen mit jenem ersten Ausflug identisch, den er in den Johannisferien des Vorjahres machte. Das beweist unumstößlich ein Briefkonzept aus Saarbrücken vom 27. Juni 1770,

das wohl für seine Freundin Katharina Fabricius bestimmt war (und das G. v. Loeper nach Schölls „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786" in das nächste Jahr verlegt). Die Schilderung der Natur, des Weges und Zieles trifft zum Teil genau mit dem Inhalt dessen zusammen, was Goethe später aus dem Gedächtnis und wohl auch aus den von ihm im 12. Buch seiner Lebensbeschreibung erwähnten Aufzeichnungen wiedergibt. Da, wo ihn seine eigenen Erinnerungen und Kennt-



Goethe auf dem Altan des Münsters.
Relief vom Straßburger Goethedenkmal.
Phot. Hans Traumann.

nisse in topographischer und historischer Hinsicht im Stiche lassen, schöpft er aus J. Schöpflins Alsatia illustrata, besonders über die Städte, die er berührt hat.

Mit seinen Freunden und Tischgenossen Joh. Konrad Engelbach und Friedr. Leopold Weyland, die er beide als Unterelsässer bezeichnet, trat der Straßburger Student die Reise bei schönem Wetter am Sonntag, den 22. Juni, einen Tag nach Johannis, an. Engelbach, ein aus Westhofen bei Saarbrücken 1744 geborener Lothringer, war am 19. Juni zum Lizentiaten der Rechte promoviert worden und kehrte in seine Heimat und in

sein Amt als Rat des Fürsten von Nassau-Saarbrücken zurück; der Buchsweiler Weyland hatte nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu Saarbrücken, da hier seine Stiefschwester mit dem Regierungsrat Schöll verheiratet war. So ist Goethes Reiseziel genugsam erklärt. Zu Pferde ging es über Wasselnheim und das Kloster Maursmünster zunächst nach Zabern. Das von den Bischöfen von Fürstenberg 1670—1680 erbaute Schloß — das 1779 abbrannte — wurde besichtigt, Zimmer und Säle, besonders aber die herrliche Treppe bewundert. In einem der prunkhaften



Schloß in Zabern.
Nach einer Lithographie.

Räume und in sonderbarem Kontraste zu ihrer Größe erblickte Goethe den kleinen Kardinal und Straßburger Bischof, Prinzen Ludwig Constantin von Rohan-Guémené, einen berühmten Gourmand, dessen üppige Tafel ungeheure Summen verschlang, beim Male. Er war der Onkel und Amtsvorgänger jenes Kardinals Rohan, dessen Name so enge mit der berüchtigten Halsbandgeschichte verknüpft ist, die Goethe in seinem „Großkophta" verwertet hat. Nachdem sich die Reisenden am Anblick des Gartens und Schlosses, auf dessen Mitte der schnurgerade, eine Meile lange Wässerungskanal zulief, an diesem „geistlichen Vorposten einer königlichen Macht", wie der Dichter die prachtstrotzende Sommerresidenz der Straß-

burger Bischöfe bezeichnet, geweidet hatten, erreichten sie in der Morgenfrühe des 23. Juni die berühmte Pforte des Königreichs, die Zaberner Steige, die in einer Breite von zehn Metern und einer Länge von vier Kilometern über das Gebirge führt, das vom Ingenieur Régemorte ange-



Kardinal Rohan.
Kupferstich.

legte Wunderwerk seiner Zeit. Schon befanden sie sich auf lothringischem Boden, als sie zu der von Vauban erbauten Festung Pfalzburg gelangten, wo sie am Sonntagmorgen schon um neune das Volk im Wirtshause beim Tanze trafen, unbekümmert um die Teuerung, die das Vorjahr gebracht hatte. Sie wandten sich, die Steige herab reitend, nach Zabern zurück

und erreichten des Abends das nördlich davon gelegene Buchsweiler, die Heimat Weylands und Lerses, wo sie einen vollen Tag verbrachten. Die intimere Schilderung des Lebens in der kleinen Residenz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die nach der segensreichen Regierung Johann Reinhard III. im Jahre 1736 an Hessen-Darmstadt gefallen war, ist wohl auf die Freundschaft Goethes mit den beiden Buchsweilern zurückzuführen, nicht minder das vertrauliche Gespräch am Abend über die Herrscher des Ländchens, deren altes, von Konrad von Lichtenberg im 11. Jahrhundert er-



Schloß in Buchsweiler.
Kupferstich von Fred. Lutz.

bautes Schloß man zuvor in seiner gärtnerischen Umrahmung besichtigt hatte. Alle Eindrücke aber hatte der Blick vom nahen, 487 Meter hohen Bastberge übertroffen, von dessen Gipfel der Dichter „die völlig paradiesische Gegend" überschaute. Hier begegnen wir der ersten geognostischen Beobachtung Goethes, der nachdenklich die in großer Masse vorhandenen Muscheln des ehemaligen Meerbodens ins Auge faßt; hier empfängt er, der allezeit begeisterte Verteidiger der „Wassererde", die ersten Anschauungen für seine Überzeugungen, die er alsbald in heftigen Ausbrüchen gegen die Leugner von Sintflut und Versteinerungen geltend machte, die, nicht wie er, erkennen mochten, daß diese Berge einst von Wellen bedeckt, das Rheintal ein ungeheurer See, eine unübersehliche Bucht gewesen. Er blickt

von der Höhe dieses alten Geisterberges, dem der Volksglaube die Rolle des elsässischen Brockens, des Sammel- und Tanzplatzes der Hexen und Dämonen zuweist, in die reiche Ebene mit ihren „immer mehr abduftenden Landschaftsgründen" bis zu den „schattenweis in den Horizont verfließenden" Schwarzwaldbergen; die Vogesen entlang, südwärts bis Zabern und zur Gebirgsveste Lichtenberg, nordwärts bis Lützelstein — ein ergiebiges Feld für den Sagenforscher, wie ihr Sammler August Stöber diese Umgebung Buchsweilers bezeichnet. Wie mögen die alten Legenden das Ohr des Märchenfreundes und -Erzählers und Nachdichters umklungen haben, als die beiden einheimischen Begleiter sie ihm verkündeten oder er sie aus Volksmunde vernahm! Am nächsten Tage reiten die drei ins Gebirge, nordwestwärts, am alten Bergschloß Lützelstein vorüber, in das Tal der Saar, in das Westrich, dessen rauheren Charakter ein trüber gewordener Himmel anzudeuten schien. Auch hier, im Herzogtum Lothringen, war, seit seinen ältesten deutschen Zeiten, Sagenland. Als der Dichter nun zwischen Finstingen und Jngweiler durch das „felsig waldige" Saartal zog, da mochte ihm die Märchenfee begegnet und er ihrem lieblichen Zauber verfallen sein, womit sie einst den letzten Grafen von Orgewiler, der zwischen Nanzig und Luenstadt herrschte, umstrickte. Noch spukten um die drei Reiter, als sie auf das lothringische Gebirge kamen, die Geister der kürzlich verflossenen Johannisnacht, noch leuchteten die Glühwürmchen umher. Und war es nicht um die Johanniszeit und Mitsommernachtsfeier gewesen, da der Graf von Orgewiler — oder wie ihn die Lothringer und Elsässer Erzähler heißen: von Engelweiler — dem Heiligen und Himmel zum Trotz, der ihm den männlichen Leibeserben versagt hatte, zur Jagd in den Forst an der Vogesengrenze geritten war und ihm auf moosigem Felsen die goldhaarige Fee erschien? Alle Mondtage besuchte von nun an die wunderschöne Frau den Verückten in seinem Jagd- und Sommerhause — oder im einsamen Gemache über dem Burgtore — bis seine rechtmäßige Gattin Verdacht schöpfte und seine heidnische Liebe entdeckte, als sie die Schlafenden überraschte und zum Zeichen ihres Besuches ihnen einen Schleier über die Füße breitete. Als die erwachte Waldfrau ihn erblickte, verließ sie wehklagend den Liebsten, auf Nimmerwiedersehen und zog hundert Meilen weit hinweg in ihre Einsamkeit. Aber ihre Liebe dauerte fort; denn sie hinterließ ihm drei Gaben, die, sorgfältig aufbewahrt, seinem Geschlechte Glück und Segen bringen sollten, einen Streichlöffel, einen Trinkbecher und einen Kleinodring, die er zum Heiratsgute den Gatten seiner drei Töchter mitgab: Der Herr von Croy erhielt den Becher mit dem Gebiet von Engelweiler, der von Bassenstein (Bassom-

pierre) das Besitztum Rosières mit dem Löffel, der Rheingraf von Salm das Land Finstingen und den Ring. Hüten die Erben aber diese Kleinodien nicht, dann stürzt ihr Haus ins Verderben, wie dem Rheingrafen geschah, als ihm, dem Trunkenen, der Ritter von Pange den Ring vom Finger zog *). Wir werden diesem Märchen an bedeutsamer Stelle später wieder begegnen.

Einen Widerschein solcher inneren Gesichte glauben wir in dem Briefe an die Freundin in der Heimat zu erkennen, den er am 27. Juni in Saar-



Die Städte Saarbrücken und St. Johann mit dem Schloß im Jahre 1772.
K. Lohmeyer: F. J. Stengel.

brücken verfaßte, wohin er Tags zuvor über das französische Bockenheim (Bouquenom) und das gegenüberliegende nassauische Neusaarwerden —

*) Das Märchen von dem Grafen und der Waldfee wird in verschiedenen, besonders in den Namen der Erben abweichenden Fassungen überliefert. Die Brüder Grimm bringen es in ihren „deutschen Sagen", 3. Aufl. Berlin 1891, 1. Band, Nr. 71, S. 46, unter dem Titel „Das Streichmaß, Der Ring und der Becher" auf Grund der Memoires du maréchal de Bassompierre, Cologne 1666, die auch Goethe später, i. J. 1794, bald nach der französischen Revolution, für zwei Erzählungen seiner „Unterhaltungen deutsch r Ausgewanderten" benützte. August Stöber („Die Sagen des Elsasses," neue Ausgabe von Curt Mündel, 1. Teil, Straßburg 1892, Nr. 191 S. 135) teilt die

beide heute als Saarunion vereinigt — und das Löwensteinische Saaralbe gelangt war: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundinn, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weeg hierher machte, und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags, in der süßesten Ruhe genoß; Sie würden mancherley zu lesen haben, und manchmal empfinden, und offt lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts reitzenders als an Sie zu dencken; an Sie; das heißt zugleich an alle die Sie lieben, die mich lieben und auch sogar an Käthgen, von der ich doch weiss dass sie sich nicht verläugnen wird, dass sie gegen meine Briefe seyn wird, was sie gegen mich war, und dass sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehn hat, der kennt sie.

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbey und wir kamen eben aufs Lothringische Gebürg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbey fliesst. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluss in der Dämmerung so graulich und still floss, und lincker Hand die schweere Finsterniss des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunckeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelgen still und geheimnisvoll zogen; da wurds in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschweerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung um ihn im Gedächtniss aufzusuchen" . . . Waldeszauber! Johannisnachts- und Märchenstimmung! Der Briefschreiber spricht dann noch von der Liebe, die das Herz nicht mutig, sondern feig und weich mache und versichert auch „Fränzgen" (Crespel) dieser Empfindung, ärgerlich darüber, daß sie ihn so wenig „schenierte", weil Verliebte gebunden sein wollten. Wir werden Goethe nach einigen Monaten in der gleichen Gemütsverfassung und Lage treffen, an dieselbe Freundin wie jetzt schreibend und zugleich an eine „neue", an die ihn eine jähe Liebe bindet, indes sein weiches Herz auch die früheren Geliebten umfaßt, und wir werden auch dann von einem Zaubermittel hören, der ihn die „Beschwerlichkeiten" einer neuen Reise wie einen Traum vergessen läßt. Der Saarbrücker Brief ist wie eine Vorahnung dessen, was ihn in Bälde erwarten wird: „Welch Glück ist es ein leichtes, ein freyes Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschweerlichkeit, an Gefahren; aber grose Freuden werden nur mit groser Mühe erworben. Und das ist

---

elsässische Tradition unter der Überschrift „Der Graf von Engelweiler und die Fee" mit. Oskar Schwebel („Sagen und Bilder aus Lothringens Vorzeit," Forbach 1886 S. 250 ff.) gibt die lothringische Überlieferung „Der Graf von Engelweiler und die Waldfrau" in poetischer Ausschmückung, besonders des heidnisch-christlichen Motives.

vielleicht das meiste was ich gegen die Liebe habe" ... Bald wird sein Herz nicht mehr frei und leicht sein, und er wird zu wählen haben zwischen den „Blumenketten, die uns fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zau-



Das Saartor in Saarbrücken nebst Goethehaus (Günderodesches).
K. Lohmeyer: F. J. Stengel.

berkrafft starck sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreissen", und dem Mut sich in die Welt, an große Gefahren und Taten zu wagen.

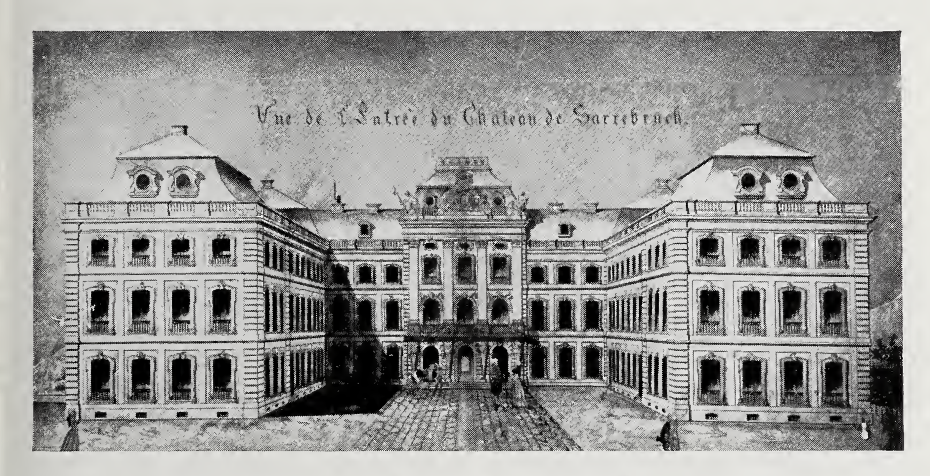
In Saarbrücken wohnte Goethe während der drei Tage, die er dort

verblieb, vermutlich bei dem Schwager Weylands, dem Regierungsrat Schöll. Hier hat er wohl zuerst den Namen der Halbschwester seines Wirtes, der Frau des Pfarrers Brion in Sesenheim gehört, und hier reifte



Wilhelm Heinrich II. Fürst von Nassau-Saarbrücken.
K. Lohmeyer: F. J. Stengel.

vielleicht schon der Entschluß in ihm, die ihm gewiß mit den freundlichsten Empfindungen und in den hellsten Farben geschilderte gastliche Familie bald zu besuchen, was aber durch die Vorbereitungen zum mündlichen Examen und das Bekanntwerden mit Herder — beides in der zweiten Hälfte des Septembers — einstweilen verhindert wurde. Goethe selbst spricht in „Dichtung und Wahrheit" davon, daß der Präsident von Günderode ihn und seine Begleiter („uns") aufs verbindlichste empfangen und drei Tage besser, als sie es erwarten durften, bewirtet habe. Darunter kann wohl kaum eine Beherbergung der Gäste verstanden sein, deren einer sein Beamter war, während der andre ein Quartier bei seiner Schwester



Die Hoffront des Schlosses in Saarbrücken um 1770.
K. Lohmeyer: F. J. Stengel.

fand. Die ungewöhnlich freundliche Aufnahme in dem Hause des Regierungspräsidenten Maximilian Freiherrn v. Günderode, das dicht neben dem Saartor bei der Brücke lag, verdankte Goethe dem Umstand, daß der hohe Beamte, ebenso wie seine Gattin Susanne, eine geborene von Stalburg, dem Frankfurter Patriziat angehörten, wozu auch — im weiteren Sinne — die Familien Goethe und Textor gerechnet wurden. Die kleine, hügelige Residenz der Nassau-Saarbrückenschen Fürsten, deren „letzter", der 1768 verstorbene Wilhelm Heinrich II., ihr durch die Prachtbauten seines großen (jetzt erst durch Karl Lohmeyers Forschungen gewürdigten) Architekten Friedr. Joachim Stengel ein glänzendes Ansehen zu geben wußte, erregte Goethes besonderes Interesse, zumal Stengels hervorragendste Schöpfungen, das prunkvolle Schloß mit seinen, den Felsen

abgewonnenen Terrassen und architektonischen Gartenanlagen sowie die Lutherische Kirche, ein Juwel des späten Rokoko, die ihren Namen von dem Nachfolger Wilh. Heinrichs, dem Fürsten Ludwig erhielt, der 1793 sein Ländchen verlor, während sein kostbares Schloß von den Revolutionären in Brand gesteckt wurde. Wie in Buchsweiler jener Reinhard, so stand hier, in Saarbrücken der üppige Wilhelm Heinrich im Mittelpunkt des Ge-



Die Vorderfront der Ludwigskirche in Saarbrücken.
K. Lohmeyer: F. J. Stengel.

sprächs. Sein verschwenderischer Aufwand hatte sich auch auf nützliche Anstalten erstreckt, vor allem auf den heimischen Bergbau, den Goethe hier zuerst kennenlernte und der ihm das Interesse abgewann, das er in der Folgezeit praktisch in Ilmenau und theoretisch in vielfachen Betrachtungen bewies. Er brach mit seinen Freunden in die nordöstlich sich erstreckenden Hüttendistrikte auf und zog über Dudweiler zur Alaunhütte und an den Rinnen empor zu den Steinkohlengruben und in die Region des seit dreißig Jahren „brennenden Bergs", überall durch die Technik und auch durch

die Farbenspiele der gewonnenen Produkte höchlich gefesselt. Erinnerte sich der Dichter der „Walpurgisnacht" und Schilderer des dämonischen Mammonspalastes mit seinen glühenden Schlünden, Dämpfen und Schwaden des Tages, da er in die Spalten des rauchenden, durch alte Stollen und Schächte unterminierten Berges bei Dudweiler blickte und auf brennend heißem Boden stand? Auch mochte eine andere Erscheinung, die ihm hier begegnete, dem Faustdichter in seinen alten Tagen nochmals ins Bewußtsein getreten sein, ein hageres, abgelebtes Männchen, das als Adept und Kohlenphilosoph einsiedlerisch zwischen Bergen und Wäldern hauste. Gleicht Goethes Zeichnung der grotesken Figur nicht ein wenig der Schilderung, die der Famulus im zweiten Akt des zweiten Faust von seinem Herrn und Meister Doktor Wagner entwirft?

Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerstillsten Stillen.
Der zarteste gelehrter Männer,
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner....

Es war der Chemiker und philosophus per ignem, wie Goethe ihn nach Boerhaves Elementa chimiae bezeichnet, Staudt — in „Dichtung und Wahrheit" heißt er Stauf — den Goethe in seiner Harzhütte bei Sulzbach besucht und dessen Verfahren zur Gewinnung der Nebenprodukte der „abgeschwefelten" Steinkohlen, von „Öl und Harz" in einer „zusammenhängenden Ofenreihe" er mit vortrefflicher Beobachtungsschärfe angibt. Erst in unseren Tagen hat Staudt, wie G. von Loeper im Goethe-Jahrbuch Band XI., 1890, Seite 174 mitteilte, die verdiente Würdigung erfahren, da der Züricher Professor der technischen Chemie, Lunge, ihn einen Techniker nennt, der seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausgeeilt war, indem die von ihm um 1765 versuchte Verwertung der Nebenprodukte der Koks-Gewinnung nicht vor 1862 wieder eingeführt und erst zwanzig Jahre später allgemeiner geworden ist.

Am rechten Ufer des Sulzbaches schritten die jungen Freunde dann der Friedrichstaler Glashütte zu und nach deren bewundernder Besichtigung, bei einbrechender Nacht, zu den Neunkircher Schmelzhütten, die zur linken Hand unmittelbar vor dem Städtchen lagen. Die funkensprühenden Essen im Halbdunkel der Bretterhöhlen erinnern den Dichter wieder an die „leuchtenden Wolken der Johanniswürmer, die an den Ufern der Saar zwischen Fels und Busch um ihn schwebten." Seine Phantasie muß von diesem Naturschauspiel einen tiefen Eindruck empfangen haben. Sie kam auch nach allen Erlebnissen des reichlich besetzten Tages noch nicht zur

Ruhe; denn er berichtet, daß er allein, seinen Freund dem Schlafe überlassend, ein höher gelegenes Jagdschloß aufgesucht habe. Er meint damit das im Jahre 1752 von Stengel begonnene Lustschloß Jägersberg, nach dem Reisebericht des Barons Knigge ein halbmondförmiges, einstöckiges Gebäude mit erhöhtem Mittelpavillon, das, waldumgeben, hinter gewaltigen Terrassenanlagen am Abhang des Berges lag und mit der Vorderseite auf den englischen Garten blickte, an den das Dorf Neunkirchen unmittelbar anstieß. Es war der letzte Wohnsitz des Fürsten Ludwig, der es zum Jagdschloß gemacht hatte und es im Mai 1793 in eiliger Flucht vor



Blick über die Saarstädte vom Turm der Ludwigskirche aus.
K. Lohmeyer: Die Kunst in Saarbrücken.

den Horden der Revolution verließ, die es, gleich dem großen Stadtschlosse, dem Erdboden gleichmachten. Nur ein Nebengebäude, das hübsche Jägermeisterhaus mit zwei reizenden Portalen, zeugt noch von der verschwundenen Pracht. Auf den Stufen, die um die ganze Terrasse liefen, vor den großen Glasfenstern des verlassenen Schlosses sitzend, will Goethe, mitten in der Sommernacht, durch das Bild „eines holden Wesens“ — wie der lothringische Ritter durch die Waldfee — aus seinem einsamen Sinnen aufgescheucht, nach der Herberge getrieben worden und mit dem frühsten abgereist sein. Die Erscheinung an diesem Ort und zu dieser Zeit gehört, wie wir sehen werden, in das Reich seiner Phantasie.

Noch galt es für die beiden Reisenden — Engelbach war an seinem Wirkungsort Saarbrücken zurückgeblieben — einen weiten Umweg zu

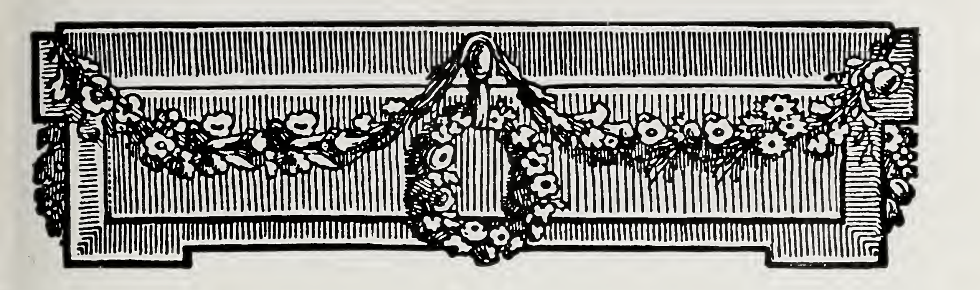
machen, bevor sie zu ihren Studien nach Straßburg zurückkehrten. Sie wandten sich zunächst ostwärts, dem Tale der Blies zu und nach Zweibrücken, der Residenz des Pfalzgrafen Christian VI., dessen Barockschloß, Esplanaden, Ställe und — vom Fürsten erbaute und dann verloste — Bürgerhäuser in Augenschein genommen wurden. Alles, das Leben des Hofes wie der Einwohner, besonders auch die Tracht der Frauen, deutete hier nach dem Zentrum der damaligen Kultur, nach Paris. Sehr wahrscheinlich hat Goethe diesen Abstecher ins pfälzische Gebiet gemacht, um die in Zweibrücken wohnenden Eltern seines Freundes Lerse, des Buchsweiler Landsmannes seines Begleiters Weyland zu besuchen; auch lebte dort sein Leipziger Genosse Gervinus. Dann ging es in südlicher Richtung, dem



Friedrich v. Dietrich.

Hornbach entlang, wieder ins Elsaß, nach Bitsch, der Wasserscheide von Saar und Rhein, dessen Gewässer, wie Goethe sehnsüchtig bemerkt, „uns bald nach sich ziehen sollten". Ihn lockte der Fluß, wie die Nixe seinen Fischerknaben. Die von Vauban erbaute Bergfestung mit ihren riesigen Kasematten erregt sein hohes Interesse. Nun reiten die beiden, den Sturzbächen folgend, ins wilde Bärental, dessen Urwälder sie aufnehmen, und hier fesselt den Dichter besonders der Name des Besitzers aller dieser Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohle, des Holzes, dessen unermeßlicher Reichtum Teile der Herrschaft Ober- und Niederbronn, Reichshofen und das Steintal umfaßte, wo er 1500 Arbeiterfamilien für seine Hütten- und Hammerwerke beschäftigte, ein deutscher Industrieller großen Stiles, der Goethes Seherauge, lange vor den „Wanderjahren" seines Wilhelm Meister, neben den „allgemein berühmten Namen" auf sich lenkt: Johann von

Dietrich, des von Frankreich und dem deutschen Kaiser geadelten Ammeisters von Straßburg, der Urenkel jenes Dominik, der gebrochenen Herzens die schmachvolle Kapitulation der Stadt unterzeichnen mußte, der Vater des berühmteren Friedrich, der, gleich ihm, wegen seiner revolutionsfeindlichen Gesinnung eingekerkert, im Jahre 1793 auf dem Schaffote starb. Ganz anders als die Betriebe des Bärentals wirkten die Zeichen Niederbronns, des nächsten Reisezieles, auf den Straßburger Musensohn ein. Hier, in diesem alten Römer- und Wasgaubade, „umspülte ihn der Geist des Altertums, dessen Reste von Basreliefs und Säulen ihm, zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten". Er hat diese Niederbronner Eindrücke in einem seiner seelenvollsten Jugendgedichte: „Der Wanderer" zwei Jahre später, sich selbst als solchen Pilger fühlend, die Szene aber in das südliche Italien verlegend, verwertet. Auf der nahen Wasenburg betrachtet er andächtig eine in den Fels gehauene, dem Merkur gewidmete Votivschrift, an die den Verfasser von „Dichtung und Wahrheit" Schöpflins Alsatia illustrata wiedererinnert haben mochte, worin die römischen Altertümer jener Gegend beschrieben sind. Von dem Turme der Burg aus überblickt er das Unterelsaß bis zur Spitze des Straßburger Münsters, hinter dem großen, nahen Forst die Türme Hagenaus. Dorthin zieht ihn sein Herz. (Wir bemerken deutlich den poetischen und planmäßigen Parallelismus mit dem früheren Blick vom Münsterturme!) Rasch wird Reichshofen, dann, auf dem rechten Ufer der Moder, Hagenau erreicht und durchritten — der Begleiter wurde schon bei Niedermodern zurückgelassen und kehrte wohl, allein, nach Straßburg zurück — und nun fliegt er „auf Richtwegen, die ihm die Neigung schon andeutete", auf den Pfaden der Liebe, dem „geliebten Sesenheim" zu. Goethe hat hier, am Schlusse seines Berichtes, seine Lothringer Reise mit späteren Fahrten ins Niederelsaß vermengt. Der Ritt nach Sesenheim, als Endziel jener großen Johannisferientour, ist nicht geschichtliche „Wahrheit", sondern frei und zweckvoll ersonnene „Dichtung".



VI
Das Sesenheimer Idyll.

1. Goethes Darstellung.

Die mannigfachen Widersprüche zwischen der Schilderung der Erlebnisse in „Dichtung und Wahrheit" und andern Zeugnissen, die uns bereits begegnet sind, zwingen uns hier, am Eingang des Abschnitts, der Goethes tiefste Herzenserfahrung offenbaren soll, zu einer allgemeinen und rückwärts gewandten Betrachtung über den Charakter der Lebensbeschreibung des Dichters und insbesondere der Straßburger Epoche. Er selbst hat den Titel seiner Autobiographie in deren Vorwort damit erklärt, daß seine Behandlung der Ereignisse „halb poetisch, halb historisch" sei. In den Annalen vom Jahre 1811 spricht er aus, daß er sein „mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk bescheiden genug" so genannt habe, weil er innigst überzeugt sei, „daß der Mensch in der Gegenwart, ja viel mehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele", und in einem Brief an Zelter vom 15. Febr. 1830 bekennt er, daß der einigermaßen paradoxe Titel der Vertraulichkeiten aus seinem Leben durch den Zweifel des Publikums an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche veranlaßt worden, dem er, gewissermaßen ohne Not, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben in einer Art von Fiktion begegnet sei; „denn es war," so gesteht er, „mein ernsthaftes Bestreben, das eigentlich Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische

Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelnheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werden.... Alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zwecke bedienen zu können." Diese Grundsätze müssen wir uns stets vor Augen halten, um Goethes Darstellungsweise gerecht zu werden.

Über drei Bücher von „Dichtung und Wahrheit", das neunte, zehnte und elfte, verteilt er seine Erzählung der Elsässer Vorgänge, die er in der Zeit vom März 1811 bis zum April 1813 verfaßt hat. Vierzig Jahre nach dem Erlebnis. Wie mußte da, nach so langer Zeitspanne, die Erinnerung die Außenwelt bildend modeln, wie in so späten Jahren die Einbildungskraft des Dichters wirken! Zumal, da ihm gerade für seine Straßburger Tage nur spärliche „Quellen" flossen. Die „Ephemerides" hat er nicht benutzt, auch enthalten sie neben ihren vorwiegend literarischen Notizen nur ganz wenig Bemerkungen, die sich auf persönliche Erlebnisse in Straßburg beziehen. Er besaß nur ein bloß streckenweise geführtes Tagebuch, das ihm, außer Schöpflins Alsatia illustrata, als Unterlage für seinen Bericht für die lothringische Reise und den nächstjährigen Ausflug ins obere Elsaß diente, auch einige fragmentarische Aufsätze und fliegende Blätter, die sein Vater, wie er später schrieb, nach seiner Heimkehr „rubrizierte"; dagegen keine Briefe — die unmittelbarsten und wichtigsten aller Zeugen — deren vertrauteste längst vernichtet waren, ja nicht einmal mehr sämtliche Gelegenheitsgedichte, die seine Herzensgeheimnisse so beredt verkünden und die sich, soweit sie noch vorhanden waren, in andern Händen befanden. Wie über seinem Straßburger Tagebuch, das uns den unersättlichen, faustischen Wissensdrang des Jünglings zeigt, das Motto steht: „Was man treibt, heut dies und morgen das", so offenbart uns der Wahlspruch, der die Elsässischen Kapitel einleitet, den entgegengesetzten Pol seiner faustischen Natur, den stürmischen, ungeheuren Lebenstrieb, die Sehnsucht nach äußerer und innerer Erfahrung, nach „Betrachtung eines bewegten Lebens und Kenntnis der Leidenschaften", die er, wie er schreibt, in seinem Busen teils empfand, teils ahnte. Diese maßlose Bewegtheit seines Daseins und seiner Seele zu verdeutlichen, ist der tiefe Sinn und Zweck seiner dichterischen Darstellung der Straßburger Epoche, das „eigentlich Grundwahre", das er hervorkehren will, das „Resultat", das er zieht und das die Einzelnheiten der ehemaligen Ereignisse verschlingt. In dieser Symbolik und höheren Be-

deutsamkeit wird das Wirkliche aufgehoben, und die Wahrheit der Geschehnisse wird in der Gestaltung des Erzählenden zur Dichtung.

Kein andrer Abschnitt seiner bisherigen Lebensbeschreibung, weder der Frankfurter noch der Leipziger Zeit, läßt uns einen so unausgesetzten und bunten Wechsel der Szenen und Bilder, eine derart sich drängende Fülle der Gesichte gewahren, wie die Schilderung des Straßburger Aufenthalts Goethes, des Abschlusses seiner akademischen Jahre, für die er so bezeichnend das Sammelwort prägte: „Unendliche Zerstreuung. Vorbild zum Schüler im Faust". Was er nach seiner Rückkehr in die Heimat über sein dortiges Streben an Freund Salzmann schreibt, gilt auch schon von seinen Straßburger Tagen: „Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen." In unaufhörlicher Hast jagt er von Ort zu Ort, von einem Eindruck zum andern. Er stürmt aus dem Elternhaus nach dem ersehnten Ziele Straßburg, unaufhaltsam, wie er später, auf seiner größeren Bildungsreise, der Ewigen Stadt zueilte. Flugs geht es zum Münster, das ihm schon aus weiter Ferne zugewinkt hatte. Es ist nicht nur das über alles emporragende Wahrzeichen der Stätte seines Aufenthalts, sondern auch das mächtige Sinnbild seines Strebens, das sein ganzes Wollen und Tun beherrscht, der ruhende Pol in der tollen Flucht der Erscheinungen, die nach ihm zielen und von ihm ausgehen. Viermal, stets an bedeutsamer Stelle, kehrt es wieder, als Anfang, Mitte und Ende des Ganzen — ein unvergleichlicher Kunstgriff des Dichters, in das Gewoge seiner Erlebnisse ein Moment von großartigster Stetigkeit, Ruhe und Sinnfälligkeit zu bringen. In diesem erhabenen Symbol gipfeln gleichsam alle Neigungen des Jünglings, der Himmel und Erde umfassen möchte, wie der Schüler im Faust; in diesem gewaltigsten Denkmal von deutscher Art und Kunst triumphiert die „Deutschheit", die nach Goethes Skizze in seinem Straßburger Kreise „emergiert". Nur der erste Eindruck des Kolosses wird verzeichnet, den er sich wegen der Verbindung des Ungeheuerlichen mit dem Geregelten und Ausgearbeiteten in dem Wunderwerke noch nicht erklären kann; aber länger verweilt er bei der Besteigung des Turms, da er dem ahnungsvollen Blick ins weite Land von seiner Höhe eine symbolische Bedeutung gibt. Rasch wird sein Quartier, seine Einführung beim pietistischen Handelsmann und die Tischgesellschaft im Kosthaus gestreift, und nur zwei der Genossen, Meyer und Salzmann, werden erwähnt, auch nur in ihrem Äußern geschildert. Jetzt erst berührt der Dichter sein Rechtsstudium, das ihn doch nach Straßburg geführt hat, Salzmanns Ratschläge und die Me-

thode des ihm empfohlenen Repetenten. Doch sogleich springt er wieder ab; denn ihn fesselt weit mehr als dieser positive Betrieb der trockenen Juristerei die lebendige Medizin, die sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Diese Zerstreuung wird vermehrt durch das zufällige Moment des Einzugs der Marie Antoinette, an den sich die Posse der Mystifikation des Frankfurter Freundes schließt. Nach solcher Abschweifung kehrt er zum gesellschaftlichen Pädagogen Salzmann zurück, der jetzt eine eingehende Charakteristik erfährt. Seine Gestalt und ausgebreiteten Bekanntschaften vermitteln den Übergang zu der Bevölkerung Straßburgs, ihren Gewohnheiten, ihrer Tracht, ihrer Geselligkeit, in die sich der junge Student schicken muß, weshalb er das Kartenspiel wieder aufnimmt und — „damit er den Zwang der Gesellschaft symbolisch erfährt" — seine schönen Haare in einen Zopf binden läßt. Mit einem kühnen Sprung ist er wieder bei der Tischgesellschaft, die sich inzwischen vermehrt hat, besonders durch einen interessanten Gast, Jung-Stilling, dessen Äußeres und Inneres genau geschildert wird. Seinem Porträt folgt das nicht minder sorgfältige Konterfei des braven Lerse, und im Gegensatz zu dieser ausgeglichenen Natur hebt der Dichter die Friedlosigkeit seines eigenen Wesens hervor, das „mit sich selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag", seine körperlichen und seelischen Reizbarkeiten, die er bald als Kraft, bald als Schwäche empfand und durch beharrliche Selbstzucht, wie durch die Beobachtung der Mängel seiner Umwelt bekämpft und ablenkt. So kommt er zur Kritik der öffentlichen Zustände, der staatlichen und städtischen Verhältnisse, der Vertreibung der Jesuiten, des Klinglinschen Skandals. Alle diese Geschichten vermittelt ihm der sonderbare, fast gemütskranke Ludwigsritter, bei dessen Eigentümlichkeiten er so lange verweilt, da er dieser Gestalt eine symbolische Bedeutung verleihen will: Er ist einer jener Unglücklichen, denen das Leben keine Resultate gibt und die sich daher im einzelnen abmühen, eine der problematischen Naturen, die der Dichter so oft in seiner erzieherischen Selbstbiographie als warnende Beispiele aufstellt.

In einem jener kühnen, ja gekünstelten Übergänge, womit er so heterogene Dinge zu verbinden genötigt ist, führt uns Goethe plötzlich wieder vor das Münster, das auf alle diese kleinen Erdendinge mit der Majestät des Ewigen herabblickt und in seiner unbeweglichen Ruhe an das „Hochgericht" der Sphinxe im späteren Faust gemahnt, und nun erst erleben wir es in einer liebevollen Beschreibung, in einer Erklärung seines Schönheitsgesetzes, der Vereinigung des Erhabenen und Angenehmen, die der Dichter durch Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

historisch ausweitet. Er fühlt sich angesichts dieses, an alter deutscher Stätte gegründeten, in echter deutscher Zeit so weit gediehenen Gebäudes von der großen und riesenmäßigen Gesinnung unserer Vorfahren ergriffen. „Mit einer raschen Wendung", wie er selbst zugibt, kommt er unversehens von den „Wirkungen, die Jahrhunderten angehören", von der gigantischen Erscheinung, die er nur sub specie aeterni betrachten kann, auf etwas Alltägliches, auf einen Genuß des Augenblicks, auf den im Elsaß zu jeder Stunde geübten — Tanz und widmet auch ihm eine biographische Betrachtung. An das Erhabene knüpft er unmittelbar, mit einem kleinen Schritt, das Belustigende, das aber für ihn seine komische Wirkung verliert, ja in sein tragisches Gegenteil umschlägt; denn diese breit ausgesponnene Episode birgt den verhängnisvollen Zwischenfall mit der eifersüchtigen Tanzmeisterstochter Lucinde und den Fluch über ihre Nachfolgerin.

Nach diesem romanhaften Abenteuer eröffnet der Erzähler, wie nach einer musikalischen Fermate, das zehnte Buch — ähnlich wie das siebente, das seine Leipziger Erlebnisse unterbricht — mit einer Rückschau über die soziale Stellung und das zunehmende Ansehen und Selbstgefühl der deutschen Dichter von Hagedorn, Brockes und Haller an bis auf Klopstock und Gleim, andrerseits aber über die nichtigen Briefwechsel und das Schönetun und Geltenlassen, Heben und Tragen ihrer empfindsamen Zeitgenossen und er preist sein Glück, vor dieser Selbstgefälligkeit und Bespiegelungslust durch eine harte Prüfung bewahrt worden zu sein: durch seine Bekanntschaft mit Herder. Diesem bedeutendsten und folgewichtigsten Ereignis seiner Straßburger Zeit widmet Goethe naturgemäß den größten Raum, und so überragend erscheint der gewaltige Lehrer und Anreger, so schüchtern duckt sich sein bescheidener und dankbarer Schüler in den Schatten des titanischen Neuerers, daß er ihm und uns von seinen eigenen, kühnen und grandiosen Dichterplänen, die er damals — ohne Einfluß Herders! — schon entworfen haben will, von „Faust" und „Götz", nichts verrät. Er ist auch hier, vor diesem galligen Mentor und Mephisto, das Vorbild des Schülers zum „Faust". Zum drittenmal taucht das Münster auf und lockt den halb verärgerten, halb begeisterten Zögling Herders, dessen magische Gewalt besonders in ihrer Wirkung auf den sanften Jung bezeugt wird, aus der freundschaftlichen Krankenstube in die freie Luft, auf den Altan des Domes. Und wieder erfüllt das hohe Wahr- und Merkzeichen des Elsasses seine sinnbildliche Aufgabe; denn es deutet dem schwärmenden Jüngling auf eine Stelle im weiten Lande, „die ihm die liebste und wertheste geworden", und lockt ihn zu jenen „kleinen

Reisen, die oft aus dem Stegreife unternommen" wurden, deren eine nach Lothringen gerichtete er umständlich erzählt und die nach seiner Angabe im „geliebten Sesenheim" endigte.

Endlich haben wir den Namen des Ortes vernommen, der Goethes Herz mit magischer Gewalt an sich zog und in dessen Frieden er ein Glück fand, das nicht nur seine Straßburger Zeit durchsonnte, sondern bis in seine spätesten Tage in verklärter Erinnerung strahlte, als ein Stück lauterer Poesie, das Wirklichkeit geworden, als der erste und lieblichste jener Träume, die nicht erdichtet, sondern ihm von dem Genius des Lebens beschert wurden. Er schreibt am Schlusse seiner Reiseschilderung: „Sämtliche Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen inneren Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche soviel Achtung als Liebe verdiente."

Goethe erweckt also hier den Anschein, als ob das Ziel dieser Reise der holde Gegenstand gewesen sei, dem sein Herz ergeben war, und daß sie ihn „wieder" in dessen Nähe gebracht habe. Er setzt mithin eine frühere Bekanntschaft mit diesem liebenswürdigen Wesen voraus, deren Entstehung er vorläufig im ungewissen läßt. Überhaupt drängt sich uns, wenn wir die Schilderung des Sensenheimer Erlebnisses in „Dichtung und Wahrheit" von Anfang bis Ende verfolgen, die Erkenntnis auf, daß er geflissentlich jede genaue Zeitbestimmung vermeidet und das Ganze mit dem Flor einer oft verblaßten Erinnerung umkleidet. Es ist der Schleier der „Dichtung", in den er die einstigen Geschehnisse hüllt, und den er, wie immer, aus der Hand der „Wahrheit" nimmt, deren er sich zwar bewußt ist, aber in seiner „Erzählung", der subjektiven Form der Wiedergabe der geschichtlichen Vorgänge, „zu seinem Zwecke bedient". Er verwebt die innerste Erfahrung seines Herzens als lieblichsten Einschlag in den bunten Zettel seiner übrigen Straßburger Erlebnisse, wobei er zwar die Tiefe seiner Neigung nirgends verleugnet, aber durch die Art seiner Darstellung des Verlaufs der Liebesgeschichte, durch deren beständige Einflechtung unter andere Begebenheiten ihre folgenschwere Bedeutung abschwächt. Er läßt uns keinen Zweifel, daß in dem „bewegten Leben" seiner Straßburger Zeit Sesenheim die „Leidenschaft" zufällt, aber er verwischt ihre ehemalige, sein ganzes Wesen aufwühlende Wirkung durch die gedämpfte Weise der epischen, vom poetischen Gesetz gezügelten und beherrschten Offenbarung der längst vergangenen und verklungenen Erschütterungen

seines jugendlichen Gemütes. Einst unterbrach diese stürmische Liebe wie ein gewaltiger Schicksalsruf die „lustige, klingelnde Schlittenfahrt" seines Straßburger Studentenlebens und brachte in den Schein und Flimmer der Guckkasten- und „Schönerraritätenwelt", unter deren flüchtigen Gestalten er „seine Rolle spielte", erst den wahren Sinn und tiefen Gehalt, nun aber, in der künstlerischen Abspiegelung jenes „jugendlich seligen Wahnlebens", wie es der greise Dichter einmal nannte, wie läßt er „die Geschichte in Sesenheim" an uns vorüberziehen?

Ehe der Dichter die Geschichte seines Sesenheimer Erlebnisses erzählt, holt er gewissermaßen tief Atem und gibt zunächst, zur würdigen Vorbereitung und feierlichen Stimmung des Lesers, ein poetisches Spiegelbild dessen, was ihn erwartet. Er berichtet nämlich über Herders Lektüre des „Landpriesters von Wakefield", um an dem Hintergrund dieser modernen Idylle seinen eigenen Herzensroman desto leuchtender hervortreten zu lassen. Immer deutlicher wird es, mit welcher Kunst er in seiner Autobiographie gerade die Straßburger Ereignisse „bildend gemodelt" hat, wie in der Erinnerung des Greises die Dichtung die Überhand gewinnt über die Wahrheit. Nicht als ob er diese gefälscht hätte, nein, es ist so, wie Eckermann unterm 17. Februar 1830 berichtet: „Von seinen Wahlverwandschaften sagte er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden; dasselbe von der Geschichte in Sesenheim." Durch diese Gleichstellung beider Erzeugnisse verleiht der Dichter selbst also der Darstellung der Sesenheimer Erlebnisse den Charakter eines Romans, der jedoch nicht frei erfunden ist, sondern auf wirklichen, historischen Vorgängen beruht. Goethe schaltet willkürlich mit den Tatsachen, die er in ihren Grundlinien nicht verrückt, die er nur im einzelnen anders verbindet und motiviert, um ein Gemälde von wahrhaft dichterischer Geschlossenheit und Färbung hervorzubringen.

Von langer Hand ist alles, wie in einem Drama, auf den Höhepunkt der Geschehnisse vorbereitet. Schon in die Betrachtung des Landes, das bei seiner ersten Besteigung des Münsters wie eine unbeschriebene Tafel vor ihm liegt, mischt er ahnungsvolle Klänge: „Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, belebte Fläche ist noch stumm für uns. Das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sei nun wohl oder

weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird." Zu diesem nachdenklich stimmenden Akkord, der den Sehnsüchten des Jünglings die schwermütige Note einer mit dem Wesen seiner neuen Umgebung, der elsässischen Landschaft, harmonierenden Vorherbestimmung verleiht, tritt das tragische Moment des Fluchs der Französin, der das Schicksalhafte der jugendlichen Neigung erhöht und gleichsam besiegelt. Dann folgt beim zweiten Besuch des Münsterturms eine leise Mitteilung, die uns ein neu beschäftigtes Herz verrät. Hier, wo er mit seinen Gesellen des öfteren die scheidende Sonne mit gefüllten Römern am Sommerabend begrüßte und mit guten Fernrohren die Gegend absuchte, „fehlte es", so wenig wie seinen Genossen, „auch ihm nicht an einem solchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, ihn doch mehr als andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog." Auf der Lothringer Reise bricht die Ungeduld des Liebhabers leidenschaftlich hervor. Er überläßt seinen Freund einem glücklichen Schlafe und sucht, mitten in der Nacht, das weit über Berg und Wälder hinblickende Jagdschloß auf. Lange sitzt er in Gedanken versunken auf den Treppenstufen des verlassenen Gebäudes, das brennende Sterngewölbe über sich, und glaubt, niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. „Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen." Die ganze Szene ist so romantisch, daß sie im „Wilhelm Meister" stehen könnte und uns an den liebeskranken Helden erinnert, den die „sanften Lockungen des lieben Schutzgeistes", seiner Retterin, deren Bild sich ihm strahlend enthüllt hatte und der seine Seele durch Felsen und Wälder nacheilt, mit dem Klang eines jeden Posthorns in die Ferne ziehen.

Im Augenblick höchster Spannung, wenn wir den Gegenstand seiner Neigung leibhaft vor uns erscheinen zu sehen wünschen, zögert der Dichter nochmals und dämpft unsere Sehnsucht durch ein künstliches Retardieren. Noch läßt er die Geliebte nicht erscheinen, sondern bittet, ehe er seine Freunde und Leser zu ihrer ländlichen Wohnung führe, „eines Umstands erwähnen zu dürfen, der sehr viel dazu beitrug, seine Neigung und Zufriedenheit, welche sie ihm gewährte, zu beleben und zu erhöhen". Dieser angeblich so befeuernde Umstand ist sein Bekanntwerden mit Goldsmiths

„Landpriester von Wakefield", durch Herder, der ihm die deutsche Übersetzung des fürtrefflichen Werkes durch selbsteigne Vorlesung vermittelte. Zunächst schildert Goethe die Art dieser Lektüre, die eine ganz eigne, der Weise seines Predigens entsprechende war, ernst und schlicht, völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, ohne Modulation, aber auch ohne Monotonie, obwohl er alles in einem Tone vortrug, als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre und die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Gerade weil er alles aufs tiefste empfand und die Mannigfaltigkeit eines solchen Werkes hochzuschätzen wußte, wirkte dieser Vortrag mit unendlichem Reiz auf seinen dankbaren Zuhörer ein, da „das Verdienst einer Produktion rein und um so deutlicher hervortrat, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelnheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte". Aber der ungeduldige Herder tadelte seinen vom Übermaß des Gefühls ergriffenen, nur vom Stoff überwältigten Schüler, der als junger, naiver Mensch alles als lebendig, wahr und gegenwärtig empfand und das Kunstwerk wie ein Naturerzeugnis auf sich wirken ließ und dabei die Kunstgriffe des Autors, wie z. B. das Inkognito des Lords Burchell, nicht bemerkte. Nach diesem Bericht, der uns — wohl nicht ohne Nebenabsicht — darüber belehrt, wie wir Dichtung und Wahrheit, Vergangenes und Gegenwärtiges zu unterscheiden hätten, skizziert Goethe in unübertrefflicher Kürze den Inhalt des englischen Werkes, dessen Fabel er als den schönsten Gegenstand einer modernen Idylle bezeichnet. Ein protestantischer Landgeistlicher erscheine, wie Melchisedech, als Priester und König in Einer Person. An den unschuldigsten Zustand, den des Ackermanns, meist durch gleiche Beschäftigung und Familienverhältnisse geknüpft und damit vollkommen ein Glied der Gemeine, beruht auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde sein höherer, geistlicher Beruf, die Menschen ins Leben zu führen, zu erziehen, zu segnen, sie für die Gegenwart und Zukunft zu trösten. Dazu trete bei dem trefflichen „Wakefield" die Reinheit und Festigkeit seiner menschlichen Gesinnung, die Stärke eines Charakters allenfalls aus seinem kleinen Kreis in einen noch kleineren überzugehen, seine Duldung, Versöhnlichkeit und Standhaftigkeit. So wie dieser Charakter in Freuden und Leiden dargestellt sei, wie die Fabel das Natürliche mit dem Sonderbaren und Seltsamen mische, erscheine der Roman als einer der besten, die je geschrieben worden, zumal, da er ganz sittlich, ja rein christlich sei, indem die Belohnung des guten Willens ohne jede Frömmelei oder Pedanterie mit einem hohen Sinn und einer Ironie ent-

wickelt wird, die das Werkchen ebenso weise als liebenswürdig mache. Dazu komme der Vorteil der englischen Nationalität, wonach der enge bürgerliche Kreis, worin die Dinge verlaufen, einbezogen ist in die Weite des reichbewegten Lebens Englands und dieser kleine Kahn auf der großen, von der ungeheuern Flotte behüteten und bedrohten Woge schwimmt. Nur kurz, aber mit bald erkennbarer Absicht, streift Goethe die Gestalten der tätigen, guten Hausfrau, der älteren, schönen und etwas äußerlichen Tochter Olivia, der jüngeren reizenden, mehr nach innen gesinnten Sophia und des kleinen, fleißigen, herben Sohnes Moses. Das Werk hinterließ bei dem jungen Studenten einen großen Eindruck und machte ihm für den Augenblick viel zu schaffen, doch fühlte er sich „eigentlich" in Übereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Diese Wirkung sei freilich, wie er, der ja zuvor nur vom Stoff der Idylle ergriffen sein wollte, vorsichtig meint, ihm erst später zum Bewußtsein gekommmen, keineswegs aber habe er erwartet, „alsobald aus dieser fingierten Welt in eine ähnliche wirkliche versetzt zu werden". Und nun hebt er mit seiner Fahrt nach Sesenheim an.

Goethe schildert zunächst aufs Genaueste seinen ersten Besuch in der ländlichen Wohnung, dann seine folgenden. Mit keinem Wort kommt er in deren Aufzählung auf die Lothringer Reise zurück, deren ersehntes Ziel doch Sesenheim gebildet haben soll, auch läßt er seinem Reisebericht zufolge seinen Gefährten Weyland schon vor Hagenau, bei Niedermodern zurück, bevor er den Weg nach dem ihm so lieben und vertrauten Orte einschlug. Denn dieser Elsässer, der bei Freunden und Verwandten in der Gegend zur Erholung von seinem fleißigen Leben von Zeit zu Zeit einsprach, war es, der ihn auf kleinen Exkursionen, wie bei andern Familien, so auch in das Haus des Landgeistlichen einführte, von dem er öfters gesprochen und der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebte und eine anmutige Gastfreiheit übte. Dieses Ruhmes bedurfte es, wie Goethe versichert, kaum, um einen „jungen Ritter", der alle seine freien Tage und Stunden zu Pferde zuzubringen gewohnt war, auch zu dieser Partie anzureizen, wobei ihm Freund Weyland versprechen mußte, ihn bei der Einführung gleichgültig zu behandeln, ja sogar zu erlauben, in ärmlicher und nachlässiger Kleidung zu erscheinen. Mit einer allgemeinen Betrachtung über das Inkognito hochstehender Persönlichkeiten und einer Entschuldigung seines eigenen Dünkels und von



Pfarrhaus in Sesenheim.
Handzeichnung von Goethe.



Jugend auf gewohnten Mutwillens verbindet Goethe die vielsagende Bemerkung, daß „hier nicht die Rede sei von Gesinnungen und Handlungen, in wiefern sie lobens- oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und ereignen können". Ohne Zweifel verkündet Goethe damit einen ästhetischen, jenseits aller Moralisierung stehenden Grundsatz seiner Darstellung.

In Gestalt eines durch teilweise erborgte Kleidungsstücke und eine veränderte Frisur wunderlich zugestutzten „lateinischen Reiters", d. h. eines in dieser Kunst ungeschulten Gelehrten, dessen ungeschickte Haltung und



Das Pfarrhaus zu Sesenheim.
Lithographie v. J. 1819.

Gebärden der Verkappte vollkommen nachzuahmen wußte, erreichte er mit seinem Begleiter Drusenheim, wo — im Gasthaus „Zur Post" — eine kleine Rast gemacht wurde. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins in dieser Gegend, die den Charakter des ganz freien ebenen Elsasses trägt, gab ihnen den besten Humor. Über einen anmutigen Wiesenpfad ging der Ritt nach Sesenheim, wo im Wirtshause die Pferde eingestellt wurden. Bald wird der Pfarrhof erreicht, dessen alte und verfallende Gebäude den Dichter, wie schon ein ähnlicher Anblick bei seinem Dresdener Besuch, mit dem Reiz des Malerischen, dem Zauber niederländischer Kunst ansprachen. Man sieht, wie er alles, die Verkleidung, den Ritt durch die sonnige Rheinebene, das pittoreske Pfarr-

haus in die Sphäre des Poetischen und Romantischen rückt. Wie im Dorfe finden die Wanderer auch im Hofe alles still und menschenleer, die Familie ist auf dem Felde, nur der Vater zu Hause. Offensichtlich ist es Sommers- oder mindestens die warme Zeit der ersten Feldbestellung. Während Weyland die Frauen aufsucht, führt sein Begleiter mit dem kleinen, in sich gekehrten, aber freundlichen und zutraulichen Pfarrer ein Gespräch über dessen Hauptanliegen, den Neubau seiner Wohnung, der ihm von der reichen Gemeinde, ja von den oberen Stellen längst zugesichert worden, aber trotz vorhandener Pläne noch immer nicht in Angriff genommen sei. Anders die Mutter, eine lange hagere Gestalt mit Spuren früherer Schönheit, die bald darauf mit Weyland eintrat und den Fremdling mit verständiger Miene mustert. Die ältere Tochter stürmt herein, frägt nach Friederike und fährt wieder zur Türe hinaus. Während die Mutter Erfrischungen bringt und Weyland sich mit den beiden Gatten über bekannte Personen und Verhältnisse unterhält, betritt die ältere Tochter abermals hastig die Stube und erklärt aufgeregt, zur Beunruhigung der Andern, die Schwester nicht gefunden zu haben. Nur der Vater meint gelassen: „Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder!" Man sieht, mit welch' dramatischen Mitteln der Dichter auf das Erscheinen der Hauptperson vorbereitet, und in der Tat ergreift uns ein überraschendes Entzücken über das von ihm entrollte Bild, wenn er fortfährt: „In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Türe; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Friederike ist eingeführt, ihre äußere Erscheinung steht mit vollendeter Deutlichkeit vor uns. Nun entwickelt der Dichter — immer in kleinen Auftritten und Handlungen — Zug für Zug ihren Charakter. Sie wird,

um den Gast zu unterhalten, zu einem Musikstück aufgefordert, das sie mit leidlicher Fertigkeit auf dem verstimmten Klavier vorträgt, dann zu einem sentimentalen Lied, das ihr gar nicht gelingen will — ein Mißerfolg, der ihr aber keineswegs die Heiterkeit raubt und sie nur zu der Bitte veranlaßt, mit ins Freie zu kommen, damit sie dort ihre Elsässer- und Schweizerliedchen ertönen lassen könne, die ihr besser gelängen. Wir sehen: dieses naive Kind paßt nicht in die Enge konventionellen Gesellschaftslebens, es gehört in Gottes Natur, wie die zwitschernde Lerche. Beim Abendessen



Straße und Kirche in Sesenheim. Heutige Ansicht.
Phot. Hans Traumann.

beschäftigt den Gast immer wieder der Vergleich mit dem englischen „Landprediger", der besonders auf die würdevolle Mutter zutraf, und als gar zuletzt ein ungeduldig erwarteter Sohn ins Zimmer trat und sich eilig an den Tisch setzte, da war auch der „Moses" des Romans gefunden. (Die dritte, noch zu Hause weilende Tochter Brions wird von Goethe, um die Parallele mit Goldsmith nicht zu verwirren, mit Stillschweigen übergangen.) Friederike sitzt neben dem Gast und unterhält ihn mit der Beschreibung verschiedener sehenswürdiger Ortschaften, die von der Tafelrunde in lustiger Erinnerung erwähnt wurden, und er erwidert mit ähnlichen Geschichtchen. Bald macht ihn der Landwein gesprächiger, und Weyland,

fürchtend, er könne aus seiner Rolle fallen, schlägt einen Spaziergang im Mondschein vor. Er nimmt den Arm der älteren Schwester, Goethe den Friederikens, und so wandeln sie durch die abendlichen Fluren. Wir blicken nun tiefer in Friederikens Herz und Wesen, während sie mit ihm spricht. Ihre Reden tragen gar nichts „Mondscheinhaftes" an sich, ihre Klarheit macht die Nacht zum Tage, jede falsche Empfindsamkeit ist ihr fremd. Unwillkürlich drängt sich uns der Vergleich — nicht mehr mit Goldsmiths Sophie, sondern — mit einem Geschöpf von Goethes eigner Phantasie auf, das sicherlich ebensosehr von Friederike Brion genährt worden ist, wie es die Gestalt in „Dichtung und Wahrheit" wieder hat erzeugen helfen, mit Fausts Gretchen. Wir erleben die Gartenszene, worin die Liebenden Arm in Arm vorüberziehen und sich allmählich einander den Kreis ihres Lebens erschließen, wenn der Dichter erzählt: „Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte; denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen Alle, welche das Glück gehabt haben, sie zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter den Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da- bald dorthin meine Vermutung; allein, wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse! Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber sowie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete."

Tief in der Nacht, im Gastzimmer des Pfarrhauses, das Goethe mit Weyland teilte, will er mit dem Freund eine Unterhaltung geführt haben, worin dieser mit Selbstgefälligkeit scherzte, ihn mit der Ähnlichkeit der Primroseschen Familie überrascht zu haben und ihm die Rolle des Burchell (des edeln Lords und allgemein geliebten Wohltäters, der verkleidet im Pfarrhause weilt und schließlich Sophien heiratet) zuerkannte, während er selbst die des Neffen (des Entführers Oliviens und Verderbers ihres Vaters) übernahm, mit dem launigen Versprechen, sich besser aufzuführen als der Bösewicht des Romans. Aber seinen Zimmergenossen interessierte

weit mehr als diese Vergleichung die Frage, ob er nicht von Weyland verraten worden, worauf dieser ihm vielmehr beteuerte, die Mädchen hätten sich nach dem lustigen Tischgenossen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ebenso habe Weyland seine bangen Befürchtungen, ob Friederike liebe oder geliebt habe oder versprochen sei, zerstreut, worauf ihm ihre natürliche Heiterkeit erst recht unbegreiflich erschienen sei. So regt sich bereits, unmittelbar nach den Scherzen der ersten Begegnung mit dem holden Kinde die tiefe Neigung seines Herzens. Aber das Spiel mit der Verkleidung, deren Fäden er so sorgsam, bis zum Vergleich mit dem vornehmen Lord, ausgesponnen hat, zieht weitere Folgen nach sich. Schon am frühen Morgen weckt ihn das unüberwindliche Verlangen, Friederiken wiederzusehen. Doch am hellen Tage fällt ihm seine Vermummung, das Anlegen des schäbigen grauen Rocks mit den kurzen Ärmeln, schwer aufs Herz. Verzweifelt mustert er seine lächerliche Figur im kleinen Spiegel. Ihm fährt der Gedanke durch den Kopf, die hübschen Kleider des Freundes anzuziehen und damit vor Friederiken zu treten, aber sie passen ihm nicht; als armer Theologe nochmals vor ihr, die am Abend so freundlich an sein verkleidetes Selbst gesprochen hatte, zu erscheinen, dünkt ihm unmöglich, vergebens strengt er sein Erfindungsvermögen an, bis ihn das laute Gelächter Weylands über sein verwünschtes Aussehen zu einem tollen Entschlusse treibt. Er stürzt aus der Tür, durch Haus und Hof, nach der Schenke, sattelt sein Pferd und galoppiert durch Drusenheim. Jetzt erst in Sicherheit sich fühlend, kommt ihm die Besinnung. Ihn beherrscht vor allem der Wunsch, das Mädchen möglichst rasch wiederzusehen. Zuerst beschließt er, schnell in die Stadt zu reiten, sich umzuziehen, ein frisches Pferd zu nehmen, um noch vor Tische oder gegen Abend bei ihr zu sein und ihre Vergebung zu erbitten, aber diesen von der Leidenschaft ihm vorgespiegelten Gedanken gibt er rasch auf, um ihn, wie ihm schien, mit einem glücklicheren zu vertauschen.

Er reitet nach Drusenheim zurück, stellt sein Pferd in den Stall und erborgt sich von dem Wirtssohn George, dessen „Gestalt ihn flüchtig an ihn selbst erinnerte", die Festtagskleider und den bebänderten Hut und ahmt seine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Korkstöpsel mäßig nach. Auch läßt er sich zum Vorwand seiner Anmeldung in der Pfarre einen Kuchen mitgeben, den eine Wöchnerin als übliches Geschenk zu senden im Begriffe war, auf den aber Georges Doppelgänger noch drei Stunden warten mußte. In dieser zweiten, gründlicheren Maskierung trifft der Ungeduldige die beiden Schwestern mit Weyland auf der Wiese vor Sesenheim, wird als George angerufen und vermag sie auch, da er auf der andern

Seite des Baches geht und sich beim Gruß mit dem Hut das Gesicht bedeckt, auch den Kindtaufkuchen in der Serviette als Beglaubigungszeichen hoch emporhält, zu täuschen. Das Gleiche gelingt ihm, während er in süßen Erinnerungen und Erwartungsfreuden auf der Bank vor dem Pfarrhause sitzt, bei der Magd, die ihn mit seinem Schatz, dem Bärbchen neckt und dem Vater, der am Fenster erscheint. Erst die Mutter erkennt ihn, im Garten, bewahrt aber belustigt das Geheimnis und schickt ihn auf die Wiese, um vor dem Mittagessen den Spaß einzuleiten. Vor den Hecken der Dorfgärten weicht er einigen Landleuten aus und biegt, um sich zu verbergen, in ein Wäldchen ein, das eine nahe Erderhöhung bekrönte. Hier standen Bänke, die eine hübsche Aussicht auf das Dorf mit seinem Kirchturm, auf Drusenheim, die waldigen Rheininseln, die Vogesen und das Straßburger Münster gewährten, alles himmelhell beleuchtet und in buschige Rahmen eingefaßt. Der stärkste Baum aber, so vervollständigt der Dichter sein idyllisches Gemälde, trug ein kleines längliches Brett mit der Inschrift „Friedrickens Ruhe". Und er fügt die inhaltsschweren, vordeutenden Worte hinzu: „Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften würde." Wie versichert doch Faust, als die aufkeimende Liebe Gretchens Ruhe zu stören beginnt, von seiner eigenen Leidenschaft auf das Orakel der Sternblume?

Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Auch weiterhin fühlen wir uns an diese Gartenszene erinnert, wenn der vermummte Liebende, auf der Bank in süße Träumereien verloren, von Friederike, die ihr Lieblingsplätzchen aufsucht, überrascht wird und, Verzeihung erbittend, sich zu erkennen gibt. Ihr anfänglicher Schrecken weicht tiefem Atemholen, ihre Blässe dem schönsten Rosenrot, dem Zeichen ihrer Neigung, als der äußerst Bewegte, neben ihr sitzend, die Geschichte seiner wiederholten Verkleidung so bescheiden zwar, doch auch so leidenschaftlich erzählt, „daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in historischer Form hätte gelten können" — ganz, wie Gretchen Fausts Geständnis durch den naiven und treuherzigen Bericht ihres ersten Benehmens hervorruft. „Das Vergnügen, sie wieder zu finden, feierte ich zuletzt mit

einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ", verkündet uns bedeutungsvoll Goethes Darstellung. In dieser Vertrautheit werden die Beiden von Weyland und der Schwester betroffen, die Friederike suchten und zum Mittagessen holen wollten, zunächst zum maßlosen Erstaunen, dann zur unbändigen Ausgelassenheit Oliviens, die den Scherz fortspinnt und, mit den andern ins Pfarrhaus zurückkehrend, Vater, Bruder, den Knecht und die Magd Liese in der tollsten Weise mystifiziert — die beiden letzteren, die sich gewogen waren, durch die Vorspiege-



Pfarrscheune in Sesenheim.
Phot. Hans Traumann.

lung, George sei seiner Bärbe untreu geworden, und wollte nun Liese heiraten. (Auch hier, bei dieser Verwendung von Namen, die Goethe gerne in typischer Weise wiederholt, beschleicht uns eine Faust-Reminiscenz, an die Umgebung Gretchens, an das geschwätzige und an das betörte Geschöpf der Brunnenszene.) Nach und nach werden die Hausgenossen, teils im Freien, teils bei Tische, immer auf die lustigste Weise, von ihrem Irrtum geheilt, bis schließlich der wahre „George" zum Nachtisch erscheint und das Maß der Freude durch sein verständiges und gewandtes Betragen füllt. Das ganze Quiproquo, diese lange Kette von Verwechselungen zeigt bereits, welche Verwirrungen der fremde Gast in dem fried-

lichen Pfarrhause anrichtet, wie er seine Ruhe, wenn auch zunächst in erheiternder Weise, stört.

Nach Tische will man, während der Vater sein Schläfchen hält und die Mutter in der Haushaltung beschäftigt ist, zuerst spazieren gehen; aber der Gast lehnt es wegen seiner Bauernkleider ab, trotzdem die Mädchen schon in der Frühe, als sie von seinem Forteilen erfuhren, an eine schöne Jagdpekesche eines Vetters erinnert hatten. Dann macht Weyland den Vorschlag, sein Freund solle etwas erzählen, worein dieser sogleich einwilligt. Und nun berichtet Goethe: „Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Märchen vor, das ich hernach unter dem Titel: „Die neue Melusine" aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum „Neuen Paris" wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgibt, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete." Es sei ihm auch gelungen, was den Erfinder und Erzähler solcher Produktionen belohne, die Neugierde zu wecken, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zur Auflösung von Rätseln zu reizen, zu täuschen, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, zu rühren, und schließlich durch Umwandlung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen Scherz zu befriedigen. Diese Wirkung, an der der Leser des gedruckten Märchens vielleicht zweifle, habe er durch seine lebendige Rede erreicht, deren Lehrhaftigkeit er vom Vater geerbt habe, während er die Gabe, die Erzeugnisse der Einbildungskraft heiter und kräftig darzustellen, Märchen aufzufrischen oder zu erfinden und zu erzählen, der Mutter verdanke. Zu dieser elterlichen Mitgift sei als drittes Geschenk das Bedürfnis gekommen, sich figürlich und gleichnisweise auszudrücken — eine Vereinigung von Eigenschaften, die ihn nach Ansicht des Phrenologen Gall eigentlich zum Volksredner prädestinierten.

Verwundert hören wir diese umständliche und abschweifende Begründung des Dichters und fragen uns, warum er das Märchen, das er doch ehemals ohne Bedenken in der ländlichen Wirklichkeit der Einfalt erzählt hat, nunmehr unterdrückt, und warum jene wunderlichen Spiele der Phantasie der Dorfidylle, die er entrollt, schaden sollen. Goethe reizt uns hier zur Auflösung eines neuen Rätsels. Tischt er uns mit dieser Wendung abermals ein Märchen, anstatt der Wahrheit eine Erdichtung auf und hält er uns damit etwa, wie er einst als Volksredner zu Malcesine seine Zuhörer den von ihm als Treufreund geneckten Vögeln des Ettersburger Theaters verglich, zum Besten?

Auch das, was er von der weiteren Wirkung des Märchens berichtet, stimmt uns sehr nachdenklich. Die Mädchen — so lautet es zu Beginn

des elften Buches von „Dichtung und Wahrheit“ — hätten, aufs äußerste von seiner seltsamen Darstellung verzaubert, ihn inständig gebeten, ihnen das Märchen aufzuschreiben, um es sich und andern öfters wiederholen zu können, was er auch versprochen habe, um einen Vorwand zur Wiederholung des Besuchs und Gelegenheit zu näherer Verbindung zu gewinnen. Diese Versicherung glauben wir gern; weniger aber leuchtet uns ein, daß er aus Furcht, der Abend könnte nach einem so lebhaften Tag einigermaßen matt werden, auf das Drängen des zu seinen Studien zurückstrebenden Weyland sogleich Abschied genommen und mit dem Freunde die Nacht in Drusenheim zugebracht habe, um nächsten Morgens zeitig in Straßburg zu sein. Im Nachtquartier habe ihm sein Gefährte, der schon unterwegs in stilles Sinnen versunken gewesen sei, während ihn, den ebenso Schweigsamen, ein Widerhaken im Herzen zurückgezogen habe, sofort seine Bedenken über den ganz besonderen Eindruck des Märchens auf die Hörerinnen geäußert, den auch der Erzähler selbst beobachtet haben will, so daß es ihm durch den Kopf gefahren sei, es könne vielleicht unschicklich sein, den guten Kindern so schlechte Begriffe von den Männern beizubringen, als sie von der Figur des Abenteurers sich bilden mußten. Indessen habe ihm Weyland, diese Ansicht bestreitend, als wahren Grund jenes Erstaunens mitgeteilt, daß die Schilderung des Riesen und der Zwergin des Märchens und ihr Verhältnis so genau auf ein überrheinisches Ehepaar in der Bekanntschaft der Pfarrerstöchter zutreffe, daß diese ihn ernstlich gefragt hätten, ob der Erzähler diese Personen gekannt und schalkhaft dargestellt, was er verneint habe. Das Märchen bliebe daher besser ungeschrieben. Diese Begründung ist so fadenscheinig und stellt dem Urteilsvermögen und Geschmack der zwar naiven, aber doch durch das Phantasiewerk „verzauberten“ Schwestern ein solches Armutszeugnis aus, daß wir nicht nur die „Verwunderung“ des Dichters über Weylands Mitteilung teilen, sondern mehr noch über seine kindliche Beteuerung erstaunt sind, er habe bei diesem seiner reinen Einbildungskraft entsprungenen Spaß weder an ein diesrheinisches, noch ein überrheinisches Paar gedacht. Offensichtlich sucht er mit diesen Klügeleien einen Ausweg aus selbstgeschaffenen Widersprüchen.

Nach diesem ersten, anderthalbtägigen Besuch fühlt Goethe die Last der Geschäfte in Straßburg beschwerlicher als sonst. Mit möglichstem Fleiß treibt er die Juristerei, um die Promotion mit einigen Ehren zu bestehen, daneben die Medizin. Auch pflegt er Familienverkehr. Das Schwerste aber hatte ihm Herder, (der im April nach Bükeburg reiste) aufgebürdet, da er ihn aus allen seinen Himmeln gerissen, ihm die Armut der

deutschen Literatur aufgedeckt, seine Vorurteile grausam zerstört, sein Selbstgefühl verkümmert und doch wieder ihn auf den herrlichen, breiten Weg der eigenen Erkenntnisse gerissen, ihm seine Lieblingsschriftsteller gezeigt, und ihn so kräftiger aufgeschüttelt als gebeugt hatte. „Zu dieser vielfachen Verwirrung", so gesteht der Dichter, „eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abziehn, aber schwerlich darüber erheben konnte". Dazu kam ein körperliches Übel, wie er bald erkannte: die Folgen des täglich und reichlich genossenen Rotweins, der ihm die Kehle zuschnürte, so daß er nachdenklich und mürrisch wurde — eine unerträgliche Unbequemlichkeit, die ihn in Sesenheim verlassen habe, obwohl er doch dort auch „einem guten Landwein" zugesprochen, der ihm freilich, in der Nähe seines Mädchens, die Kehle nicht zugeschnürt, sondern geöffnet und ihn sehr geschwätzig gemacht hatte. In dieser verdrießlichen Stimmung wohnt er nach Tische dem Klinikum des Professors Ehrmann bei, der ihn „als einen seltsamen, jungen Mann besonders ins Auge gefaßt haben mochte", und daher ausgerechnet an ihn und einen andern, (in dem man den leichtsinnigen Meyer von Lindau vermutet), am Schluß des Kollegs die Ermahnung richtet, „einige Ferien", die vor der Türe standen, — zweifellos die kurzen Osterferien — zur Erfrischung des Körpers und Geistes zu Fußwanderungen oder Ritten durch das schöne Land zu benutzen. Auf diese „Stimme des Himmels" bestellt der Erlöste eiligst ein Pferd, putzt sich sauber heraus, schickt nach seinem alten Reisebegleiter Weyland, der aber nicht aufzufinden ist, und schwingt sich des Abends, da die Anstalten sich verzögerten, in den Sattel. „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen."

Wir hören hier — in Prosa — bekannte Töne. Es ist die Umschreibung der ersten Strophen seines herrlichen Gedichtes „Willkommen und Abschied", worin er, auf dem nächtlichen Ritt zur Geliebten, den Frühlingssturm zu seiner Leidenschaft rasen läßt. Aber während ihn hier nur die unbezwingliche Sehnsucht aufs Pferd wirft und keine Rede von einem Wunsch nach einem Begleiter sein kann, muß nach „Dichtung und Wahrheit" der um das Wohl seiner Zuhörer besorgte Arzt diese Exkursion veranlaßt haben, und während er in seiner Ballade das Mädchen überrascht, muß sie ihn jetzt ahnungsvoll erwartet haben; denn der Wirt in Sesenheim, bei dem er sein Pferd einstellt, eröffnet ihm auf seine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sei, die Frauenzimmer, die eben

erst nach Hause gegangen, erwarteten noch einen Fremden. Eifersüchtig eilt er ihnen nach und findet sie vor der Türe sitzend, nicht sehr verwundert über sein Erscheinen, das Friederike, wie sie später erklärt, vorausgesagt hatte. Alles, was uns das Gedicht verrät, ist ins Gegenteil verkehrt und zum Harmlosen gemildert, keine Spur mehr von leidenschaftlichem Willkomm und jähem, tränenvollen Abschied, sondern heitere Unterredung, nicht mit Friederike allein, wohl aber mit beiden Schwestern sowohl am Abend der Ankunft wie am nächsten Morgen. Aus der schwülen, stürmischen Ballade wird ein friedliches Idyll, das auch nicht, wie jene,



Kirche in Sesenheim.
Phot. Hans Traumann.

mischen Ballade wird ein friedliches Idyll, das auch nicht, wie jene, auf wenige Stunden zusammengedrängt ist, sondern sich auf einen weit größeren Zeitraum erstreckt, auch einen ganz veränderten Hintergrund enthält; denn es ist Ostersonntag, und eine Schar von Gästen wird erwartet. Während im Hause alles zu deren Empfang vorbereitet wird, genießt der Dichter der ländlichen Frühe — an Joh. Peter Hebels Idyllen erinnernd! — an der Seite Friederikens, zuerst beim Spaziergang, dann in der Kirche bei der etwas trockenen Predigt des Vaters, die er aber in der Nähe der Geliebten nicht zu lang findet. Alles atmet Behagen, Maß

und Ruhe, wofür besonders Friederike sorgt, die des Freundes Beistand erbittet, die Vergnügungen der erwarteten Gesellschaft zusammenzuhalten und zu ordnen, damit niemand sich absondere und Scherz und Spiel gemeinsam ausgekostet würden. Ihre Vorzüge, die bei andern unverträglich schienen, und ihr Äußeres gar hold bezeichneten — wir denken wieder an Gretchens holdes Himmelsangesicht und holde Freude — besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn, treten mehr und mehr ins Licht. Ihr und dem Dichter aber droht eine große Gefahr: Die Pfänderspiele der Gesellschaft mit ihren Küssen. Und er denkt des Fluches der Französin, die seine Lippen verwünschte. Sehr sorgfältig motiviert er, wie er, der in seinem Aberglauben bisher sich in Acht genommen, irgendein Mädchen zu küssen, so auch jetzt diese Verlockung vermieden habe, zumal die Gesellschaft, ein Verhältnis zwischen ihm und Friederike ahnend, bei den Spielen im Hause und im Wäldchen das Pärchen in Versuchung führen wollte. Um so beruhigter konnte er das Wesen der Geliebten, die mit ihm, ohne sein Geheimnis zu ahnen, in Einstimmung war, an diesem Morgen beobachten, ihr immer gleichmäßiges Betragen, das auch andern, wie der freundliche Gruß der Landleute bewies, Behagen erregte, ihre Anmut, die besonders im Freien hervortrat und mit der beblümten Erde, ihre Heiterkeit, die mit dem blauen Himmel zu wetteifern schien. Wie sie den erquicklichen Äther, der sie umgab, auch mit nach Hause brachte und alle Verwirrungen ausglich, so war sie auch der Gesellschaft allgemein wohltätig und füllte auf Spaziergängen die entstehenden Lücken aus. Das Bild dieses Naturkindes vollendet der Dichter, wenn er schreibt: „Am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte." „Dabei kam sie niemals" — so heißt es hier bedeutungsvoll — „außer Atem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen."

Die Güte des Mädchens weckt die Liebenswürdigkeit ihres Freundes. Er bemüht sich — wie Werther um Lottes Angehörige — um das meist still für sich hinlebende Familienhaupt und gesellt sich unterwegs dem nicht immer günstig gepaarten Vater, läßt sich mit ihm auf dessen Lieblingsthema, den Umbau des Hauses, ein und bietet sich zur Fertigung eines neuen Grundrisses an — alles zur herzlichen Dankbarkeit Friederikens,

die ihm diese Schonung der schwachen Seite des Alten hoch anrechnet, obwohl sie mit seinen Plänen gar nicht einverstanden ist, weil die Veränderung der Gemeinde und Familie zu teuer komme und das alte Behagen der Gäste störe. Diesem einfachen und gesunden Sinn entspricht ihr unverbildeter Geist, der sich mit einem heitern sittlichen Lebensgenuß begnügt und nicht nach der Modelektüre verlangt, wenn sie auch kindlich versichert, sie lese Romane sehr gerne, weil man darin so hübsche Leute finde, denen man wohl ähnlich sehen möchte. Den Wakefield aber wagt ihr der Freund nicht anzubieten, da ihr vor d i e s e r Ähnlichkeit der Zustände bange werden möchte.

Am andern Morgen mißt der Gast mit dem Schulmeister, wie vorgesehen war, das Haus zur ersten Skizze aus, der Vater gibt seine Absichten kund und jener nimmt Abschied, um die Risse anzufertigen. Friederike „entläßt ihn froh"; denn die Liebenden sind „von ihrer Neigung überzeugt", und die gute Postverbindung, wobei George den Spediteur machen sollte, läßt ihnen die sechsstündige Strecke, die zwischen ihnen liegt, gering erscheinen. So klingt auch dieser anderthalbtägige Osterbesuch in voller Harmonie aus. Wie der erste Friederike gleichsam als Knospe eingeführt hat, so sehen wir sie jetzt als Blüte entfaltet, im vollen Glanz und Duft ihrer Seelenschönheit und körperlichen Anmut, auf dem Gipfel ihres Liebreizes, gewissermaßen „auf dem erhöhten Fußpfad", worauf sie sich ihr Dichter so gerne vorstellte. Wieder erscheint uns Gretchens Gestalt, in der kurzen Spanne ihres höchsten, ungetrübten Glückes, laufend und springend im Garten und Gartenhäuschen, wie Friederike im Freien. Verlief diese zweite Begegnung, zu der der Dichter die Frühlingssonne strahlen läßt, in der Tat so leidenschaftslos und gemäßigt, wurde dabei in Wirklichkeit nicht geküßt und bei der Trennung nicht geweint? In unserem Ohre tönt ein stürmischer Lenzgesang von „bedrängtem, trübem" Abschied:

„In deinen Küssen, welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund und sah zur Erden
Und sah dir nach mit nassem Blick . . . . .

In der Stadt angelangt, beschäftigt den Sinn des Liebenden nur der Gedanke an Sesenheim. Nach kurzem Schlaf zeichnet er in den Frühstunden die Risse, schickt Friederiken Bücher, aber nur mit einem „kurzen, freundlichen" Begleitwort und erhält „sogleich" Antwort in ihrer leichten, hübschen, herzlichen Handschrift, der der natürliche, gute, liebevolle, innige Inhalt und Stil entspricht. So erhält und erneuert sich der Eindruck des holden Wesens, und die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wieder-

zusehen, wird genährt. Dieser Zeitpunkt kommt, nach lebhaft gewordenem Briefwechsel, mit einem, auch von überrheinischen Freunden besuchten „Feste“, wozu Friederike den Freund mit der Aufforderung einlädt, sich auf längeren Aufenthalt einzurichten. Wir stellen hier fest: Wie es vordem der Zuruf des „braven Lehrers“ Ehrmann gewesen, der seinen Aufbruch nach Sesenheim verursacht und den Kranken „aus dem Grunde kuriert“ hatte, so ist es jetzt Friederike — beileibe nicht er selbst! — die zur neuen Reise drängt. Er packt einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence und ist in wenigen Stunden bei ihr. Welches Fest kann — nach



Stammbucheintrag Friederikens.

Ostern — anders gemeint sein als das liebliche, zu ländlichen Ausflügen und Besuchen lockende Pfingsten? Darum trifft auch der Dichter eine große und lustige Gesellschaft im Pfarrhause an. Der Kreis der Menschen, die das Idyll bevölkern, ist jetzt bedeutsam erweitert. Eine heftigere, leidenschaftlichere Bewegung kommt in die Szene. Mißklänge bleiben nicht aus. Schon der Auftakt ist eine Dissonanz: Die sauberen Risse, die der Vater zu seiner größten Freude empfängt, werden von teilnahmslosen Gästen benörgelt und durch harte Korrekturen zerstört. Ist dieser kleine, aber ominöse Zug Wahrheit oder Dichtung, ist er bloß fingiert oder erlebt oder so gezeichnet, wie er erlebt wurde? Wir erinnern uns Goethes Vergleichung mit den „Wahlverwandtschaften“ und des bedeutungsvollen

Motives, da der hitzige Eduard, auf die Eingebung seiner Ottilie hin, den reinlich gezeichneten Plan des Hauptmanns zu dessen Schrecken verunstaltet. Auch weiterhin fehlt es bei der Pfingstfeier an Mißtönen nicht. Die lärmende Schar der jungen Gäste, die bei „ziemlicher Wärme" des Vorsommers beim Frühstück und Mittagstisch den Wein nicht spart, überbietet „der alte Amtmann" (der Bruder der Pfarrerin) an Übermaß dieses Genusses und „wunderlichem Zeug" — ein würdeloses Gebaren des Greises, das in die ehrwürdigen Naturformen idyllischen Lebens nicht paßt.

Der Dichter selbst aber kennt in Friederikens Nähe weder Schmerz noch Verdruß, er ist grenzenlos glücklich an ihrer Seite, gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Eitel Sonne herrscht über ihre Liebesseligkeiten. Und als nach Tische an schattigem Orte wieder Pfänderspiele an die Reihe kommen, sind alle hypochondrischen, abergläubigen Grillen verschwunden, und er versäumt nicht, die so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen und noch weniger versagt er sich die Wiederholung dieser Freude. Mit dem Nachmittag und Abend gehen die Wogen der Lust und Leidenschaft höher; die Musik lockt die Gesellschaft zum Tanz, und der „Allemanden", des Drehens und Walzens ist kein Ende. Niemand tanzt diesen Nationaltanz natürlicher als Friederike, der ihrem Element, ihrer Beweglichkeit, ihrem Gehen, Springen und Laufen gemäß erscheint, und der Dichter ist ihr geübter Partner. Auch jetzt ist, wie zuvor beim Küssen, jede Erinnerung an den Fluch der Französin verflogen, und er erntet in seiner Seligkeit nur die Früchte ihres Unterrichts, er „macht seinen Lehrmeisterinnen Ehre genug". Meist hält das Paar zusammen, bis man Friederiken von allen Seiten zuredet, nicht weiter fortzurasen. „Wir entschädigten uns," so erzählt Goethe weiter, „durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die traulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten." Man wäge hier jedes Wort, und es besteht nicht der geringste Zweifel darüber, daß Goethe sagen will, er habe im „Nachtigallenwäldel" an jenem Tage Friederiken Treue geschworen und sich ihr verlobt.

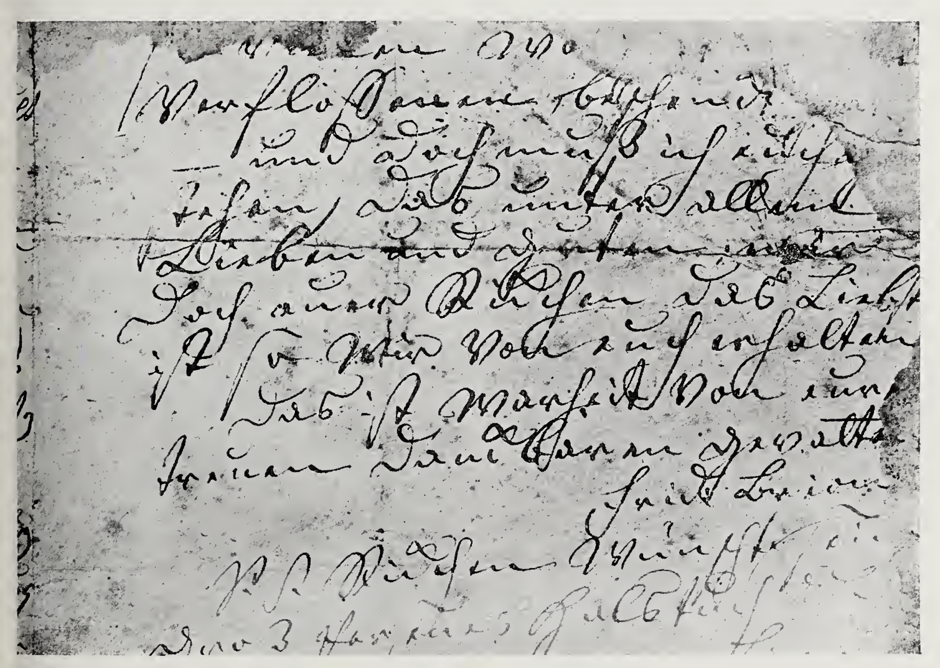
Erst andere vermögen das Liebespaar zu trennen. Ältere Personen, die vom Spiele aufgestanden waren, ziehen die beiden mit sich fort. Man sieht, wie der sonst die Gesellschaft verbindende Einfluß des Mädchens, das jetzt selbst, in Leidenschaft verstrickt, sich isoliert hat, aufhört. Und so kommt man auch beim Abendessen nicht zu sich selbst und tanzt und trinkt unter Tischreden bis tief in die Nacht. Kein Schatten ist bisher, trotz aller

um ihn her wogenden Zügellosigkeiten, in die Seele des Glücklichen gefallen. Aber in der Nacht, nach wenigen Stunden tiefen Schlafes, regen sich in seinem durch Liebe und Leidenschaft, Wein und Tanz erhitzten Blut die Dämonen. Sorge und Reue überfallen den Wehrlosen wie Gespenster und wecken in seiner Einbildungskraft ein verklungenes Bild, das alte Verhängnis: Im Fieberwahn erblickt er Lucinde, wie eine Furie, mit glühenden Wangen und funkelnden Augen die Verwünschung ausstoßend, der erstarrten, bleichen, ahnungslosen Friederike gegenüberstehen und sich selbst hilflos in ihrer Mitte, jetzt erst recht geängstigt durch die zarte Gesundheit der Bedrohten, die ihm ihr Unglück zu beschleunigen scheint. Ihre Liebe kommt ihm nun recht unselig vor, und er wünscht sich über alle Berge. Mit welcher Kunst hat der Dichter die äußeren und inneren Vorgänge durch diesen psychologisch so unvergleichlich begründeten Traum auf den Gipfel gehoben, wie schwer und bange wuchtet dieses Moment der „Umkehr" im Drama der von ihm geschilderten Erlebnisse! Hat er diesen düstern Traum in jener Pfingstnacht wirklich geträumt? Oder flicht er ihn nur in sein „Liebesabenteuer", seine schönen Dichterkräfte brauchend, ein, wie es die „lustige Person" von einem „Schauspiel" verlangt? „Es wächst das Glück, dann wird es angefochten, / Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran, / Und eh man sich's versieht, ist's eben — ein Roman."

Mit nicht geringerer Feinheit malt der Erzähler seinen Zustand nach dem Traum aus, die Veränderung, die er in seinem Innersten hervorgerufen, wie in der Zeit seiner Enthaltsamkeit ein gewisser Dünkel auf seine geweihten Lippen jenen Aberglauben aufrechterhalten habe, nunmehr aber aller Zauber verschwunden und die Verwünschung in sein eigenes Herz zurückgeschlagen sei. Nicht genug können wir die Meisterschaft dieses Seelengemäldes, diesen Kunstgriff bewundern, der den Wechsel der Gefühle einem Wahngebilde zuschreibt, das halb selbstgeschaffen, halb vom Schicksal auferlegt erscheint, als eine Mischung aus Schuld und Unschuld, wie sie das Los der tragischen Helden Goethes erheischt und das rätselhafte „Leben" mit sich bringt, worin erst „die armen schuldig werden". Der erwachende Tag und mehr noch der Anblick Friederikens, der Lichtbringerin, die ja erst die Nacht zum Tage macht, verscheucht die traurigen Nachtvögel, den Aberglauben, der nun weder mehr seiner Eitelkeit zu schmeicheln, noch sich in sein Herz einzunisten vermag, sondern entschlossen bewältigt wird. „Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal beim Abschied öffentlich, wie andern Freun-

den und Verwandten, einen Kuß gab." Mit andern Worten: Der Straßburger Kandidat galt im Sesenheimer Freundes- und Verwandtenkreise als Friederike Brions Verlobter.

Verwundert fragen wir, warum der Gast, der sich doch „auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet" hatte, nach kaum zwei Pfingsttagen schon wieder Abschied nimmt. Denn wir glauben nicht recht an die „Geschäfte", die ihn in der Stadt erwarteten, und noch weniger bilden die dortigen „Zerstreuungen", aus denen er sich durch einen regelmäßigen



Handschrift Friederike Brions.

Briefwechsel mit Friederike gesammelt haben will, einen triftigen Grund zur Trennung. Auch werden hierbei die Briefe des sich immer gleich bleibenden und ihrer lebhaften Natur stets getreuen Mädchens durch Wiederholungen früherer Ausdrücke allzu schematisch charakterisiert. Geradezu verdächtig aber klingt die Versicherung des Erzählenden, daß auch er sehr gern an sie geschrieben habe, „weil die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge seine Neigung in der Abwesenheit vermehrte, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge ihm sogar angenehmer, teurer wurde". Ein sonderbarer Bräutigam — würde etwa Carlos dem

Clavigo zurufen —, der einen Briefwechsel der leibhaften Gegenwart seines Mädchens vorzieht und in dem der Schriftsteller den Liebhaber verdrängt! In Wahrheit unterbricht der Dichter seinen Sesenheimer Besuch nur, um eine Kunstpause eintreten lassen zu können für Ausblicke in die Zukunft, die in Friederikens Nähe nicht angebracht gewesen wären. Zu diesen Andeutungen muß nicht bloß der Briefwechsel herhalten, sondern auch wieder das ungemein fruchtbare Motiv des Aberglaubens, den der Dichter hier als eine Grille früherer Jahre erklärt. Während ihn dieser Wahn zuerst eitel, dann reuevoll gemacht hat, muß er, indem er von ihm weicht, ihm jetzt sogar die Augen öffnen „über den Zustand, in dem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen". So klar nunmehr die Absicht des Dichters hervorgetreten ist, das Abklingen und Ende des Sesenheimer Liebesverhältnisses vorzubereiten, so verschleiert, verworren und gekünstelt wird jetzt seine Psychologie: „So wenig war mir geholfen, den Irrtum los zu sein, daß Verstand und Überlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, je mehr ich den Wert des trefflichen Mädchens kennenlernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte." Wuchs seine Leidenschaft wirklich mit dieser wahngeschaffenen Hellsichtigkeit, mit der Erkenntnis des Wertes der Geliebten und der — Zukunft? Oder liegt es nicht vielmehr im Wesen der Leidenschaft, daß sie sich vor allem gegen ein „Ende" verschließt? Oder ist diese Blindheit etwa nur einer „aufkeimenden", d. h. beginnenden Leidenschaft eigen?

In der Tat gewahren wir von einem Wachstum der Liebesglut des Dichters im weiteren Verlauf der Sesenheimer Geschichte nichts, sie rollt vielmehr ruhiger denn je vor uns ab. Von einer Rückkehr ins Pfarrhaus ist nicht ausdrücklich die Rede, sondern ohne Übergang heißt es nach dem Straßburger Intermezzo: „Wir hatten eine Zeitlang still und anmutig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den Landpriester von Wakefield nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn unvermutet zu überreichen, da vom Vorlesen die Rede war." Der Dichter faßt sich und liest so heiter und freimütig als möglich, zur Erheiterung der Zuhörer, die sich geschmeichelt in diesem Spiegel erblicken. Gestehen wir es nur: Der gute Weyland, den doch seine eifrigen Studien an Straßburg fesselten, ist der Lückenbüßer im Sesenheimer Roman, der Helfer in allen Verlegenheitspausen, der „Vertraute" des Dramas, der die Handlung durch allerlei geheime Schachzüge und Gespräche fördert. Seine „schalkhafte" Einschwärzung des „Landpriesters" hat denn auch einen Hintergrund, der

durchaus nicht so harmlos erscheint, als der Dichter uns glauben machen möchte. Er läßt vielmehr hier wieder ein hochbedeutsames Leitmotiv aufklingen, wenn er umständlich von dem Nutzen der Romane und besonders von dem jugendlichen Triebe spricht, sich solchen Phantasiefiguren zu vergleichen, und erklärt: „Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugeteilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das was ihm gemäß ist." Ganz gewiß ist diese wundervolle Sentenz, die hier auf dem Scheitelpunkte der Sesenheimer Idylle steht, nicht auf die Hörerin des „Landpriesters" gemünzt, obwohl sie, wie ihre Familie, „es nicht leugnete, sich bei der Vorlesung unter Geistes- und Gemütsverwandten zu bewegen"; denn Friederike, das reine, schlichte Naturkind, ist sich ihrer Bestimmung auf ihrer beblümten Erde, mit der sie selber in ihrer Anmut wetteifert, wie im Himmel, dessen Bläue ihr heiteres Antlitz gleicht, völlig klar. Wohl aber zielt der tiefe Spruch auf einen andern, der innerlich in einem ewigen Schwanken zwischen seiner wirklichen und ideellen Rolle sich befindet, von außen stets einer störenden Einwirkung ausgesetzt ist. Und nicht umsonst hat er kurz zuvor an das Märchen von der Neuen Melusine erinnert, zu dessen Gestalten, Raymond und der Nixe, die Mädchen komische Gegenbilder aus ihrem Bekanntenkreise gefunden haben sollen; denn auch diese Beziehung des Dichters ist gar nicht komisch, sondern tief ernst gemeint und hat eine Tendenz, die der jener weisen Maxime gleicht. Wie sagt doch der Held des Märchens, der seiner Geliebten wegen zum Zwerg geworden ist, von sich selbst? „Nun begriff ich zum erstenmal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen mochten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese." In diesem bangen Traum, in dieser Qual ist unser Märchendichter selber befangen. Er führt mit der kleinen Friederike ein Leben voll Friedens und Beschaulichkeit; es ist ein liebliches Idyll, sorglos und anmutig wie das im Feenreiche und im „Landpriester" — aber in ihm waltet übermächtig der Drang nach vorwärts und in die Höhe, regt sich mit tausend erwachenden Kräften das Ge-

fühl, daß er auf dieser Welt, die ihm jetzt so harmlos erscheint, außer dieser wirklichen Rolle neben dem einfachen Landmädchen eine ideelle zu spielen berufen sei, und er empfindet schmerzlich, daß jene seiner Natur nicht gemäß ist. Es ist ein Zwergenleben, das man einem Riesen, einem genialen Geistestitanen, zumutet, und dieser hat kraft seiner angeborenen Bestimmung das Recht, diesem naturwidrigen Zwang ein Ende zu bereiten. Das ist der versteckte Sinn, die geheime Moral der Andeutungen Goethes, der sich freilich der „Dichtung" seiner zarten Herzenserlebnisse wegen hier nicht entschließen kann, mit harten Worten zu erklären, was „das Rechte" und „Naturgemäße" in seinem Sesenheimer Widerstreite zwischen Ideal und Wirklichkeit für ihn war. Er hätte sich selbst für ein — Genie erklären müssen, das über das idyllische Glück anderer Menschenkinder hinwegschreitet und auf das eigene irdische Behagen, nur seinem göttlichen Dämon folgend, verzichtet.

Die Poesie seiner Erzählung aber spinnt die Fäden des Sesenheimer Idylles ohne Störung und Konflikte fort und schildert den Zustand der „Liebenden am schönen Rhein" gleich dem ihrer englischen Vorbilder, an deren Schattenrissen sie ihre eigenen Gefühle befestigten und erhöhten. Man rechnet den Gast durchaus zur Familie und läßt, auf seine redliche Gesinnung bauend, ihn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden solle, mit dem Mädchen immer zusammen sein. Jetzt erst atmen wir so recht im Dunstkreis Vossischer oder Hebelscher Idyllendichtung, wenn die beiden in kleinerer oder größerer Gesellschaft die Gegend durchstreifen und die Freunde diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, ja sogar in dem weit entfernten Philippsburg und in der nicht minder entlegenen Ortenau besuchen, wo ihnen gastlich Küche und Keller geöffnet wird. Näher aber liegen ihnen die Rheininseln. Hier vollendet sich das Naturleben. Man fährt auf dem Wasser, brät die kühlen Rheinfische im siedenden Fett und hätte sich in den traulichen Fischerhütten des Filialdorfes wohl „mehr als billig" angesiedelt, wenn die entsetzlichen Plagegeister der Schnaken, die der Dichter zu des frommen Pfarrers Verwahrung gegen Gottes Güte ins Feld führt, die Wandrer nicht allzu frühe aus diesem Paradiese vertrieben hätten. Mit vollen Zügen genießt der junge Naturfreund, dessen Herz die zärtliche Neigung aufgeschlossen hat, die Tages- und Jahreszeiten in dem herrlichen Lande. Wie schon auf der Lothringer Reise erwacht in ihm mehr und mehr die Gabe, die feinsten Schattierungen der Naturschauspiele in sich aufzunehmen. Wir haben den Abglanz jener Stimmungen und Eindrücke, wenn er im Greisenalter sich erinnert: „Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klar-

heit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monatelang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet."

Auch die Schilderung dieser Naturvorgänge, die Goethe stets in seinen Epen und Elegien in Einklang setzt zu den Bewegungen des Menschenherzens, gehört zur idyllischen Dichtung. Nun ist es Sommers-, ja Hochsommerszeit, denn er dehnt ja seinen ländlichen Besuch auf Monate aus, und wie im Lenz seine Liebe aufkeimt, so reift sie und erfüllt sich in den Sommerwochen. Sie wecken auch wieder seine Lust zu dichten, und er legt für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter, die sie also sang und die, wie er schreibt, ein artiges Bändchen gegeben hätten; doch seien nur wenige übriggeblieben, die man leicht aus seinen übrigen herausfinden könne. Aber nicht alle diese Sprößlinge seiner Muse sind in Sesenheim entsprungen; denn „öfters" muß er seiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen nach der Stadt zurückkehren, und von hier aus sendet er der Geliebten allerlei Gaben, darunter der Mode entsprechende, gemalte Bänder, die er mit einem kleinen Gedicht begleitet. Obwohl er länger als er dachte ausbleiben muß, begrüßt er auch jetzt diese Entfernung als neues Leben für seine Neigung, da es ihn und die Geliebte „vor allem Unangenehmen bewahrte, was an solche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge sich gewöhnlich zu schließen pflegt". Kleine Liebeshändel! Es sind ja nur „kleine Blumen, kleine Blätter", die der leichte Gott Amor dem beweglichen Dichter tändelnd auf den Lebenspfad und das luftige Band der Liebe streut. Auch dem Vater erweist sich der Straßburger Student wieder gefällig, indem er durch einen Sachverständigen einen neuen Bauriß nebst täuschend billigem Kostenanschlag anfertigen läßt und sich und dem Zeichner durch solche Aufmerksamkeiten den liebreichsten Empfang in Sesenheim sichert. Hier häufen sich die idyllischen Erlebnisse, heiterer und ernster Art. Eine hübsche, einfarbige Chaise

wird auf Wunsch des Alten von den Straßburger Gästen mit Blumen und Zieraten bemalt, aber ein falscher Firnis, der nicht trocknen will, zwingt sie, die Verzierung mit größerer Mühe als zuvor wieder abzureiben, wobei die Mädchen um's Himmelwillen bitten, den Grund zu schonen, der jedoch zu seinem ursprünglichen Glanz nicht wieder zurückzubringen war. Fast könnte der kleine Zwischenfall mit dem falschen Firnis des Fremden, der den Glanz des „zwar hübschen, aber einfarbigen" Pfarrgutes, um dessen Bewahrung gerade die Mädchen bitten, verdirbt, symbolisch erscheinen, wenn nicht der Dichter versicherte, daß er die Familie gerade im Augenblick ihrer höchsten Blüte getroffen, ja selbst zu dem Glanz solcher Epoche etwas beigetragen habe. Aber er fügt die bedeutungsschweren Worte hinzu, er „müsse sich auch vorwerfen, daß solche Zeiten eben deshalb schneller vorübergeeilt und früher verschwunden" seien. Mit dieser Selbstanklage beschließt er seine Sesenheimer Geschichte. Das Idyll tönt in einer Elegie aus, trotzdem er, nochmals an das heitere, zufriedene Leben der Primroseschen Familie erinnernd, die ländlichen, mit Freunden und Nachbarn wie ein Gemeingut getragenen, durch Geist und Liebe gesteigerten Freuden der Sesenheimer Glücksfälle, der Hochzeiten, Kindtaufen, Richtfeste, Erbschaften, Lotteriegewinne als Gipfelpunkte idyllischen Daseins am Ende hervorgehoben hat. Denn das, was er nun folgen läßt, ist die Peripetie des dörflichen Dramas, der Umschlag in der Liebesgeschichte von Sesenheim.

„Nun aber sollte unsere Liebe noch eine sonderbare Prüfung bestehen", setzt der Erzähler fort, obgleich dies, wie er berichtigt, nicht das rechte Wort sei; denn diese Liebe wird jetzt nicht bloß geprüft, sondern sie wird enttäuscht und entzaubert, ernüchtert. Er ist wieder in der Stadt, wo die ländliche Familie angesehene und vermögende Verwandte besitzt, deren ältere Mitglieder, Mütter und Tanten — weniger behaglich als die öfters in Sesenheim weilenden jungen Städter — so viel von dem dortigen Leben, der wachsenden Anmut der Pfarrerstöchter und dem „Einfluß" des Straßburger Gastes gehört hatten, daß sie ihn kennen zu lernen und, nachdem er sie öfters besucht, alle zusammenzusehen wünschten. Diesem Verlangen entsprachen die Mädchen, obwohl Olivie nicht in die Stadt paßte, Friederike dahin keine Neigung hatte. Ihr Zögern ward dadurch entschieden, daß es ihrem Freund unmöglich war, innerhalb vierzehn Tagen aufs Land zu kommen und man sich lieber mit einigem Zwange in der Stadt als gar nicht sehen wollte. So heiß war also damals noch die Sehnsucht der Liebenden. Das Bild, das der Dichter von diesem Zusammentreffen mit der Familie entrollt, ist zu künstlerisch und auch als Zeit- und Sitten-

gemälde zu charakteristisch, als daß wir ihm nicht selbst das Wort geben sollten: „Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Szene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erschien — ich sah sie nun zum erstenmal in städtischen, zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen. Das Verhältnis zu dem, was man liebt, ist so entschieden, daß die Umgebung wenig sagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung sei, dies verlangt das Gemüt. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerspruch des Augenblicks finden. Das anständige, ruhig-edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in diesen Kreis, sie unterschied sich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies sich ungeduldig wie ein Fisch auf dem Strande. Wie sie mich sonst in dem Garten anrief oder auf dem Felde beiseite winkte, wenn sie mir etwas Besonderes zu sagen hatte, so tat sie auch hier, indem sie mich in eine Fenstertiefe zog; sie tat es mit Verlegenheit und ungeschickt, weil sie fühlte, daß es nicht paßte und es doch tat. Sie hatte mir das Unwichtigste von der Welt zu sagen, nichts als was ich schon wußte: daß es ihr entsetzlich weh sei, daß sie sich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünsche. Friederike hingegen war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen, paßte sie auch nicht hinein; aber dies zeugte für ihren Charakter, daß sie, anstatt sich in diesen Zustand zu finden, unbewußt den Zustand nach sich modelte. Wie sie auf dem Lande mit der Gesellschaft gebarte, so tat sie es auch hier. Jeden Augenblick wußte sie zu beleben. Ohne zu beunruhigen, setzte sie Alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunsch der städtischen Tanten, welche ja auch einmal von ihrem Kanapee aus Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen sein wollten. War dieses zur Genüge geschehen, so wurde die Garderobe, der Schmuck und was die städtischen, französisch gekleideten Nichten besonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friederike sich's leicht, indem sie mich behandelte wie immer. Sie schien mir keinen anderen Vorzug zu geben als den, daß sie ihr Begehren, ihre Wünsche eher an mich als an einen anderen richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte."

Diese „Dienerschaft" — man beachte den kühlen, kavaliermäßigen Ausdruck — nimmt Friederike eines Tages in Anspruch, als sie auf Wunsch der

Straßburger Damen, die von diesem Talente gehört hatten, dem Freunde nahelegt, etwas vorzulesen. Er wählt den — Hamlet. Und er liest an einem Abend ununterbrochen das ganze Stück, lebhaft und leidenschaftlich, zum großen Beifall seiner Gemeinde. Friederike aber „hatte von Zeit zu Zeit tief geatmet und ihre Wangen eine fliegende Röte überzogen". Wir kennen an ihr diese Zeichen tiefinnerster Erregung, und wir denken an die liebliche, verlassene Ophelia, die ihres Prinzen „Liebesgetändel" nur „als Sitte, als Spiel des Bluts, als Veilchen in der Jugend der Natur" hinnehmen soll, „frühzeitig, nicht beständig, süß, nicht dauernd, nur Duft und Labsal eines Augenblicks — nichts weiter", ... Zierlich wie diese Mädchenblume, die ihre Anmut bis an ihr Ende, auch noch gebrochenen Herzens bewahrt, sammelt Friederike mit bescheidenem Stolz den Dank dafür ein, den Freund zur Lektüre veranlaßt zu haben, der sich jener „beiden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens bei scheinbarer Ruhe und Heiterkeit als des einzig erstrebten Lohnes" freut. So glatt und ruhig hier auch der Spiegel des Flusses epischer Darstellung erscheint, in der Tiefe brodelt es unheilvoll, „Hamlet" ist der Sturmvogel, der über den Gewässern auffliegt, seine düstere Welt hat das lichte Reich des Märchens und der Idylle, der Melusine und des Landpriesters verdrängt, wie im Abstieg der „Leiden des jungen Werthers" der schwermütige Ossian den sonnigen Homer verscheucht.

Der Aufenthalt der Sesenheimer Mädchen zieht sich wider ihren Willen in die Länge. Die Geselligkeit stockt; denn ihre auf dem Lande so ergiebigen Hilfsquellen versiegen in der Stadt. Während Friederike, der Nähe des Geliebten froh, ganz gelassen bleibt, wird es der leidenschaftlichen Schwester, die sich in ihrer deutschen Tracht der vornehm erscheinenden Gesellschaft der Städterinnen gegenüber ganz mägdehaft vorkommt, immer unbehaglicher. Der Freund fürchtet eine heftige Szene, und es fällt ihm ein Stein vom Herzen, als er die Beiden endlich abfahren sieht. „Meine Empfindung hatte den Zustand von Friederiken und Olivien geteilt; ich war zwar nicht leidenschaftlich geängstigt wie diese, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich." Es war ihm schwül geworden bei dieser „Prüfung" seiner Liebe.

Hat er diese Prüfung bestanden? Fand sie so statt, wie er sie schildert? Warum führte der Kavalier — zur Sommerszeit — die Töchter nicht ins Freie? Warum drängte es diese oder ihre Verwandten nicht selbst dazu, da doch die Straßburger als „leidenschaftliche Spaziergänger" bebekannt waren? So regen sich bei der Darstellung dieses Stadtbesuchs Zweifel über Zweifel. Mag man nun dieses Intermezzo für fingiert

oder erlebt halten, sicherlich ist es nicht so erlebt worden, wie es gezeichnet und ausgeschmückt ist. Der Dichter bedurfte vielmehr dieses mit größter Kunst ausgesponnenen Zwischenfalles, dieser Trübung der ländlichen Liebe, um seiner Herzensgeschichte ein höchst wichtiges Motiv einzuflechten, das sein späteres Verhalten erklärlich machen sollte. Unter allen bisherigen Mißklängen erscheint diese Straßburger Dissonanz als die stärkste und nachhaltigste. Welch tragikomisches Bild: Diese „ältern Personen, Mütter und Tanten", die so unbeweglich wie ihre Porzellanpagoden auf dem Kanapee sitzen und ein wenig an den „Menschenstrom" und das „verflucht Gesindel" der Verwandten erinnern, welche die Liebesszene zwischen dem Edelknaben und der schönen Müllerin so garstig stören, auf der einen Seite und diese überlebhaften, naiven Landmädchen auf der andern, und der geniale Patriziersohn in der Mitte! Eingeklemmt zwischen Philistertum und Einfalt! War der Gedanke, sein künftiges Leben in diesem Kreise verbringen zu müssen, für einen so hochfliegenden Geist erträglich? War diese dauernde Ankettung an andersgeartete Menschen und Verhältnisse das, „was ihm gemäß"? War dieser Zwang das „Rechte"? Und konnte auch Friederike, deren Bild nur in eine ländliche Szene mit Bäumen, Bächen, Blumen paßt, wähnen, diesem Prinzen aus Genieland, der da wie Hamlet selber zu ihren Füßen saß und mit ihr scherzte, auf die Dauer anzugehören? Ein Idyll ist reizend auf dem Dorfe und doppelt reizend, wenn es — vorübergeht. Das stürmende Leben des Genius aber zu einem Schäferdasein gestalten zu wollen, ist wider die Natur, ist unmöglich, ist unrecht. Das ist die Geheimlehre der so geflissentlich ausführlichen Erzählung des Stadtbesuchs der Landkinder.

Erst nach langem Zwischenraum, den er mit dem Bericht über das „Hauptgeschäft" der Anfangs August bestandenen Promotion, über seine Beziehungen zu Schöpflin, Oberlin und Koch, über sein und seiner Freunde Deutschtum, über ihr Verhältnis zur französischen Sprache, Literatur und Philosophie, über ihren Shakespearekultus, auch über die Fahrten ins Oberelsaß füllt, — alles Dinge, die ihn mindestens die letzten zwei Monate seines Straßburger Aufenthalts vollauf beschäftigt haben müssen — kehrt Goethe wieder zu seiner Herzensangelegenheit zurück. Er erzählt: „Solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um so lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenschaftliches Verhältnis zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing." Welche Töne! Aus seinen geteilten Empfindungen nach dem Stadtbesuch der Schwestern ist jetzt Angst vor der eigenen Leidenschaft geworden, die er durch Ablen-

kungen zu betäuben sucht. Er ähnelt dem Faust, der in Wald und Höhle flieht, um sich die Zeit der Angst vor sich selber zu verkürzen. Und wie sich der unbehauste Flüchtling dem wütend nach dem Abgrund brausenden Wassersturz vergleicht, der Gretchens Glück zertrümmert, ihren Frieden im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld untergräbt, so gebraucht auch der wankende Held des Sesenheimer Idylls von seiner Leidenschaft ein nicht minder grausiges Bild der Zerstörung, das er aber nicht, wie der gigantische felsenwälzende Faust, von einer Naturkraft, sondern von einem bösen Menschenwerk hernimmt, wie es seiner nächsten Umwelt entstammte: „Eine solche jugendliche, aufs Geratewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar nicht dieselbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt."

Ja, sanft und leuchtend war dereinst seine Liebe zu dem allerliebsten Stern des ländlichen Himmels emporgestiegen und hatte sich ein Weilchen ihm vermählt. Nun aber ist es am Firmamente, das die Holde zum lichten Tage machte, finstere Nacht geworden. Ehemals war er als fröhlicher Ritter zu ihr gestürmt um ihr Herz zu erobern, hatte als verkappter Götterjüngling die Hütte der friedlichen Eltern besucht, wie der geflügelte Himmelsbote die beiden Alten im lindenumsäumten Häuschen. Nun läßt es herrische, faustische Eigensucht in Flammen aufgehen. Vordem ließ er seine Liebe aus dem heiteren Straßburg wie ein luftiges Rosenband zu Friederiken flattern, jetzt ist die wunderschöne Stadt zur bewehrten Festung geworden, aus der er, der Genius, das tödliche Wurfgeschoß seiner Neigung zu einem schlichten Menschenkinde schleudert, das das dörfliche Glück der Harmlosen für immer vernichtet. Das Idyll ist zum Schauplatz einer Tragödie gewandelt, die Szenerie hat sich unheilvoll geändert. Was besagen gegenüber dem mörderischen Gleichnis der „Bombe" alle die matten Versicherungen des Dichters, womit er das trostlose Ende seiner Liebe umschleiert, daß Olivie, vorausehender oder offener als Friederike, die ihre Augen gegen das Kommende zu verschließen schien, manchmal mit ihm über seinen vermutlichen Abschied gesprochen; was die weise Sentenz, ein Mann, der sich zurückzieht, sei in einer peinlicheren, von der Welt weit härter beurteilten Lage als ein entsagendes Mädchen, dessen Ursachen immer gültig erschienen, und einen Jüngling, von dem man schon eine gewisse Übersicht seines Zustandes erwarte, „kleide ein entschiedener Leichtsinn schlecht, er spiele im-

mer eine leidige Figur.“ Was gilt uns hier die Meinung der teilnahmlosen Welt gegenüber einem brechenden Menschenherzen! Alle Dichterkünste machen das Märchen, daß „uns eine schmeichelnde Leidenschaft niemals voraussehen lasse, wohin sie uns führe“, nicht wahr, angesichts der eingestandenen Tatsache, daß Goethe Friederiken verlassen, daß er die Hand, die er ihr geschenkt, ihr wieder versagt hat. Und vergebens spricht er viel, um diese Versagung zu verflüchtigen, wir hören aus allen seinen Beteuerungen nur das Nein seines Rückzuges, aus allen Entschuldigungen die Selbstanklage: Treubruch! Weder der Poet, noch gar der Mensch gewinnt etwas bei der Schilderung des Ausklangs der Sesenheimer Geschichte, womit Goethe abermals Bekanntes wiederholt: Trotz seines „ganz verständigen Verzichts“ habe ihn die Leidenschaft nicht losgelassen und er habe sich an der lieblichen Gewohnheit, „wenn auch auf eine veränderte Weise“ ergötzt; trotz seiner Ängstigung durch Friederikens Gegenwart habe er nichts Angenehmeres gewußt, als die Unterhaltung mit der Entfernten, mit der er um so lebhafteren Briefwechsel pflegt, je seltener er zu ihr hinauskommt. „Ihre Abwesenheit machte mich frei.“ Dieses Geständnis glauben wir dem Dichter aufs Wort, weniger, daß seine Zuneigung durch den Verkehr in der Ferne gewachsen sei und er sich dabei „ganz eigentlich über die Zukunft verblenden konnte.“ Für seine „Zerstreuung“ aber — soll dies Vergessen des Vergangenen bedeuten? — habe das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte genugsam gesorgt, die sich übereinander drängten, bevor er sich von seinem Aufenthaltsorte loslöste.

Noch hat der Dichter den volltönenden Schlußakkord für seinen Abschied von Straßburg und Sesenheim nicht gefunden. Da läßt er zum letzten Male das hehre Wahrzeichen, das über Stadt und Land blickt und thront, das ehrwürdige Münster aufsteigen, dessen Turm ihm — gewissermaßen zum Lebewohl und Andenken — seine letzten Geheimnisse verrät. Er wird im Schatten dieses Torso — denn das ist der Turm geblieben — wie später unter den Trümmern Roms gleichsam zum Mitgenossen der großen Ratschlüsse des Schicksals des geliebten Landes, das er nun verlassen soll. Diese orakelhafte, seherische Verfassung und Stimmung setzt dem Sesenheimer Gemälde das letzte Licht auf. In allem Drang und Wirrwarr des Aufbruchs kann er es nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute.“ Nochmals regen sich in uns schwere Zweifel ob der Wahrheit dieser Be-

kenntnisse. Warum versagt das Gedächtnis des Dichters, der jede Einzelheit seiner früheren Besuche des Pfarrhauses so treulich verzeichnete, gerade beim letzten? Etwa weil er so „peinlich", d. h. für ihn so demütigend war? Der Ritter, der einst so sieghaft, „wie ein Held zur Schlacht," zur Geliebten eilte, um sie zu freien, zu stürmischem Willkomm und tränenreichem, aber nur vorübergehendem Abschied, steht nun in gar trauriger Gestalt und „leidiger Figur" vor der, die er für immer verläßt. Aber dieses trübselige Bild des Reiters, dem so übel, d. h. doch wohl so schuldbewußt, zumute ist, weiß der Dichter durch ein anderes zu verdrängen. Seine Sehergabe regt sich, wie vor dem Münster, auch hier. Als er auf dem Fußpfad gegen Drusenheim reitet — es ist derselbe Weg, den er einst, verkleidet in ein schäbiges graues Gewand, zu Friederiken gefunden hat! — überfällt ihn „eine der sonderbarsten Ahnungen." Er sieht mit den Augen des Geistes sich selbst zu Pferde entgegenkommen, in einem Kleide, wie er es nie getragen: Hechtgrau mit etwas Gold. Als er sich aus diesem „Traume" — wie er jetzt seine Ahnung nennt — aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Nach acht Jahren aber, so berichtet er weiter, habe er sich in dem geträumten Kleide, das er nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug, auf demselben Wege gefunden, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Diese traumhafte Ahnung und Vision, die er in hohem Alter niederschrieb, beruht nicht etwa auf einer Hellseherei Goethes, auf einer Gabe des „zweiten Gesichts", sondern sie ist, wie wir bezeugen lassen werden, eine Weissagung, nachdem das prophezeite Ereignis, der Ritt in dem ominösen Gewande, längst stattgefunden hatte, eine vaticinatio post eventum. Der alte Märchenerzähler und Fabulierer gebraucht hier, am Schlusse seiner oft mit Phantasiegebilden durchbrochenen Erzählung, die stärkste seiner Dichterkünste. Es ist ein poetisches Zaubermittel, um den Leser in die Vorstellung einzuwiegen, daß der Ungetreue nach Jahren die verlassene Braut noch einmal aufsuchen und ihren Schmerz durch die Zeit gemildert, wenn nicht geheilt finden, daß er nochmals in jenes Eckchen der Welt zurückkehren wird, um mit den Geistern der Ausgesöhnten in Frieden leben zu können. Er selbst deutet den zweifelhaften Charakter der Erscheinung an, indem er ihre Wirkung mit den Worten auf sein eigenes Subjekt beschränkt: „Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß, mit allem was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen

und erheiternden Reise so ziemlich wieder." Diese Fahrt, die die drei Bücher der Elsässer Erlebnisse beschließt, geht nach Mannheim, zu den berühmten Abgüssen antiker Plastik und Architektur, deren Anblick sein großes und bei ihm durchs ganze Leben wirksames Schauen, wenn auch erst in der Folgezeit, bestimmt. Aber schon „fing vor den ebenso ungeheuren als eleganten Resten sein Glaube an die nordische Baukunst zu wanken an." Auch diese Erfahrung gehört zum „symbolischen" Leben, das er uns schildert. Kaum hat er das deutsche Münster, in dessen Bannkreis er sich so vieles Teuere, auch seine erste, wahre, tiefe Jugendliebe, erworben, im Rücken, so trägt ihn sein Genius neuen Idealen, höheren Zielen entgegen. Es ist seine faustische Bestimmung, die Qual und Glück in tragischer Verkettung in sich birgt, von keinem, noch so schönen Augenblick befriedigt, zum höchsten Dasein immerfort zu streben. An dieser Unersättlichkeit, diesem strebenden Bemühen des Himmelsstürmers, das ihn zu immer wechselnden Gestalten, von Gretchen bis zu Helena fortreißt und ihm allein die Erlösung von allen sterblichen Gelüsten verbürgt, scheitert jedes irdische Behagen, jedes idyllische Ausruhen, sei es im Frieden des kleinen deutschen Dorfes oder im seligen Bezirke Arkadiens. An der Seite des Götterjünglings, der adlergleich der Sonne zufliegt, ist keine bleibende Stätte für das Taubenglück Friederikens. Das ist die „Moral" der anscheinend so heiteren, in Wahrheit so tragischen „Geschichte in Sesenheim".

2. Der geschichtliche Vorgang.

Schon die leisen, aber unverkennbaren Einflüsse anderer Bekenntnisdichtungen Goethes, des „Faust", des „Werther", der „Wahlverwandtschaften", auch des „Wilhelm Meister", die mehr oder weniger in den Gehalt oder in die Gestaltung seiner Lebensbeschreibung einstrahlen oder ihrer Abfassung zeitlich benachbart sind, haben uns einen Wink dafür gegeben, daß die Darstellung des Sesenheimer Idylls nicht reine Wahrheit und objektive Geschichte, sondern in sehr wesentlichen Teilen und auf lange Strecken hin Dichtung ist, die den „Eigenheiten", dem modelnden Subjekt des Erzählers angehört. Aber in welchem Maße seine Einbildungskraft die Wiedergabe der Erlebnisse bestimmte und in das Reich der Poesie und höheren, symbolischen Wahrheit erhob, vermögen uns nur Zeugnisse zu erweisen, die außerhalb der Erzählung des Dichters liegen und, ohne Rücksicht auf sie nehmen oder sie auch nur ahnen zu können, der Zeit der historischen Vorgänge entstammen oder ihrer gesicherten Überlieferung zu folgen befähigt sind. Es sind vor allem Briefe, die ja

nach Goethes Wort das Unmittelbare des Lebens aufbewahren, eigene Briefe des jugendlichen Dichters und seiner Freunde, Berichte von Augenzeugen und Hütern der Tradition und nicht zuletzt die so vieles verratenden Liebes- und Gelegenheitsgedichte des Straßburger Studenten, jene Kinder des Augenblicks, die, noch unbeschwert und unbewehrt von allen Nebenabsichten, ihr erstes, natürliches, unberührtes Gewand tragen und die Gefühle und Ereignisse so rückhaltlos und frisch wiedergeben, wie sie einst vom Beichtenden empfunden und erlebt wurden: Ein äußerlich nicht gerade reiches, aber inhaltlich um so wert- und bedeutungsvolleres Arsenal von Dokumenten, das der Fleiß und das unermüdete Interesse der Forscher allmählich gesammelt und geordnet hat und ihr immer wieder erneuter Scharfsinn für die Feststellung der historischen Wahrheit, für das Wissen dessen, was eigentlich gewesen und wie es mit der „Geschichte in Sesenheim" in Wirklichkeit beschaffen ist, auszuwerten sich bemüht — ein Rüstzeug, das, zum Teil von dem jungen Dichter selbst geschmiedet, sich nun oft genug gegen ihn und die Darstellung des Alten kehrt.

Trotz allem Zauber, womit uns Goethes unvergleichliche Darstellung gefangen nimmt, regt sich in uns sehr bald die kritische Besinnung, wenn wir verfolgen, in welcher Weise er das Moment der Zeit in seiner Sesenheimer Geschichte behandelt und wie er seine verschiedenen Besuche im Pfarrhause verteilt. Wir erhalten danach den Eindruck, daß sich das ganze Idyll — wie es ja auch dem ländlich heiteren Charakter dieser poetischen Gattung entspricht — in der wärmeren, Blüten und Früchte weckenden Jahreszeit abspielt und sich vom Frühling bis tief in den Sommer hinein erstreckt. Diese Zeitspanne, die nach seiner Schilderung in das letzte Halbjahr seines Straßburger Studiums (1771) fällt und durch die Promotion begrenzt ist, hat der Dichter dergestalt mit Erlebnissen innerer und äußerer Art, die neben seiner Liebeserfahrung einhergehen, besetzt, daß uns schon diese Fülle der Gesichte verwirrt und stutzig macht. In der Hauptsache berichtet der Dichter von drei Besuchen, zwei kürzeren und einem sehr lange ausgedehnten, den er wiederholt durch Aufenthalte in Straßburg unterbricht, wobei, wie auch zwischen späteren Besuchen in Sesenheim, Briefwechsel mit der Geliebten anstelle des nahen Zusammenseins treten und das Verhältnis fortspinnen. Für alle diese Besuche gibt Goethe nirgends einen bestimmten Zeitpunkt an; es werden wohl einmal „Ferien" oder ein „Fest" erwähnt, aber welche Feiertage damit gemeint sind, läßt er im dunkeln. Ganz besonders aber fehlt in seiner Erzählung ein Anhaltspunkt für seine Einführung im Pfarrhause. Sie muß jedoch nach seiner Darstellung schon vor der Lothringer Reise

stattgefunden haben, da er ja hier die Bekanntschaft mit dem „geliebten Sesenheim" und seiner holden Einwohnerin, nach der er sich zurücksehnt, voraussetzt. Nun wissen wir aber durch jenen Brief aus Saarbrücken vom 27. Juni 1770, daß der Straßburger Student diese Fahrt bereits im ersten Sommerhalbjahr unternommen hat, so daß ihre Verknüpfung mit Sesenheim schon der eigenen Darstellung des Dichters widerspricht. Die Unrichtigkeit seiner Angabe wird jedoch außerdem durch höchst wichtige Zeugnisse bestätigt. Es sind zwei Briefkonzepte — der junge Goethe pflegte auf Anweisung seines Vaters seine Briefe zu konzipieren —, wovon das eine unmittelbar nach seiner Rückkehr von Sesenheim, noch am Abend seiner Ankunft in Straßburg, am 14. Oktober (1770), das andere am nächsten Tage verfaßt ist. Das erste Schreiben ist an „Mamsell F.", ohne Zweifel an die Adressatin jenes Saarbrücker Briefes, die Wormser Freundin Katharina Fabricius, gerichtet und enthält eine so bemerkenswerte Übersicht über Goethes Errungenschaften im ersten Halbjahr seines Straßburger Aufenthaltes, auch eine so bezeichnende Schilderung seines Gemütszustandes, daß wir es im vollen Wortlaut mitteilen:

„Soll ich Ihnen wieder einmal sagen dass ich noch lebe, und so vergnügt als es ein Mittelzustand erlaubt, oder soll ich schweigen, und lieber gar nicht, als beschämt an Sie dencken? Ich dächte nein. Vergebung erhalten, ist für mein Herz ebenso süsse als Danck verdienen, ia noch süsser denn die Empfindung ist uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergessen, das weiss ich. Ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals so lebhafft erfahren was das sey, vergnügt ohne dass das Herz einigen Anteil hat, als ietzo, als hier in Strasburg. Eine ausgebreitete Bekanntschafft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Gesellschafft, iagt mir einen Tag nach dem andern vorüber lässt mir wenig Zeit zu dencken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denckt man gewiss nicht an seine Freunde. Genung mein ietziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klinglend, aber ebenso wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist.

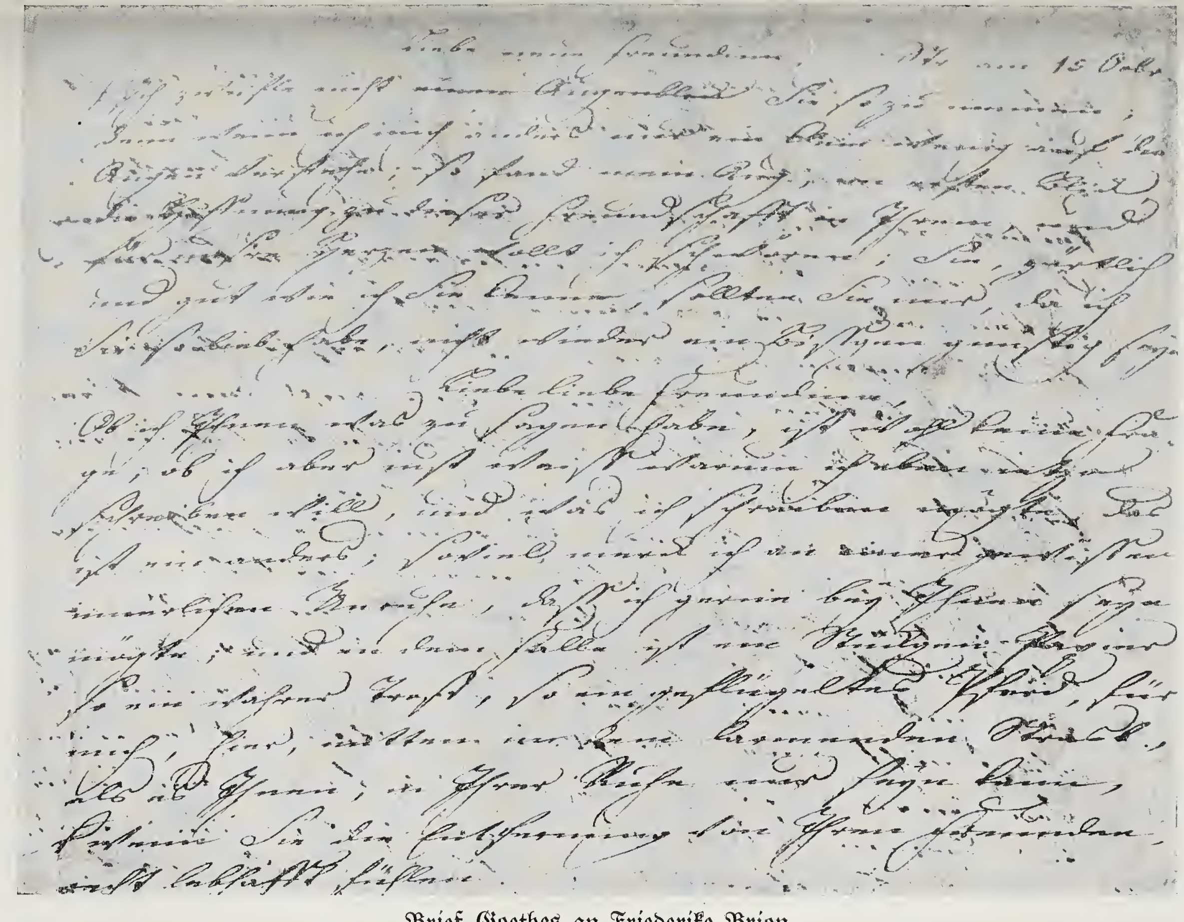
Sie sollten wohl nicht rahten wie mir ietzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muss ich's Ihnen sagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschafft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel, weckten in meinem Herzen,

iede schlaffende Empfindung, iede Erinnerung an alles was ich liebe; dass ich kaum angelangt binn, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.

Und daraus können Sie sehen, in wie fern man seiner Freunde vergessen kann wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andencken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschafft geniesst, dann ist durch eine besondere Sympatie, iede unterbrochne Freundschafft, iede halbverschiedne Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundinn, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniss dass ich Sie nie vergessen werde. Leben Sie glücklich pp."

Der Brief atmet Werther-Stimmung und könnte am Eingang des Romans stehen, wo der Held auch vor einer neuen Bekanntschaft steht, die sein Herz beschäftigen wird und eine alte Liebe verabschiedet. Aus seinem bisherigen „Mittelzustand" — es ist ein Wort, das er später, während seiner stürmischen Lili-Liebe in einem Briefe an die ferne Gräfin Stolberg gebraucht — reißt ihn seine jüngste Erfahrung. Jetzt erst erwacht sein Herz, das seither, bei der lustigen Schlittenfahrt und Augenweide seines Straßburger Lebens geschlafen hat, und er fühlt sich, im Genusse reiner Liebesfreuden, „ganz." Wir fühlen, wie das neue Ereignis, das er der Freundin nur leise andeutet und in ein allgemeines idyllisches Bild kleidet, in seinem Gemütsleben Epoche macht. Noch tritt aus diesem Gemälde des Spätherbstes mit seinem heiteren Himmel, der schönen Gegend, den angenehmen Leuten und liebenswürdigen Töchtern keine einzelne Gestalt hervor. Aber so tief ist seine Glücksempfindung, daß er sich ihrer entladen muß, so groß seine Dankbarkeit für das neu Gewonnene, daß sie alte halbverklungene Gefühle der Zärtlichkeit „durch eine besondere Sympatie" wieder aufleben läßt und in die Ferne wirkt. Ganz gewiß ist seine Neigung zu Katharina nicht ernstlicher gewesen als die zu andern Freundinnen seiner Schwester, zu Fränzchen Crespel oder Charitas Meixner, aber sie bedeutet ihm jetzt doch so viel, daß er sie eines Bekenntnisses würdigt und — um ein Gleichnis Goethes zu gebrauchen — als stillen Mond am Himmel seines Glückes weilen läßt, indessen schon strahlend die Sonne aufgeht. Er hätte ja „schweigen und bloß beschämt an sie denken" können; aber er bedurfte einer Klärung in sich selber, die er vor der bevorzugten alten Freundin vollzieht, ehe er sich zu dem Erguß seiner Gefühle an die neue sammelt, den er am folgenden Tag, dem 15. Oktober, dem Papier anvertraut; denn dieser zweite Brief ist an keine andere



Brief Goethes an Friederike Brion.
Universitäts-Bibliothek Straßburg.

gerichtet, als an Friederike Brion, der einzige, der uns von den von Goethes Hand an sie gerichteten Schreiben übriggeblieben ist, deren ihre jüngste Schwester Sophie im Jahre 1835 noch an dreißig besaß, bevor sie diese unersetzlichen Zeugen der Liebe des Dichters den Flammen übergab.

Das Konzept lautet:

Liebe liebe Freundinn,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber iust weiß warum ich eben ietzo schreiben will, und was ich schreiben mögte, das ist ein anders; soviel merck ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bey Ihnen seyn mögte; und in dem Falle ist ein Stückgen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Strasb., als es Ihnen, in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn sie die Entfernung von Ihren Freunden, recht lebhafft fühlen.

Die Umstände unsrer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beym Abschied ansehen konnten, wie leid er mir that; und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bey Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation den Weeg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Moräst͏en, die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freygebig erschien, sich um etwas übereilt hätte; so würden wir alle Ursache gefinden haben, von der Liebe und Treu unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu seyn.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht sie zu verliehren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman der mir die Beschweerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? O, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's rahten, oder Sie glaubens nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedancke den wir hatten, der auch schon auf dem Weege unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projeckt, Sie balde wiederzusehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, w i e d e r z u s e h e n. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzgen, wenn uns ein Bissgen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzeney da, und sagen: Liebes Herzgen, sey ruhig, du wirst nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sey ruhig liebes Herzgen! Und dann geben wir ihm

inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte. Genung, wir sind hier, und sehen Sie daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben dass mir der Stadtlärm, auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß Mamsell, Strasburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als ietzo. Zwar hoff ich es soll besser werden, wenn die Zeit das Andencken unsrer niedlichen und Muthwilligen Lustbaarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhafft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundinn ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das Wenig Herzwehe behalten, und offt an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Danck, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren Teuern Eltern; Ihrer lieben Schwester, viel hundert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe."

Goethes Herz steht in vollen Flammen. Der Brief ist eine zarte, aber unverhüllte Liebeserklärung. In zutraulichstem Tone verrät er den tiefen, nachhaltigen Eindruck der „guten, angenehmen Freundin". Offen gesteht er seinen Abschiedsschmerz, seine innerliche Unruhe, sein Herzwehe, seine Sehnsucht. Er hätschelt sein „Herzgen" und tröstet es über die Entfernung von den geliebten Leuten wie ein Kind mit dem Schattenbild, der Puppe seiner Rückerinnerung, gleich Werther, der das seinige hält wie ein krankes Kind, dem er jeden Willen gestattet. Das lärmende Straßburg ist ihm nach den süßen Landfreuden öde und leer geworden. Auch ist er der Neigung seiner neuen Freundin sicher, da er voraussetzt, daß auch sie in ihrer Ruhe, „die Entfernung von ihren Freunden recht lebhaft fühlen" werde. Wie zuversichtlich der Stürmische empfand, geht aus einem uns aufbewahrten Entwurf eines Briefanfangs hervor, den er jedoch als zu keck und siegesgewiß verwarf:

„Liebe neue Freundinn,

Ich zweifle nicht (einen Augenblick) Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsre Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bischen günstig seyn?"

Man messe an dieser stillen Glut die Zurückhaltung der Erzählung des ersten Sesenheimer Besuchs in „Dichtung und Wahrheit", besonders

den kühlen Bericht über die Trennung! Auch vergleiche man genau die dortigen Einzelheiten des Verlaufs des ländlichen Aufenthalts mit den Ergebnissen unserer Briefe. Hiernach ist Goethe mit Weyland inmitten der Herbstferien, die vom 27. September bis 17. November dauerten, „einige Tage" — nicht bloß anderthalbe — in Sesenheim gewesen. Am 14. Oktober ist er wieder aufgebrochen, am Nachmittag; denn spornstreichs ging es in den Abend hinein und Straßburg zu, das der vorwärts eilende, zu seinen Studien drängende Weyland möglichst rasch erreichen wollte, während die Gedanken seines Gefährten zurückgingen. Sie waren zu Pferde, „Ritter", wie wir sehen werden, und der tröstliche Brief muß als „geflügeltes" Roß an die Stelle des lebendigen treten, auch hätten sie zu Fuße den langen Weg nimmermehr in so rüstiger Verfassung zurückgelegt, daß Goethe noch des Abends einen so munteren Brief über die „artige Ursache" seiner Reise schreiben konnte. Von Übernachten in Drusenheim und einem Wirtshausgespräch keine Spur, die „Diskussion" war vielmehr bei der entgegengesetzten Richtung der Empfindungen der beiden sehr einförmig. So überrascht sie die Nacht, die sie sonst ja hätten vermeiden können; am Ende der Wanzenau, zwölf Kilometer von Straßburg entfernt, verirren sie sich in den Morästen, ein leiser Regen, der hinterher ziemlich freigebig erschien, vollendet die „Beschwerlichkeiten" der Reise.

Der kostbare Brief an Friederike verrät uns aber noch weit mehr. Er drückt die Hoffnung aus — „ein gar herzig Ding" — die Geliebte bald wiederzusehen, ja er spricht davon als einem „Projekte", das schon auf dem Wege, wie auch bei der Ankunft beide Genossen beschäftigt habe. So fällt auch die spätere Ermunterung des braven Lehrers Ehrmann zur Wiederholung einer Exkursion nach Sesenheim als tendenziöse Erdichtung in sich zusammen. Auch das Versprechen „oft an sie zu schreiben", rückt des Dichters Fiktion, der Briefwechsel mit Friederike habe erst später eingesetzt, ins grelle Licht der Wahrheit. Und nun der Schluß des Liebesbriefes, wonach sein Verfasser zu den Grüßen an die Eltern für die Schwester „viel hundert — Küsse" fügt, die er der Botin Friederike „gern wiedergäbe"! So keck hätte er gewiß nicht geschrieben, diese kühne Bestellung der Küsse, die sich so listig und artig des indirekten Weges über die Schwester bedient, hätte der Dichter gewiß nicht gewagt, wenn er das Mädchen nicht schon in Sesenheim geküßt und sich, nach der großen Anzahl der ersehnten Küsse zu schließen, auch dort die Wiederholung dieser Freude nicht erspart hätte. Wir fragen erstaunt: Wo bleibt der Fluch der Tanzmeisterstochter Lucinde? Und die Antwort kann nur lauten:

Im Märchenreiche. Er ist erfunden. Er ist einer der zahlreichen poetischen Behelfe Goethes, sein Liebesverhältnis von vornherein in das Bereich eines dunkeln Schicksals, eines seinem eigenen Willen entzogenen Verhängnisses zu erheben, das unausweichlich den Weg zu nehmen hat, den er später der verderbenbringenden — Bombe zuschreibt. Die französische Teufelin gehört ins Fabelbuch. Mit keinem Wörtchen hat Goethe in seinem Schema — oder auch in seinen Tagebüchern — dieses Motiv erwähnt; dagegen lautet eine kurze Notiz nur: „Liederlicher Tanzboden. Übung daselbst im Drehen und Walzen;" sie ist in der Stelle von „Dichtung und Wahrheit" verwertet, worin es heißt: „Da riet mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guter Gesellschaft zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte." Man hätte nicht nach der Person eines bestimmten Straßburger Tanzmeisters zu forschen brauchen, in dem man den von Heinr. Leopold Wagner in seiner „Kindesmörderin" erwähnten Sauveur erblicken wollte; denn die ganze Episode, die der Dichter, wie andre Novellen und Märchen in den erfindungsreichen Jahren der Abfassung der beiden ersten Teile seiner Lebensbeschreibung, während der Konzeption des neunten Buches entwarf, trägt in allen Zügen den Stempel eines Phantasiewerkes. Schon der Name „Lucinde" weist ins Gebiet des Romans, er ist vorbedeutend — nomen atque omen — und bei Goethe typisch für leidenschaftliche, unbeherrschte Naturen, für jene funkelnden Sprühteufel, die er — ebenso wie den männlichen Lucidor — gleich seinen Lucien und Lucianen den gleichmäßigen, gehaltenen Charakteren seiner Ottilien und Emilien entgegensetzt. Mit welcher Kunst aber hat Goethe dieses wunderbare Motiv ausgesponnen, zu welch großartiger Symbolik wächst es in den Augen der Nachwelt empor: Die liebliche, unschuldige Elsässerin von französischen Lippen verwünscht — wir glauben den Atem des Schicksals zu verspüren, welches das deutsche Land den Stammesbrüdern, die das schlafende Dornröschen — wie der Märchenprinz Wolfgang seine Friederike — zur Liebe erwecken möchten, auf immer entziehen will!

An verführerischen Gelegenheiten zu küssen, die der Dichter erst bei seinem zweiten Besuche im Pfarrhaus erlebt und selbst damals noch, in Gesellschaft der zahlreichen Ostergäste wenigstens, vermieden haben will, fehlte es aber schon beim ersten Aufenthalt in Sesenheim nicht. Goethes Brief an Friederike spricht von „unseren niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten", also von gemeinsamen Unterhaltungen teils zierlicher, teils ausgelassener Art. Darunter gab es sicherlich auch jene Pfänderspiele, die nach „Dichtung und Wahrheit" im „Schatten" vorgenommen wurden.

Man vergegenwärtige sich: Ein junger, übermütiger Student kommt in Begleitung eines nahen Verwandten der Familie in das gastliche, an heitere Geselligkeit gewöhnte Haus zu den blühenden Mädchen, auf „einige Tage". Wie anders sollen sie diese gekürzt und genossen haben als durch die unschuldigen Annäherungen, die die Sitte den Geschlechtern, dem jungen Volke erlaubt, durch fröhliche Gesellschaftsspiele? Wir hören den Nachklang dieser Lustbarkeiten noch aus einem späteren Sesenheimer Briefe Goethes (an Salzmann), als sich seine Liebe schon dem Ende zuneigt und er wehmütig, wie im Märchenton: „Es war einmal" ihres Anfangs mit den Worten gedenkt, daß „das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen" sei. Er erinnert sich jener ersten Tage, da in übermütigem Spiele der derbe „Knüppel aus dem Sack!" flog und der schalkhafte Amor bei der Lösung der Pfänder Mund und Herz der Paare einander näherte. Von diesen Seligkeiten sang er später mit Bezug auf Friederiken: „Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele." Ganz gewiß sind auch im Anschluß an jene Zeit „mutwilliger Lustbarkeiten" zwei Gedichte Goethes entstanden, die schon Eckermann am 12. März 1828 in die Sesenheimer Tage setzte, ohne daß der Dichter ihm widersprach; denn nirgends passen sie und die Gesellschaftsspiele, die ihnen zugrunde liegen, nach Zeit und Umständen besser hin als in das Elsässer Pfarrhaus und jenen Herbst mit dem „freundlichsten Himmel":

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und stirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bey seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen.

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Gluth zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bey mir lebendig.

Blinde Kuh.

O liebliche Therese!
Warum seh' ich so böse
Mit offnen Augen dich?
Die Augen fest verbunden,
Hast du mich gleich gefunden,
Und warum fingst du eben — mich?

Du faßtest mich auf's beste,
Und hieltest mich so feste,
Ich sank in deinen Schooß.
Kaum warst du aufgebunden,
War alle Lust verschwunden;
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willst du mich nicht lieben;
So geh' ich stets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

Die Situation des ersten Gedichts ist die gleiche, wie die, welche Goethe im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit" beschreibt: „Nach Tische suchte man den Schatten, gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderspiele kamen an die Reihe." Beide Lieder aber lodern schon von Leidenschaft, die das eine, an einen kindischen Spruch und einen von Goethe am 4. Mai 1807 in einem Brief an Zelter erklärten Vorgang sich lehnende offen bekennt, während das andre betrübt um Gegenliebe wirbt. Noch nennen sie Friederiken nicht, „Dorilis" und „Therese" decken noch den Namen des eben erst seinen Zauber übenden Mädchens. Die anakreontische Bezeichnung, auch die Charakteristik der losen Schönen, die dem Füchschen, wie er selbst sich ja früher gerne

nannte, die versengende Kerze reicht, und der Spröden, die mit offenen Augen so böse und kalt auf den Blinden blickt, nähern sie noch der Sphäre der Leipzig-Frankfurter Zeit.

Niedlicher und eigenartiger als die von der Konvention vorgezeichneten Pfänderspiele mit ihren albernen Kindersprüchen, wie etwa: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, / Lebt er lang, so wird er alt, / Lebt er, so lebt er, / Stirbt er, so stirbt er, / Man begräbt ihn nicht mit der Haut, /



Erzählung in der Sesenheimer Laube.
Relief vom Straßburger Goethedenkmal.
Phot. Hans Traumann.

das gereicht ihm zur Ehre," war aber eine andere Belustigung, die uns Goethes Brief erschließt. Er hat wohl schon bei der Einlösung der Pfänder, zum Lob seiner Wirtinnen oder eines der ihm besonders gefälligen Mädchen, wozu er nach der Versicherung im elften Buch seiner Lebensbeschreibung immer vorbereitet war, eigene Verse gemacht; aber als wahrer Dichter gab er sich erst auf einem Gebiet zu erkennen, das er von Jugend auf beherrschte und worauf er das Flügelroß seiner Phantasie tummeln konnte wie kein andrer mehr: Er hat den Schwestern in Sesenheim ein — Märchen erzählt. Der so freundliche, warme Herbsttag

lockte die beiden Paare ins Freie, in die Laube am Garten (wie wir später bestätigen werden), und hier lauschten die von der Erscheinung und Kunst des herrlichen Gastes entzückten Mädchen dem Poeten, der selbst von seiner jungen Liebe verwandelt und bezaubert war. Wenn er nach seiner Rückkehr der Geliebten schreibt: „es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein," so versetzt er uns in das Fabelreich, in dem wundertätige Herrscherinnen über das feuchte Element walten, das ihnen eigen ist und dessen Kräfte ihnen jederzeit zu Gebote stehen, sei es im wogenden Wasser oder rieselnden Regen. Einen irrenden Ritter haben die Prinzessinnen durch Liebeszauber ihrer Flutenwelt vermählt, die er wieder verläßt, um zu den Menschen heimzukehren. Da schicken sie ihm, dem Wankelmütigen, auf der Reise als Zeichen ihrer Treue einen Boten, der ihn, kurz vor dem Ziele, nochmals in ihrem Banne gefangen halten will, der aber zu schwach ist, ihn zu binden: den leise mahnenden Regen. Nur dies kann der Sinn der für uns so geheimnisvollen, für Friederike aber so verständlichen Andeutungen des Briefschreibers sein.

Immer erwachsen Goethes Kunsterzeugnisse aus seiner seelischen Verfassung und werden durch die Umwelt, in der er sich befindet, als wahre „Gelegenheitsgedichte" und organische Wesen ans Tageslicht entbunden. So entquillt ihm auch das Sesenheimer Märchen. In seiner Heldin verkörpert sich das Element der Gegend, in der er jetzt zum ersten Male heimisch wird, des wasserreichen Niederelsasses. Stets betont der Dichter in seinen Lebenserinnerungen diesen Charakter des „paradiesischen" Erdstrichs, dessen Merkmal der Rhein ist. „Die Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins — so bezeichnet er auf dem Höhepunkt der Idylle ihren Inhalt und ihre Umrahmung. Ihrem Lebenselement entzogen, fühlt sich die sprudelnde Olivie wie „der Fisch auf dem Strande". Sie und ihre sinnige Schwester sind die Feen dieses Wasserreiches, seine Nixen. In dieser Gestalt erscheinen dem zu ihnen verschlagenen, wandernden Dichterjüngling die beiden Mädchen; durch sie fühlt der Ritter sich gebannt wie — Raymond an Melusine. Er selbst spiegelt uns in „Dichtung und Wahrheit" vor, er habe das Märchen in der Sesenheimer Laube so erzählt, wie er es später aufgeschrieben habe, als die „Neue Melusine", die wir heute in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" finden. Doch führt diese Behauptung in die Irre. In der späteren Form wäre die Erzählung vor den Mädchen wegen der teils komischen, teils traurigen

Figur des Abenteurers, der ihnen so schlechte Begriffe von den Männern gab, oder etwa der Schwangerschaft seiner zwerghaften Geliebten nicht nur unschicklich gewesen, sondern sie war unmöglich, weil ihr tendenziös versteckter Sinn, die Untreue des Helden, damals noch gar nicht erlebt war. Dieser Held war ursprünglich ganz gewiß kein lächerlicher, windiger Barbier, sondern ein ernsthafter Ritter, die Heldin kein winziges Pygmäenweibchen, sondern eine Undine. Diese frühere Fassung des Märchens schimmert durch die spätere schriftliche Fixierung wie der erste Text in einem Palimpsest, wenn z. B. der trunkene Barbier seiner Schönen, die ihn vom Weingenuß zurückhalten will, die ganz unzutreffenden Schmähworte zuruft: „Wasser ist für die Nixen!" Als Goethe das Märchen zum erstenmal im Jahre 1817 im „Taschenbuch für Damen" veröffentlichte, erklärte er im Vorwort, er werde es „in seiner ersten unschuldigen Freiheit" jetzo nicht überliefern, es sei „lange nachher aufgeschrieben worden und deute in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit" als die, mit der er sich in seinen Bekenntnissen am Ende des zweiten Bandes, d. h. in der Sesenheimer Geschichte, beschäftigt habe. Lange hat es der Dichter, der von seiner Mutter die Gabe, Märchen zu erzählen und zu erfinden, ja im Erzählen zu erfinden geerbt und frühe schon geübt hatte, mit sich herumgetragen; es gehörte zu seinen Lieblingen, er erwähnt es unter den Volksbüchern, die er als Knabe beim Trödler kaufte, und es hat ihn wohl schon in Frankfurt beschäftigt, als er am 30. Dezember 1768 seinem Leipziger Käthchen vertraute, er zeichne viel und schreibe Märchen. Dann taucht der Stoff im Jahre 1774 auf, indem der junge Werther in einem seiner ersten idyllischen Briefe schreibt: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern." Diese Stelle ist sehr interessant; denn sie zeigt uns, daß Goethe das ursprüngliche Märchen, worin nur Melusine, nicht aber ihre beiden Schwestern Plantine und Melior, an den Brunnen gebannt ist, bereits gemodelt hat: Er macht alle drei Schwestern zu Meerfrauen, zu Wasserfeen, in einer so prägnanten, zur festen Vorstellung gewordenen Anschauung, daß jene Wandlung bereits im Sesenheimer Märchen von den „Prinzessinnen", deren Liebe und Treue geprüft werden, vollzogen sein mußte. Offenbar vermengte der Dichter damals schon seinen Stoff mit andern Märchenmotiven, wie der Geschichte des letzten Grafen von Orgevillier, die er in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" verwertet und nach den Memoiren seines Nachkommen, des Marschalls von Bassompierre erzählt. Sie schließt mit dem Vermächtnis der drei Talismane von seiten seiner schönen Geliebten an

die drei rechtmäßigen Töchter des Grafen, die, sorgfältig aufbewahrt, ihren Geschlechtern Glück bringen sollten. „Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich," sagt — für uns sehr vielbedeutend — in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" Luise zum Erzähler Karl. Daß dieses lothringische Märchen, dessen Spuren wir schon auf Goethes Fahrt in das Stammland der Sage verfolgt haben, bereits in das Sesenheimer einfloß, glauben wir aus der Andeutung des Briefes an Friederiken zu erkennen: „Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch?" Die Geliebte hatte ihm diese — so sorgfältig behütete — Rolle, die vielleicht eine Bestellung, wahrscheinlicher ein Heft zur Aufzeichnung des eben vernommenen Märchens und künftiger Gedichte enthielt und ihm, wohl mit einer Widmung von ihrer Hand, als Pfand der Erinnerung und Treue anvertraut ward, mit auf die Reise gegeben, es hatte seine Zauberkraft unterwegs bewährt und behielt sie auch in der fortdauernden Liebe seines Inhabers weiterhin. Indem Goethe seiner ersten Fassung den „Talisman" einverleibte und ihr damit einen versöhnlichen, tröstlichen, in eine glückliche Zukunft weisenden Schluß gab — ganz im Gegensatz zu dem unglücklichen Ausgang der „neuen" Melusine! — behandelte er den alten Sagenstoff mit „Freiheit", „unschuldig" aber war die Erzählung, weil sie noch keine Nebenabsicht, keine Tendenz in sich barg wie die spätere und weil ihre Heldin wie die der Überlieferung noch eine Nixe war, die den Geliebten in ihrem Elemente festhielt, gleich der Liebsten des Weimarer Liedes, deren mildes Auge im Bunde mit dem sanften Monde das „bewegliche", glühende Herz des Dichters — „dieses Herz in Brand" — wie ein Gespenst an den Fluß bannte.

Dann wurde, auf Goethes dritter Schweizerreise die Nixe zum Zwittergeschöpf, zum „undenischen Pygmäenweibchen". Er führe wie dieses, so schrieb er im August 1797 aus Frankfurt an Schiller, was noch idealistisch an ihm sei, in einem Schatullchen wohlverschlossen mit sich und hoffe, jenes Reisegeschichtchen auf der Reise zusammenschreiben zu können. Schon hat sich also einer der Talismane — Fruchtmaß oder Becher — in das Kästchen der Zwergin verwandelt, dem sich wohl auch bereits der dritte, der Ring, in veränderter Symbolik, als Pfand ehelicher Treue, zugesellte. „Aufgeschrieben" aber wurde die „Neue Melusine" erst zur Zeit, als Goethe mit andern Erzählungen der „Wanderjahre" sich trug, in den Tagen vom 21. bis 31. Mai 1807, wie seine

Tagebücher und seine Annalen, die besonders den „Schluß" des Märchens für dieses Jahr verzeichnen, melden. Und nochmals ist Arbeit an der „Neuen Melusine" in den Tagebüchern vom 24. bis 29. September 1812 vermerkt, während der Dichter mit dem zehnten und elften Buch seiner Lebensbeschreibung beschäftigt war. Das Märchen sollte den Schluß des zehnten Buches bilden, wie der gekürzte Roman des Ritters De Grieux und der Manon Lescaut das fünfte als Illustrierung der Liebesgeschichte mit dem Frankfurter Gretchen beenden sollte. Beide Pläne hat der Dichter wohlweislich fallen lassen — er hätte mit ihrer Ausführung die „Wahrheit" seiner Darstellung allzusehr in Frage gestellt. Nur das Märchen vom „Neuen Paris" fand Zugang zu seiner Lebensgeschichte; denn es bezeichnet in überzeugender Symbolik den Eintritt des Knaben in das Reich der Phantasie. Die „neue" Melusine mit ihrer bitteren Lebenserfahrung aber als „Jünglingsmärchen" ausgeben zu wollen, wäre ein allzu kühnes Unterfangen gewesen, trotzdem der Dichter das Verhältnis beider Märchen so bestimmt. Das Reisegeschichtchen paßte besser zu den „Entsagenden", in Goethes „Wanderjahre", als in die Darstellung der Zeit seiner Sesenheimer Liebesglut.

Deutet Goethes Brief auf Märchen, Spiel und Küsse, so verrät er von der mutwilligsten der Lustbarkeiten, die freilich keine gemeinsame, sondern eine sehr einseitige war, nämlich von seiner Verkleidung, nichts. Und doch hätte für diesen Studentenstreich Friederike wohl nachträglich eine Entschuldigung erwarten dürfen. Indessen vermögen wir wenigstens an die Vermummung als armen, in ein schäbiges graues Gewand gehüllten Theologen noch zu glauben, obgleich diese triste, schattenhafte Farbe in bedenklich symbolischem Gegensatz steht zu dem „Hechtgrau mit etwas Gold", womit der spätere Reiter als Friedensbote angetan und aufgehöht wird. Ein Zettel von Riemers Hand bezeugt uns, daß das Motiv vor der Verarbeitung vorgesehen, also doch wohl nicht rein erfunden war und daß es in Beziehung steht zu den „Mädchen", den Töchtern des Pfarrhauses. Es lautet: „Verkleidung. Als Kind. Philos. Mädchen. Später Incogn." Diesen Stichworten folgt die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" getreulich, auch die Philos. (ophie), d. h. die allgemeine Betrachtung über derartige Masken fehlt darin nicht, wie sie auch schon von Riemer schematisiert war: „Neigung zum Verkleiden, zum Inkognito." Gegen die zweite Verkappung — als Bauernbursche George — aber spricht alles. Wenn der feurige Student in der Tat als „lateinischer" Reiter zu Friederike gekommen ist, so hat er, hingerissen und gefesselt von ihr „im ersten Blick", der in ihrem Auge wiederum die Hoff-

nung künftiger „Freundschaft“ fand, sicherlich alsbald alles darangesetzt, sich als den zu erkennen zu geben, der er war, als den lustigen Tischgesellen ihres Vetters Weyland, in dem dazu noch ein — Dichter steckte. Zweifellos hat der Entflammte sofort das Feuerwerk seines Geistes sprühen lassen, gewiß auch der „Guten und Angenehmen“ die Güte und Anmut seines eigenen Herzens gezeigt, anstatt sich in der demütigen Rolle des ungeschickten Theologen lange zu gefallen oder gar nochmals in die linkischere und derbere des Wirtssohnes sich zu begeben. Schon ein Amtsnachfolger des Vaters Brion, der Pfarrer Lucius, hat das Mythische dieser Figur erwiesen. Drusenheim, der Heimatsort des „George“, — in dem man später den nachmaligen Revierförster Georg Klein erkennen wollte, der aber in Dengelsheim zu Hause war — war durchweg katholisch, im Jahre 1770 ist kein protestantisches Kind dort geboren worden, auch gehörte das Dorf nicht in den Sesenheimer Pfarrsprengel, sondern unterstand einer andern Herrschaft, der Hessen-Darmstädtischen. Damit entfällt jede Beziehung des Wirtssohnes zum Sesenheimer Pfarrhaus, die Geschichte mit dem Taufkuchen und allen Verwechslungen, wie auch der zeitraubende Besuch des Kandidaten in Drusenheim, der sich gewiß nicht von Friederike entfernt hat; denn „immer zeitverkürzend ist die Nähe der Geliebten.“ Der Dichter führt eine Komödie der Irrungen auf, um seiner aufkeimenden Liebe den Charakter eines leichten, mutwilligen Spieles, einer „jugendlichen, aufs Geratewohl gehegten Neigung“ zu wahren.

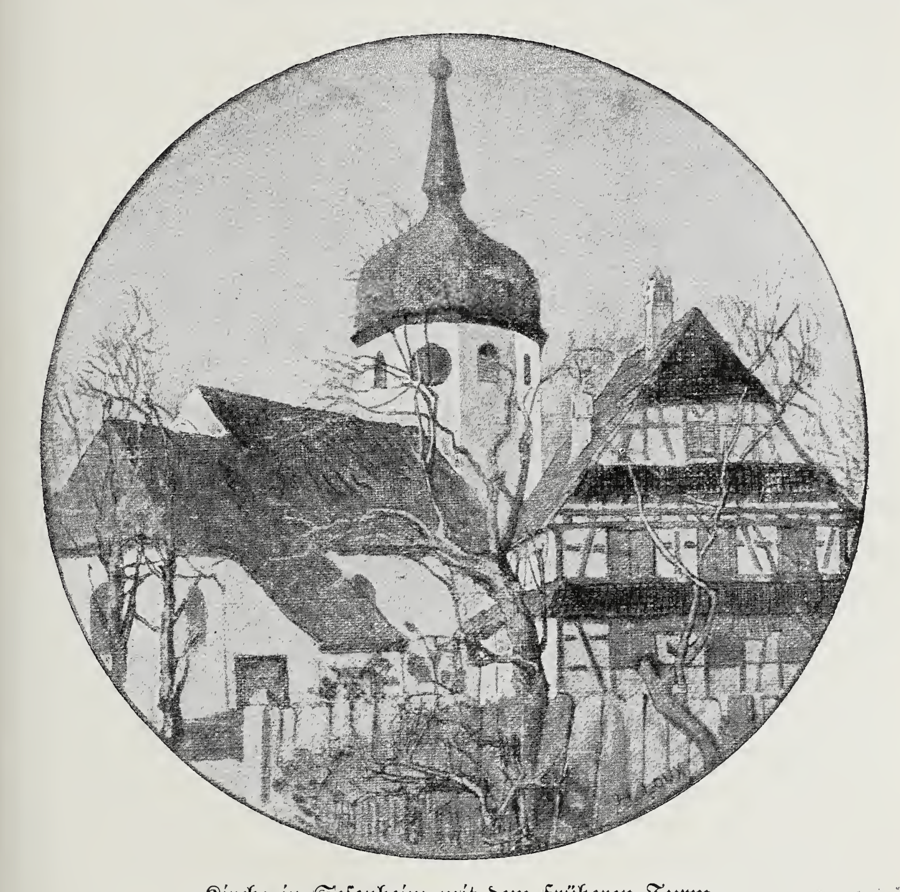
Noch einen letzten Schluß ziehen wir aus Goethes Briefen an die alte und neue Freundin. Wenn hiernach sein erster Besuch im Pfarrhaus in die Mitte des Oktobers 1770 fällt, so kann er damals den „Landprediger von Wakefield“ aus Herders Munde noch nicht kennengelernt haben; denn der leidende Herder las den Goldsmithschen Roman, der 1766 erschienen und von Johann Gottfried Gellius zu Leipzig im nächsten Jahr ins Deutsche übertragen worden war, erst im November — in der Zeit, als Busch zur Operation zugezogen wurde, — abends seinen Gesellschaftern Goethe und Pegelow vor. Aus den gleichzeitigen Briefen an seine Braut vernehmen wir den begeisterten Nachklang dieser erneuten Lektüre des englischen Buches, von dem er ihr schreibt, er lese es jetzt wohl zum vierten Male, es sei eines der schönsten, die in irgendeiner Sprache existierten und sehr, sehr gut übersetzt, als Roman zwar fehlerhaft, aber unschätzbar als ein Buch menschlicher Gesichter, Launen, Charaktere und vor allem menschlicher Herzen und Herzenssprüche. Zugleich stellt er eine eigene Übertragung der im Roman enthaltenen und vor demselben ver-

öffentlichten Romanze vom „Wanderer" in Aussicht. Wie tief und mächtig der Eindruck seines Vorlesens gewesen, geht daraus hervor, daß seine Rezitation der „Minna" Lessings zu Eutin bewirkte, daß der Prinz und die Hofdamen, die über das Stück die Nase gerümpft hatten, es spielten. Wir haben den Abglanz der Lektüre, Erkenntnisse und Stimmungen Herders in Goethes Kapitel über den „Landpriester", von dem der Dichter, nachdem er ihn wieder gelesen, im höchsten Alter, am 25. Dezember 1829 an Zelter schreibt, er sei nicht wenig gerührt von der lebhaften Erinnerung, wieviel er dem Verfasser in den siebziger Jahren gerade im Hauptpunkte der Entwicklung für seine Erziehung schuldig geworden sei. Die Tagebücher Goethes erwähnen den Vikar of Wakefield am 9. und 10. April 1811 in Verbindung mit der Notiz „Herder in Straßburg", die Annalen des gleichen Jahres dessen Lektüre nach der der Novellen des Verrochio und Bandelli, auch der Manon L'Escaut und stellen fest: „Doch muß ich mir zuletzt das Zeugnis geben, daß ich nach allem diesem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurückkehrte." Nachdem er am 29. April 1812 das Buch der Weimarer Bibliothek entnommen hatte, liest er es am 4. und 5. Mai in Bodes Übersetzung in Maria-Kulm und Karlsbad zum Zwecke seiner Biographie. So hat er erst nachträglich seinem ersten Sesenheimer Besuche die Farbe und Stimmung des „Landpriesters" verliehen, wie er auch das elsässische Pfarrhaus mit den Augen eines niederländischen Malers erblickte, um das Ganze, Menschen und Dinge, in die luftige und freie Atmosphäre der Poesie, des Idylls zu erheben. Auch dieses wundervolle Motiv gehört der „Dichtung", nicht der „Wahrheit" seiner Lebensbekenntnisse an.

Wie traf nun der junge Goethe bei seinem ersten Besuche das Dorf und Pfarrhaus und seine Bewohner an?

Sesenheim — der Ort heißt eigentlich, wie Goethe es auch in seinem Brief an Salzmann vom Oktober 1773 und in dem an Charlotte v. Stein vom September 1779 richtig schrieb: Sessenheim (Sassen-Sachsenheim) — war eines der größeren Dörfer der Umgegend und zählte als Pfarrgemeinde an die tausend Seelen. Es gehörte zur Grundherrschaft des Kardinals und Prinzen Rohan-Soubise in Zabern, (dessen Geschlecht übrigens, wie auch andere französische Familien, vor allem die Lusignans, ihren Ursprung auf die schöne Melusine zurückführten, so daß philologische Genauigkeit in Goethes Sesenheimer Erzählung auch einen örtlichen Bezug wittern könnte!). Die Parochie war sehr umfänglich, und die Größe des Pfarrlandes betrug mit Einschluß des Filialgutes etwa einhundertsechzig bis zweihundert elsässische Morgen, wozu noch die Feld- und Blut-

zehnten kamen. Etwa fünf Meilen nordöstlich von Straßburg gelegen, gelangte man von hier durch das Steintor auf der Rheinstraße über Wanzenau, Herrlisheim und das Hessen-Darmstädtische Drusenheim in das freundliche Dorf. Ganz von Bäumen und Gärten umgeben, bestand



Kirche in Sesenheim mit dem früheren Turm.

Aquarell von Heinrich Lour.
Aus: Die deutsche Dorfkirche von Walter H. Dammann.
(Strecker & Schröder, Stuttgart.)

es in der Hauptsache nur aus einer einzigen, langen Straße. Der großen, alten, steinernen Kirche gegenüber — deren helmförmiger Turm später durch einen achteckigen und spitzen ersetzt wurde — lag die protestantische Pfarre, wie die meisten Häuser des Dorfes, ein hölzerner Fachwerkbau,

jedoch zweistöckig und von grünem Reblaub umrankt, mit dem Giebel nach der Straße zu gerichtet, mit einem Hofe, den die rechtwinklig zum Hause stehende Scheune abschloß. (Nur diese ist heute noch im alten Zustand erhalten, während das Pfarrhaus im Jahre 1834 abgebrochen wurde und einem massiven Gebäude wich.) So hatte das Ganze durchaus das Ansehen eines echt deutschen, rheinischen Bauernhofes. Hölzerne Planken umschlossen den Hof, in dessen vorderen Raum ein Ziehbrunnen mit langem Maste ragte und in den neben der breiten Einfahrt ein geschwungenes Tor führte, an dessen linkem Pfosten — nach Goethes Rötelzeichnung — die Inschrift: Brion Pfarr zu lesen war. Ein mit einem Dächlein gekröntes Vorgitter schloß den Eingang des Hauses, der inmitten der Front gelegen war und im unteren Stock je ein Fenster zu seiner rechten und linken, letzteres das der Wohnstube, hatte. Das obere, ganz niedrige Geschoß wies deren dreie, mit kleinen Scheiben versehen, auf, wovon das am rechten Ende gelegene zum Gastzimmer gehörte. Zwischen Haus und Straße befand sich ein Blumengärtchen, indes, durch den Hof getrennt, der Haustüre schräg gegenüber, ein Gemüsegarten lag, dessen Eingang von einer Laube überragt wurde. Hinter der Scheuer dehnte sich ein umfangreicher Obstgarten aus. Bis dicht an Sesenheim heran zogen sich damals noch die Waldungen; durch das Dorf schlängelte sich, von Drusenheim her, ein kleiner Bach, der unweit der Kirche überbrückt war. Einige hundert Schritte von den letzten Häusern entfernt, gegen Osten, lag ein Hügel, der mit Gebüsch und einigen schönen Buchen bestanden war, in der flachen Gegend wohl ein Zielpunkt für kleine Spaziergänge und Ausflüge, das „Nachtigallenwäldel", ein Lieblingsaufenthalt der Familie Brion, wie die jüngste Tochter Sophie noch im hohen Alter bestätigte. Doch führte der Weg zu dem idyllischen Plätzchen nicht, wie Goethe angibt, „hinten zum Pfarrgarten hinaus auf der Wiese hin", da der Bach dazwischen lag, der nur auf der im Dorf befindlichen Brücke zu überschreiten war. Das Wirtshaus (Zum „Anker") stand rechter Hand der Einbiegung der Landstraße, wenige Schritte vom Pfarrhof entfernt, so daß dessen Gast bequem sein Pferd unterstellen, auch vom Wirte erfahren konnte, ob z. B. im Pfarrhause noch Licht brenne oder ob die Familie des Abends noch Besuch erwarte. Eine Viertelstunde vom Orte nur entfernt floß ein breiter Arm des Rheins, der, noch nicht eingedämmt, zahlreiche Inseln bildete, die bloß mit spärlichem Gestrüpp bewachsen waren und den größten Teil des Jahres unter Wasser standen. Hier lagen die Fischerhütten des zu Sesenheim gehörigen Filialdorfs Dalhunden, eine halbe Stunde östlich von Brions Wohnsitz am Rheine Fort

Louis. Das westlich gelegene Hagenau konnte wohl noch das Ziel eines Tagesausflugs bilden, nicht aber die jenseits des Rheins befindlichen Orte, wie das damals fürstbischöfliche Philippsburg (das Goethe vielleicht mit dem bei Niederbronn gelegenen Orte gleichen Namens verwechselt) oder gar die südlich von Kehl bei Offenburg sich erstreckende Ortenau.

Das kleine, baufällige Haus, in dessen trotz aller Enge und Unscheinbarkeit so überaus gastliche Räume Vetter Weyland seinen Straßburger Tischgenossen im Oktober einführte, wurde von der Familie des Pfarrers Brion bewohnt. Seit dem 17. Jahrhundert sind Träger dieses Namens in Frankreich nachweisbar, im sogenannten „krummen" Elsaß, in Bischweiler, besonders aber in Straßburg. Hier saß der Großvater des Pfarrers als ehrsamer Färber, der Vater als Kübler „in der Langen Straß gegen der Schillzgaß über." Von seinen acht Kindern widmete sich das älteste, der im Jahre 1717 geborene Johann Jacob, dem geistlichen Beruf, den er zuerst in Niederrödern, dann in Sesenheim ausübte, wo er auch im Jahre 1767 – ein Zeichen seines oft bewährten Familiengefühls – seine Eltern und seine Schwester Maria Magdalena zu sich nahm. Über seine Geistesbildung und -richtung gibt uns das dem Nachlaßinventar vom Jahre 1787 angeschlossene Verzeichnis seiner beträchtlichen Bibliothek beredten Aufschluß. Es beweist seinen Drang nach gründlicher Durchbildung, die der gewissenhaften und keineswegs handwerksmäßigen Pflege seines Amtes entspricht, wie sie sein Nachfolger Lucius bezeugt. Seine Bücher bestätigen auch die Rechtgläubigkeit des Lutheraners, der sich über jeden Übertritt der Reformierten zum strengen Glauben freute; doch war sie frei von Engherzigkeit und hatte einen pietistischen Einschlag, der sich im Interesse für Speners Werke und Lebensgeschichte verrät. Philosophische, philologische, pädagogische, historische, kameralwissenschaftliche und geographische Schriften, auch eine okkultistische fehlten in der Bücherei von Sesenheim nicht, nur die schöne Literatur war nicht vertreten, die offenbar nur von der jüngeren Generation und wohl hauptsächlich auf die Anregung ihres herrlichen Dichterfreundes gepflegt wurde. Des Pfarrers Steckenpferd, der Umbau des Hauses, das Goethe so geschickt und erheiternd in das Gefährte seines Romans einzuspannen weiß, erhält seine historische Bestätigung in der protokollarischen Angabe der Erben, wonach der Vater wegen der Reparationen und neuen Erbauung des Pfarrhauses mit den zwei Mitzehentherren in einen Prozeß verwickelt war, der zur Zeit seines Todes noch beim Conseil Souverain in Kolmar schwebte und sicherlich, neben der Gastfreiheit und Gutherzigkeit der Familie, dazu

beigetragen hat, ihre Verhältnisse mit den Jahren immer ungünstiger zu gestalten. Sie besaß kein Vermögen, sondern nur die allerdings erheblichen Einkünfte aus dem Pfarrgut und einen ansehnlichen Hausrat, auch seit 1778 ein einstöckiges Haus nebst Hof und Garten in Dengelsheim, das der Vater wohl als Ruhesitz für seine alten Tage erwarb.

Seit dem Mai 1743 war Johann Jakob Brion mit der im Jahre 1724 geborenen Magdalena Salome Schöll verehelicht. Sie entstammte einer Beamtenfamilie, also einer vornehmeren Sippe als die Voreltern ihres Gatten, die Straßburger Handwerker, waren — eine Herkunft, die Goethe durch den Vergleich mit Frau Primrose, die Schilderung ihres feinen Äußern und freien, ruhigen Betragens als Folgen einer guten Erziehung, auch durch die Entgegensetzung ihres Mannes, der mit dem trefflichen englischen Geistlichen nicht verglichen werden konnte, sehr deutlich hervortreten läßt. Frau Brions Vater bekleidete das Amt eines adligen Schaffners zu Straßburg — er starb 1764 bei seiner Tochter in Sesenheim —, ihre Mutter gehörte dem südbadischen Geschlecht der Sahler an, das dem markgräflichen Hause mehrere hervorragende Beamte schenkte und sich auch in Angestellten der Ritterschaft nach dem Niederelsaß verpflanzte. Sie hatten als deren Konsulenten und Amtmänner ihren Sitz teils in Straßburg, teils in der Ortenau, ebenso wie auch die Schölls als Verwaltungsbeamte der Reichsritterschaft und der badischen Markgrafschaft ihre Dienste widmeten, auch der Grafschaft Nassau-Saarbrücken, wo ein Halbbruder der Frau Brion, der Regierungsrat Christian Gottlieb Schöll mit einer Schwester von Goethes Freund Weyland verheiratet war. So erklären sich die von Goethe im Sesenheimer Idyll geschilderten Beziehungen der Familie Brion zu den Verwandten diesseits und jenseits des Rheins, so die wechselseitigen Besuche in Straßburg, in der Ortenau und in Sesenheim, wo nach dem Zeugnis der Kirchenbücher die Brüder und Halbbrüder und Vettern der Hausfrau oft in der Pfarre eingekehrt sind, um mit deren Bewohnern Leid und Freud zu teilen, darunter der „alte Amtmann" von Diersburg, Theobald Friedrich Schöll und sein Sohn Ludwig Wilhelm, wohl der jagdfreudige „Vetter" mit der „Pekesche". Zu den Vettern Frau Brions zählte auch der Säckler Johann Peter Schöll in Straßburg „unter den Gewerbelauben", der Goethes Sesenheimer Briefe an Salzmann wie gewiß auch andere Bestellungen der Brions in der Stadt und umgekehrt vermittelte, und sein Bruder, der Kunstmaler Jakob Friedrich, bei dessen Kinde 1776 Friederike neben ihrem Vetter Ludwig Wilhelm Gevatter-

stelle vertrat. Also Verwandte genug, um Goethes Hintergründe bei Stadt- und Landbesuchen anschaulich zu machen!

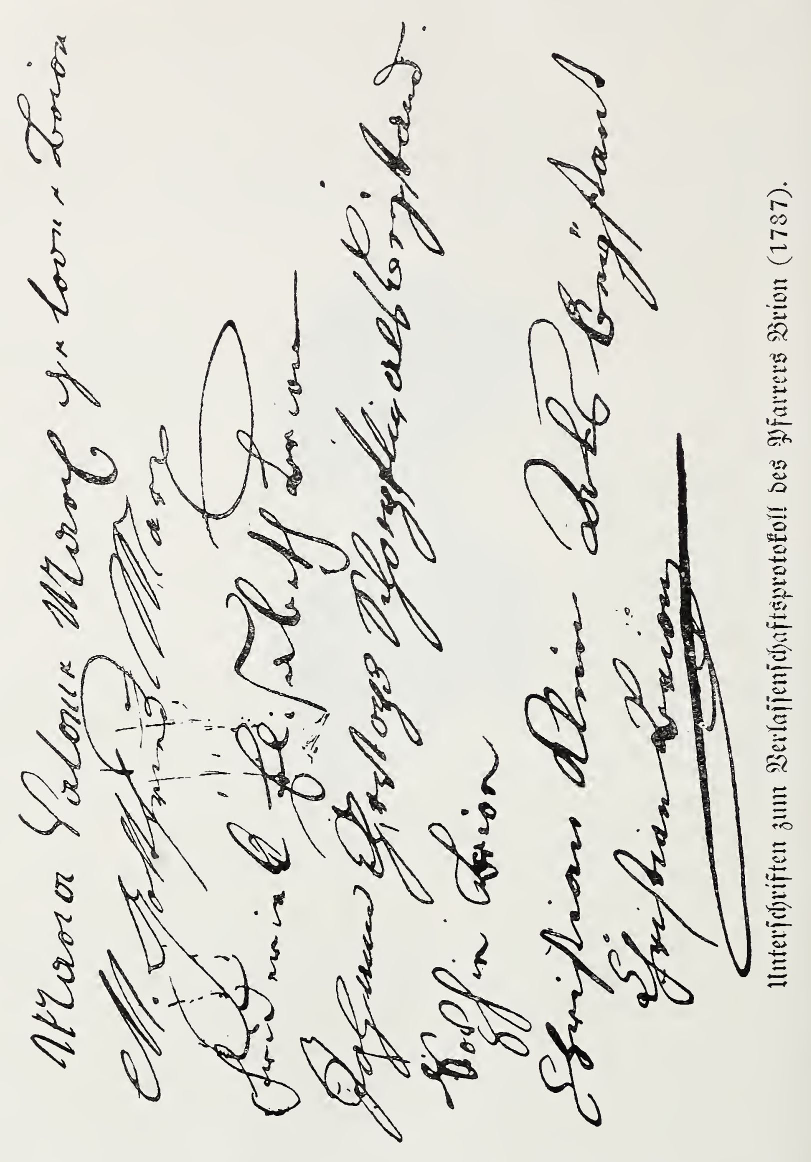
Der Brionschen Ehe entsproßten zehn Kinder, von denen fünf am Leben blieben. Das älteste, die 1747 geborene Katharina Magdalena war seit 1766 mit dem badischen Pfarrer Christian Bernhard Gokel in Eichstetten am Kaiserstuhl verheiratet, wo sie schon 1772 starb. Die zweite, Maria Salome, geboren 1748 (gestorben 1807), Goethes „Olivie", wurde 1782 die Gattin des Pfarrers Gottlieb Marx, eines Straßburgers, im badischen Diersburg, später in Meißenheim bei Lahr. Dann



Angebliches Bild der Friederike Brion.
Silhouette auf einer Untertasse im Goethe-Nationalmuseum.

folgt unsere Friederike Elisabeth, die etwa 1751 in Niederrödern, wie alle ihre Geschwister, mit Ausnahme der Jüngsten, geboren ist. Bei dem Mangel des im Jahre 1793 verbrannten Kirchenbuchs sind wir nur auf Schätzungen nach ihrer Konfirmation angewiesen, die im herkömmlichen Einsegnungsalter von 14 Jahren, dem Sesenheimer Kirchenbuch zu Folge, an Ostern 1766 stattfand. Sie selbst schrieb ihren Namen in der einzigen Urkunde, die ihn unverkürzt wiedergibt, in dem Verlassenschaftsprotokoll nach dem Ableben ihres Vaters: „Frideriek", offenbar gemäß der französischen Aussprache. Goethe schrieb: Friedricke, und (Brief an Salzmann, Oktober 1773) Friedericke, die frühsten Ausgaben von „Dichtung

und Wahrheit" gebrauchen die erstere Form. Die vierte Tochter Jacobea Sophie, geboren 1756 und 1838 ledig in Niederbronn gestorben, be-



Unterschriften zum Verlassenschaftsprotokoll des Pfarrers Brion (1787).

fand sich als vierzehnjähriges Mädchen noch im Elternhause, als Goethe es betrat, wird aber von ihm wegen der Parallele mit dem englischen Roman nicht erwähnt. Das jüngste der Kinder, der Sohn Christian, der

„Moses" der Autobiographie, am 18. März 1763 in Sesenheim geboren, war 1785 seinem alten Vater adjungiert, wurde im nächsten Jahre Pfarrer zu Rothau im Steintal, 1792 zu Gries, 1807 zu Niederbronn, 1816 zu Barr und starb 1817 in Straßburg. In den Nachkommen aus seiner Ehe mit Anna Katharina Böckel pflanzt sich der Name Brion fort. Als Goethe den siebenjährigen Knaben kennenlernte, war dieser viel zu jung, um die schlagfertige Rolle, die ihm der Dichter beim Mittagstische zuerteilt und die er lediglich dem Goldsmithschen „Moses" anpaßt, spielen zu können.

Auf die liebliche Friederike aber trifft seine begeisterte Schilderung ganz gewiß zu, wenn sie ihm auch nicht so sommerlich angetan, „mit dem Strohhut am Arm", an jenem Oktobertag entgegengetreten war. Die Idylle hebt in poetischster Gestaltung das „Grundwahre" ihrer Erscheinung und ihres Wesens heraus. Einen unmittelbaren Widerschein der Eindrücke, die Goethe von ihr gewann, besitzen wir nicht bloß in seinem Liebesbrief vom 15. Oktober, sondern in der Reihe seiner Lieder, die er nach und nach ihr widmete. Es sind deren acht, die mit zwei andern, die man jetzt fast einstimmig dem Dichter Lenz zuschreibt, das sogenannte „Sesenheimer Liederbuch" bilden, eine Sammlung, welche die Forschung bis heute in Atem hält und auch uns zur kritischen Erwägung und genaueren Erklärung ihres Charakters und Inhalts zwingt, zumal die einzelnen Gedichte für Goethes Verhalten und auch für die Zeit seiner Sesenheimer Besuche von ausschlaggebender Bedeutung sind. Die Geschichte der Sammlung ist ebenso merkwürdig, wie die Ergründung ihrer Bestandteile schwierig und verwickelt ist. Ohne auf philologische Einzelheiten und Spitzfindigkeiten einzugehen, teilen wir hier nur die Ergebnisse unserer eigenen Betrachtungen über den Stand der Angelegenheit mit und verweisen den näher Interessierten auf die in der Weimarer Ausgabe, Band 5, II, S. 216ff. angegebene Literatur, zu der noch die Untersuchungen von Max Morris „Der junge Goethe" Band VI, S. 155ff. und die neuesten Arbeiten von Adolf Metz „Friederike Brion", München 1911, und von Edward Schröder im sechsten Band des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 1919 S. 82ff. treten.

Im September 1835 fand der Bonner Student der Philologie Heinrich Kruse im Besitz der jüngsten Schwester Friederikens Sophie Brion, die als nahezu achtzigjährige Greisin in Niederbronn lebte, nach seinem Reisebericht „einige Kleinigkeiten", die die Greisin „zufällig von Goethes Hand übrig behalten". Er fährt fort: „sie erlaubte mir herzlich gern sie abzuschreiben. Ich fand, als ich zu Hause das Bändchen der Rolle

öffnete, mehrere Lieder ... teils von Friederiken abgeschrieben, teils die Lieder selbst von seiner Hand." Es waren die zehn Gedichte: 1. Erwache Friederike ... 2. Jetzt fühlt der Engel ... 3. Nun sitzt der Ritter ... 4. Ach bist du fort ... 5. Wo bist du itzt ... 6. Ich komme bald ... 7. Kleine Blumen, kleine Blätter ... 8. Balde seh ich Rickgen wieder ... 9. Ein grauer trüber Morgen ... 10. Es schlug mein Hertz... (das nur Vers 1—10 des ganzen Gedichtes „Willkommen und Abschied" enthielt). Ein weiteres Gedicht („Dem Himmel wachs' entgegen") hat Kruse nach Sophies mündlicher Mitteilung aufgezeichnet. Auf Kruses Veröffentlichung im Jahre 1837, wonach sich in Sophie Brions Besitz Manuskripte Goethes befänden, begab sich noch im gleichen Jahre der junge Elsässer Schriftsteller August Stöber nach Niederbronn, wo er aber nur noch sechs Gedichte (Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 9) fand, die er 1838 herausgab, von denen er jedoch vier Jahre später berichtigend schrieb, die Originalien seien Sophien abhanden gekommen, aber die Abschriften seien getreu. Wem sollen wir glauben? Kruse, der die Gedichte zum Teil für Originale oder Stöber, der sie sämtlich für Kopien erklärt? Die Entscheidung dieser Frage ist um so heikler, als die Briefdrucke der Gedichte, worauf sich die orthographische Untersuchung stützt, nicht genau sind. Abgesehen von dem sonderbaren Widerspruch Stöbers, der zuerst die ihm von Sophie Brion 1837 eingehändigten Gedichte „mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben" haben will, dann aber, nach dem Tode der Greisin, zu der Einsicht gelangt, es seien Kopien gewesen, trauen wir Kruse aus inneren Gründen die größere Zuverlässigkeit zu. Ein Philologe, der auf Goethes Spuren wandelt, wird wohl dessen Handschrift gekannt haben, wie er auch von Sophie erfuhr, daß die andre Hand, die noch im Spiele war, die Friederikens war. Wer sonst anders sollte sich auch hingebender mit den kostbaren Reliquien befaßt haben als sie? Goethes Gedichte waren die Reste eines größeren Bestandes, jener „alten Lieder", die er noch 1779 — nach seinem Brief an Frau v. Stein — in Sesenheim vorfand und die er ehemals „gestifftet hatte". Friederike ging mit diesen losen Blättern, die Kruse als „Bändchen" in einer „Rolle" nach Hause trug — ganz wie Goethe jene „Rolle" nach Straßburg, die vermutlich noch unbeschriebene Blätter barg! — sicherlich pietätvoller um als Sophie, die die Gedichte „zufällig von Goethes Hand übrig behalten". Die Greisin war ja, nach Kruses Mitteilungen, nicht gut auf den früheren Verlobten ihrer Schwester zu sprechen, obwohl sie die Erinnerung an ihn und seine dichterischen Erzeugnisse in erstaunlichem Gedächtnisse bewahrte und dem fremden Besucher daraus ein Gedicht diktierte, dem

sie — ein weiteres Zeichen ihrer Sorglosigkeit! — ohne weiteres die übrigen Lieder anvertraute. Nur Originale Goethes hatten für Friederiken Gefühlswert und Sinn, und diesen fand Kruse nach seiner Versicherung vor; alle waren vollständig bis auf das Bruchstück der zehn Verse des stürmischen Rittes nach Sesenheim. Dieses Fragment aber konnte keine Urschrift Goethes sein, der Friederiken doch wohl das Ganze eingehändigt hatte, sondern sie hatte es abgeschrieben, bis es anfing, ihr zu schmerzlich zu werden; denn keines seiner Liebesgedichte verrät so deutlich die Leidenschaft der beiden als der jähe Überfall und rasche Abschied. Auch die zwei Lenzschen Lieder (Nr. 4 und 5) bewahrte Friederike unseres Erachtens nur in Abschriften auf; die Originale des Phantasten hatten für sie nicht im Entferntesten das Gewicht der Handschriften des „Menschen, welcher kam und ihr als Kind das Herze nahm", wie der Nachahmer der Liebe und der Lieder Goethes selber gestand. In keinem seiner Gedichte aber kommt diese Imitation seines großen Vorgängers so zum Ausdruck als in der Apostrophe: „Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?" — denn das Ganze ist nur eine Umschreibung des Goetheschen „Mayfest". Diese „Flur", diese „Sonne" hatte Friederike in einem ganz andern „Monat Mai" „lachen" und „scheinen" sehen, aus ganz anderm Mund bejubelt hören, als in den Versen des Anempfinders Lenz, der sie ihr auf die Reise nach Lothringen nachrief; denn die Überschrift „Als ich in Saarbrücken" bezeichnet das Ziel dieser Fahrt und erklärt die Verse, und der Titel rührt zweifellos von Friederiken und ihrer eigenen Hand her, von der Kruse eine fremde — an Lenzschen Ursprung dachte er überhaupt nicht — doch wohl unterschieden hätte, wenn nicht auch das ganze Gedicht, wie auch das vorhergehende „Ach bist Du fort" von ihr selbst abgeschrieben gewesen wäre. So mag es mit den Überbleibseln der Lieder, die einst „ein artiges Bändchen abgegeben hätten", beschaffen gewesen sein. Nur zwei davon („Kleine Blumen" und „Es schlug mein Herz") hat Goethe der Aufnahme in seine gesammelten Schriften gewürdigt und auch diese nur in einer Fassung, die den ursprünglichen Sinn entstellte. In ihrer Urgestalt aber geben sie uns neben den andern des „Sesenheimer Liederbuchs" die bedeutsamsten Winke für den Verlauf und die Entwickelungsstadien seiner Liebe zu Friederiken. Wir suchen sie chronologisch zu ordnen.

Auf den ersten Besuch Goethes im Pfarrhause weist, außer den die Pfänderspiele verewigenden Gedichten, die Strophe zurück, die die greise Sophie Brion ihrem Besucher mündlich mitgeteilt hat:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heilge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Entgegen den Angaben Sophiens gegenüber dem Bonner Professor Näke im Jahre 1823, wonach Goethe diese Verse bei einem Feste im Jahr 1771 auf eine vom Tischler angefertigte Tafel unter die Namen aller Anwesenheiten gesetzt habe, kann das „heilige Holz" nur den Baum bedeuten, dem die Segenswünsche des Dichters gelten. Es ist eine der vier Buchen im „Nachtigallenwäldel", in dessen Rinde sich die Mitglieder der Familie, an ihrem Lieblingsplätzchen, verewigten. Wir haben dafür ein Zeugnis von Goethes eigener Hand. Den Eingang seines von Herder inspirierten Aufsatzes „Von deutscher Baukunst" hat er, im Sommer 1771, nicht nur in Sesenheim, sondern sogar im Nachtigallenwäldel verfaßt, da er darin Erwin, den Erbauer des Münsters also anruft: „Siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen, in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche." Goethe schnitt seinen eigenen Namen unter die bereits „ringsum grünenden" seiner geliebten Wirte, wohl unter den der Mädchen, die ihn zum Haine geführt hatten, und diese empfindsam feierliche Handlung, die etwa der späteren „Felsweihe" der Darmstädter „Gemeinschaft der Heiligen" entspricht, weiht er durch seinen Gesang, worin er, im Überschwang seiner jungen Liebe, vom Himmel nur für die „obern" Namen und ihre Träger Schutz erfleht, während er den seinigen und sich selber gering achtet und buchstäblich in den „Wind" schlägt. Der Dichter, der den Spruch wie einen „Segen" an Ort und Stelle, im Angesicht des heiligen Holzes gedichtet und gesprochen haben wird, hat ihn wohl für Friederiken schon in Sesenheim oder nach seiner Rückkehr aufgezeichnet und dem Gedächtnis der Mädchen für alle Zeiten eingeprägt, so daß ihn Sophie noch im Greisenalter hersagen konnte. Auch der Besuch im Nachtigallenwäldel gehörte zu den niedlichen Lustbarkeiten, deren Andenken die Zeit nur zu rasch in dem von Ort zu Ort, von einem Herzen zum andern eilenden Genius auslöschte, während er, wie Faust seinem Gretchen, der Sesenheimer Geliebten, Zeit genug ließ, an ihn zu denken. Der Himmel ließ den Namen des Dichters, der jenen Vers gemacht, nicht verderben, er

erfüllte bald, gleich der aufgehenden Sonne, die Welt, indes die „obern" im Schatten der Sesenheimer Buche grünten und — bleichten. Daß der Straßburger Gast schon bei seinem ersten Besuch in den warmen und vom freundlichsten Himmel bestrahlten Oktobertagen den Lieblingsplatz der sinnigen Friederike kennen lernte, ist an sich schon einleuchtend genug; aber wir besitzen dafür ein untrügliches Zeugnis in dem nachfolgenden Gedicht:

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Fridricke,
Dürft ich nach dir zurück,
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum in dessen Rinde
Mein Nahm bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der iede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehen die Sonne nimmer
Und ich Fridricken nicht.

Bald geh ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube
Ach, denk ich, wär Sie hier,
Ich brächt ihr diese Traube
Und Sie — was gäb sie mir?

Die melancholischen Strophen, die man immer noch dem nach Frankfurt zurückgekehrten, reuigen und in den väterlichen Weinbergen weilenden Goethe in den Mund legt, hat Adolf Metz mit durchweg überzeugenden Gründen in ihre wahre, einzig zutreffende Entstehungszeit zurückversetzt, in die zweite Hälfte des Oktobers 1770. Die Nebel und die nahende Weinlese erklären ohne weiteres die Jahreszeit. Nur die Situation des Dichters bedarf näherer Erläuterung, bei der wir von Metz einigermaßen abweichen. Das Gedicht ist durchgehend erfüllt von dem Gegensatz zwischen dem sonnigen Sesenheim und dem trüben Straßburg, zwischen der lieblichen, durch Friederikens heiteres Antlitz verklärten, jüngsten Ver-

gangenheit und der grauen, einsamen Gegenwart. Jede Zeile atmet Sehnsucht nach der kürzlich verlassenen Geliebten. Die Sprache ist keineswegs die halb tändelnde Manier der Anakreontiker, wie Metz sie bezeichnet, sondern sie drückt ein echtes Gefühl so ungeziert aus, kleidet es in so anschauliche und unverbrauchte Bilder, daß wir hier zum erstenmal die Knospe eigenster Empfindung und Gestaltung die Hülle, die sie bisher verdeckte, durchbrechen sehen. Kein spielerischer Anakreontiker hat jemals so, wie hier der junge, von einer Empfindung erfüllte Dichter in seiner ersten Strophe, Natur- und Seelenstimmung vereinigt und so wie er das Landschaftsbild mit persönlichem Gefühl belebt und durchhaucht. Keine Spur mehr von „Dorilis" und „Therese"; wohl aber redet der Dichter jetzt, aller überlieferten Bürde ledig, im Übermaß seines Verlangens die Geliebte mit ihrem eigenen, holden Namen an. Er steht in den Rebgärten am nördlichen Ende der Stadt und blickt sehnsüchtig im nebeltrüben Morgen, der seiner inneren Stimmung antwortet, über „sein liebes Feld", gen Sesenheim, sucht mit der Seele das teuere Mädchen und die Plätze, wo er mit ihr geweilt, die Buchen und die Laube. Die Rhythmen umkleiden nur das „Herzwehe" des Liebesbriefes, den er vor kaum zwei Wochen an Friederike geschrieben, ja sie wiederholen zum Teil seine Worte. Der Drang, Friederiken „balde wiederzusehen", spiegelt dem Phantasievollen ein Bild vor, das die kommenden Tage des Herbstes vorwegnimmt, ganz in Gegenwart verwandelt: Schon sieht er sich selbst unter den Winzern, in ihrem von Wein und Leben strudelnden Treiben, die Geliebte aber allein, in der seit seinem Weggang verödeten Laube; denn nur so ist Goethes Vorstellung zu deuten: In einer Verschiebung und Lockerung des Satzgefüges — hier in der Voranstellung des Nebensatzes mit der die Geliebte herbeisehnenden Ortsbestimmung, der „öden Laube" — die Goethe gerade im heißen Affekt liebt, (wie z. B. bei der Vorwegnahme der Apposition in dem späteren Sesenheimer Gedicht „Erwache Friedericke" in der Anrufung „Die schönste meiner Musen, Du — schliefst ja noch" oder bei der Vertauschung der persönlichen Fürwörter in der schon einmal angeführten Stelle des Weimarer Mondliedes, wo er in einem Atem und Satze zugleich den Mond mit „Du" und ihn nebst der Geliebten mit „Ihr" anredet), drücken seine Verse nichts anderes aus als den Gedanken: Wenn sie, die jetzt in der öden Laube sitzt, zur Zeit der Weinlese hier wäre, so brächte ich ihr „diese" Traube. So lebendig ist seiner Sehnsucht das Bild der Abwesenden geworden, daß er schon die Traube in der Hand zu halten wähnt, womit er sie beglücken möchte, so stark dieses Verlangen, daß er sich schon durch ihre Gegengabe,

ihre — Küsse belohnt sieht. Die Frage am Schluß des Gedichtes entspricht wortwörtlich der versteckten Andeutung des Briefes: „viel Hundert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe;" denn das Gedicht ist nichts anderes als ein zweiter Liebesbrief des Vereinsamten. Und er ist auch, da er im Besitz der Schwester sich vorfand, an Friederikens Adresse gelangt — ein loses, wehmütiges Blatt mehr in der Rolle, die die Reste einstiger Liebesurkunden einschloß.

Der Straßburger Student ließ es nicht bei seinen Liebeserklärungen und dem Vorsatz, „offt" an Friederike zu schreiben, bewenden, sondern er führte sein „Projeckt, sie balde wiederzusehen", aus. Schon Ende Oktober oder anfangs November — noch dauerten ja die Herbstferien — ist er wieder im Pfarrhause. Ph. F. Lucius berichtet darüber: „Von einem solchen Besuche Goethes in Sesenheim im vorgerückten Spätjahr (1770) wußte eine alte, vollkommen zuverlässige Frau hier zu berichten, die in ihren Kinderjahren im Pfarrhaus täglich ein- und ausging. Sie erzählte nämlich — wie der Gatte ihrer Enkelin mir mitgeteilt — zu oft wiederholten Malen, daß zur Zeit des „Welschkornbastens", eine gewisse Anzahl größerer Mädchen alljährlich im Pfarrhofe sich eingefunden, um das selbstgepflanzte sowohl, als auch das vom Zehnten herrührende Welschkorn des Pfarrers zuzurüsten, damit die Kolben in Büschel gebunden und im Freien aufgehängt werden konnten, was immer eine große Herrlichkeit war, auf welche die weibliche Jugend lange voraus schon sich freute, da während der Arbeit allerlei Scherz und Kurzweil getrieben, und nach Beendigung derselben ein Abendessen zum besten gegeben wurde. Wie heute noch, so wurde wohl auch vor Zeiten dies Geschäft vorgenommen, wenn die Feldarbeiten beendigt waren — so etwa Ende Oktober oder anfangs November. „Als wir beisammen waren, kam einst auch „Herr Goethe" zu uns in die Scheune und machte uns durch seine Späße und drolligen Erzählungen so sehr lachen, daß wir fast gar nichts arbeiten konnten." Wir erblicken den übermütigen Studenten mitten im landwirtschaftlichen, von der tätigen Hausfrau geleiteten Betriebe, bei der Herrlichkeit eines Erntefestes in der alten Scheune, worin die Maiskolben zusammengebunden wurden, um dann an ihren Wänden aufgehängt und getrocknet zu werden. Er ist, in Friederikens Nähe, in der heitersten Laune, und die idyllische Beschäftigung der jungen Mädchen würzt er durch humoristische Einfälle und Erzählungen. Wie zuvor in der Laube, so schlägt auch hier wieder seine epische Ader.

In diese lustigen Tage, worin des fahrenden Ritters und Sängers Minne und Muse so erheiternde Blüten weckt, verlegen wir ein Aben-

teuer, das er im Auftrag seiner Gebieterinnen unternimmt und glücklich besteht:

> Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
> Den ihr ihm nanntet liebe Kinder,
> Sein Pferd gieng ziemlich langsam fort,
> Und seine Seele nicht geschwinder.
>
> Da sitz ich nun vergnügt bey Tisch
> Und endige mein Abenteuer
> Mit einem Paar gesottener Eyer
> Und einem Stück gebacknem Fisch.
>
> Die Nacht war warrlich zimlich düster,
> Mein Falcke stolperte wie blind,
> Und doch fand ich den Weg so gut als ihn der Küster
> Des Sonntags früh zur Kirche findt.

Es ist eine Reimepistel, die er den lieben Mädchen schickt, wie er sie einst auch an seine Schwester von Leipzig aus oder an Friederike Oeser aus Frankfurt schrieb, rhythmisierte Prosa mit alltäglichen Wendungen, die nüchterne Dinge betreffen. Und doch in welch geschlossenes Bild, in welch drollige, kleine Romanze bannt hier der Humorist seine trivialen Reiseerlebnisse, im Gegensatz zu den langatmigen und lehrhaft redseligen Versbriefen früherer Zeit! Er fühlt sich wie in der Sesenheimer Märchenerzählung immer noch als abenteuernder Ritter, nur dieses Mal ein wenig als ein von seiner Dulcinea ermutigter Don Quixote, der auf seinem Falben zögernd seine Herrinnen verläßt und in der Nacht auf ihr Geheiß einen ihm bis dahin unbekannten Ort — wir vermuten das an der Rheinstraße gelegene, nahe Reschwog — erreicht, an dem er seine Heldenfahrt mit sehr irdischen Genüssen beschließt. Der Speisezettel — frische Eier und Fische — deutet, in Verbindung mit dem im Monat zuvor angesponnenen „Ritter"-Motiv, auf den November und auf ein Fischerdorf, der Vergleich mit dem Küster auf einen Sonntagsabend, an dem der Studio von Sesenheim aufgebrochen ist, um Straßburg auf einem andern als dem gewohnten Wege zuzustreben. Es ging wohl dem Ende der Herbstferien zu.

Die fröhliche, hochgemute Stimmung, in die den Sesenheimer Gast das sichere Gefühl errungener Liebe und Freundschaft wiegte, hält auch während des Dezembers in ihm vor. Auch hierfür haben wir ein Zeugnis, aus dem Munde Eckermanns, der unterm 11. April 1829 von „zwei höchst merkwürdigen Skripta" spricht, die ihm Goethe in seinem Arbeitszimmer zu seiner großen Freude gezeigt habe: „Es waren zwei Briefe aus

Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im Dezember. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letzten zeigten sich schon Spuren vom „Werther"; das Verhältnis in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethes Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen..." Leider sind diese beiden Zeugnisse nicht mehr vorhanden, der alte Goethe hat sie wohl, wie alles, was an die Wirklichkeit des „Verhältnisses in Sesenheim" erinnerte, unterdrückt und vernichtet. Der bloße Bericht seines Vertrauten aber eröffnet uns sehr wertvolle Perspektiven in die seelische Verfassung des Jünglings, der nicht nur, dem jungen Werther gleich, seine Tage in Liebesempfindungen verträumt, sondern auch von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. Er trägt außer der Leidenschaft für Friederike ein Gefühl künftiger Größe, ein Ideal von sich selber im Busen.

Es naht die Weihnachtszeit mit ihren Feiertagen und dem seligsten aller Feste, wo die Engel den Menschen den Frieden Gottes verkünden und sie alle wieder zu Kindern werden lassen. Ist es da verwunderlich, daß die Schwestern, zumal da „das Verhältnis schon angeknüpft" ist, den in seine Studentenstube gesperrten Freund einladen, das Christ- und Kinderfest mit ihnen zu teilen, sich mit ihnen vor dem behaglichen Ofen und geschmückten Baum an Märchen und harmlosen Spielen zu erfreuen? Mußte er darauf nicht rasch und beglückt eingehen? So schwingt er sich, schon jetzt im duftigen Märchenreich und goldenen Kinderparadies, auf das geflügelte Roß, ehe er das lebendige besteigt, und schickt den Mädchen die gereimte Zusage:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kräntzgen winden,
Wir wollen kleine Sträußgen binden,
Und wie die kleinen Kinder sein.

Tiefer und strenger sperrt der Winter die Liebenden in ihre Stuben und legt zwischen die wieder Getrennten über Weg und Steg die frostige Decke, unter der die süßen Landfreuden gänzlich entschlafen. Der Student sitzt bei seinen Büchern, treibt sich in allem Wissen umher, zerstreut sich daneben unendlich im geselligen Leben seiner ausgebreiteten Bekanntschaft, erfährt im freundschaftlichen Krankenzimmer Herders von dem Gequälten demütigende Pein und höchste Lust; denn er, der Magus ist es vor allem, der den zerknirschten, von seinen Illusionen bitterlich geheilten Jünger auf die Gipfel der Menschheit, zu den Idealen der Dichtung, in die Gefilde ihrer Vorbilder und hohen Ahnen führt. Er weckt die Seele in dem Jüngling, die, über alle Erdenfreuden hinweg, die großen Dinge ahnt, die ihm bevorstehen und dem Himmel der Unsterblichkeit zustrebt. Als aber der Frühling seine stürmischen Vorboten ins Land schickt, regt sich mit der erwachenden Natur das heiße Blut des Sehnsüchtigen, und seine andere Seele klammert sich mit unbezwinglicher Stärke an die Welt seiner irdischen Gefühle. Die Liebesboten der Briefe, die gleich hungrigen und verschüchterten Vögeln zwischen Stadt und Dorf hin- und herflatterten, versagen ihren Dienst. Das Verlangen nach der leibhaften Gegenwart der Entfernten wird übermächtig in ihm, und er wirft sich aufs Pferd:

Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth!

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.

Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küßen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Das Landschafts- und Stimmungsbild, das Goethe malt, der dunstig verschleierte Mond, die leisen Winde, die Nebel, verraten die Zeit seines neuen Abenteuers, die zudem noch durch das rosenfarbene Frühlingswetter, das auf dem Antlitz der Geliebten widerstrahlt, ihre ausdrückliche Bestätigung erhält; es ist der beginnende Lenz — Ende Februar oder Anfang März — der in den Strophen weht und aufleuchtet. In tiefer Einsamkeit stürmt der Reiter in den Abend, schon dunkeln die Berge jenseits des Rheins, und finster wird es im Walde, den er durchhastet. Der düstere, schauerliche Ernst seiner Umgebung ist ein Echo und Widerspiel des inneren Zustandes des Leidenschaftlichen, den die Unruhe seines Feuergeistes, die Ungeduld seines glühenden Herzens verzehrt. Späte trifft er am Ziele seiner Sehnsucht, in Sesenheim, ein und eilt zur Geliebten. „Ich sah dich" — das ist alles, was der Dichter über den Empfang verlauten läßt, wie er auch dem ganzen Willkomm und dem jäh ihm folgenden Abschied jeweils nur eine Strophe widmet. Die Art, wie er die beiden Szenen einander gegenüberstellt, wie er darin Licht und Schatten auf die Handelnden verteilt und ihre Rollen ihnen zuweist, verdient unsere sorgsamste und kritischste Betrachtung, um so mehr, als das Gedicht eine höchst merkwürdige innere Wandlung und äußere Geschichte erfahren hat. In Kruses Abschrift besitzen wir nur die zehn Eingangsverse. Veröffentlicht wurde das Ganze zuerst in Jakobis Zeitschrift „Iris", vom März 1775, auf eine Druckvorlage hin, die Goethe der Johanna Fahlmer diktierte. In dieser Version bringen wir das Gedicht. Offenbar stimmte damit — aus der Überschrift zu schließen — die Fassung überein, in der es Goethes Züricher Freundin Bäbe Schultheß in die Sammlung von 64 ihr handschriftlich mitgeteilten Gedichten Goethes aufnahm. In deren uns überliefertem Verzeichnis trägt es den Titel „Den XXX abend. Mir schlug das Herz ...." (siehe Weimarer Ausgabe, Werke 1, 365). Der erste Teil

dieser Überschrift ist ohne Zweifel von Goethes Hand, der zweite wahrscheinlich von der Bäbes. Was bedeuten nun die drei Zeichen vor dem „abend"? Gustav v. Loeper hält sie für drei Kreuze, die den Dreikönigsabend, den 6. Januar 1771, bezeichnen sollten, was aber allein schon auf die im Gedicht geschilderte Jahreszeit nicht zutrifft; Adolf Metz erklärt sie ebenfalls als Kreuze, die an den Türen und Scheunen die bösen Dämonen abzuwehren bestimmt sind und deutet den Abend als den verhängnisvollen, an dem Goethe von seinem Dämon besessen gewesen sei, als den „Gottseibeiuns-Abend". Wir brauchen aber weder die drei Könige erscheinen zu lassen, noch den Teufel an die Wand zu malen; denn die Zeichen sind keine Kreuze, sondern sie vertreten die Stelle der Unbekannten in den mathematischen Gleichungen, das X, mit der Einschränkung, daß Goethe damit einen Namen bezeichnet, der ihm selbst zwar sehr wohl bekannt ist, den er aber seinen Adressaten verschweigt. Dieser geheimnisvollen Zeichen hat er sich nicht nur Bäben gegenüber, sondern auch sonst in Briefen an seine Freunde (vergl. Morris DjG, Band VI, S. 161) in der Straßburger und späteren Zeit bedient. Er trug mit dem so fragwürdigen Abend einfach den „Sessenheimer" im Sinn. Es ist der Sesenheimer, der Entscheidungsabend, an dem seine Liebe zu Friederike durch die im Gedicht behandelte Unternehmung die entscheidende, schicksalsvolle Wendung nahm, die Nacht, in der er die „Bombe" seiner leidenschaftlichen Neigung warf, in der er kommt, „sie sieht er" und — siegt. Der Würfel ist gefallen, sein und ihr Loos ist besiegelt, entschieden.

Aus dem zierlichen Minnewerben seiner Prosa- und Reimbriefe, aus dem anmutigen Märchenspiele ist leidenschaftlicher, ja finsterer Ernst geworden. Der „Ritter" zieht nicht mehr zum fröhlichen Liebesjagen und Liebesturniere aus, sondern wie ein wilder Schlachtenheld zum Entscheidungskampfe. Er erobert, ja er überfällt die Geliebte. Nicht mehr die strahlende Sonne, sondern der bleiche Mond beleuchtet sein Abenteuer. Schon tritt Ossian, der schwermütige, an die Stelle des heiteren Homer im Liebesroman des in dem Taumel der süßesten Empfindungen sich wiegenden Straßburger Werthers. Der beschaulich idyllische Ton seiner bisherigen Lyrik verdichtet und verstärkt sich zum dramatischen Klang, zur düsteren Ballade, die uns anweht wie die alten Schotten- und Hochlandslieder. Kein behagliches Ausmalen der inneren und äußeren Zustände mehr, sondern lebendigste Handlung in Natur und Menschengemüt! Immer hat man den hinreißend dramatischen Zug dieser unvergleichlichen Strophen des Jünglings bewundert, am schönsten und tiefsten der unvergeßliche Wilhelm Scherer, in seiner Geschichte der Deutschen Literatur,

der sie auf Elsässer Boden nacherlebt und nachgefühlt und besonders den Einfluß Herders in der Neubeseelung der Muttersprache und Schöpfung einer neuen Mythologie, in der urkräftigen Verlebendigung der begleitenden Naturvorgänge erspürt hat. Und stets wird es unser schmerzlicher Stolz bleiben, daß diese herrliche Blüte deutschen Gesanges, die nicht nur die Höhe der Straßburger, sondern einen der so reichen Gipfelpunkte der gesamten Lyrik Goethes bedeutet, der uns entrissenen Brudererde entsprossen ist, wie deutsche Herzen stets von unseres größten Dichters Elsässer Errungenschaften und von dem Lande, das er uns geistig gesichert hat, mit seinem patriotischen Hermann beteuern werden: „Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!"

Und wie malt nun der Straßburger Held, der, ein zweiter Tristan, zu mutiger, stürmischer Minnetat durch deutsche Flur und Wald ausreitet, sich selber und die Holde, mit der er den Zaubertrank der Liebe leert, der sie beide für immer aneinander schmieden soll? Alle Leidenschaft, alle dunkle Glut hat er — schon im Nachtbilde der Eingangsstrophen — auf sich versammelt, indes es um die Liebste strahlt wie sanfter Himmelsglanz. Beim Empfang am späten Abend fließt „milde Freude" aus ihrem „süßen Blick" wie Mondenschein auf den stürmischen Freier, dessen loderndes Herz wir pochen hören, dessen heißen Atem wir verspüren; am frühen Tage leuchtet es wie rosenfarbene Morgenröte von ihrem lieblichen Gesicht. „Zärtlichkeit" ist das Gefühl der Keuschen, nichts Heftigeres, was sie an den Geliebten verschwendet, der diesen Beweis zurückhaltenden Verlangens als erhoffte, aber unverdiente Gnade empfindet. Diana und Eos, in der Sprache der von ihm überwundenen Mythologen zu reden, läßt er seinen kurzen Liebesstunden lauschen — nichts von Amors Kerze oder Hymens Fackel, die er ehedem so gerne in erlogenen Schäfergedichten entzündet hatte. Nur beim Abschied, dessen Eile die Liebenden bedrängt und ihr karges Glück verkürzt, wird sie hingebender, aber auch hier vermählt der Dichter ihren liebevoll wonnigen Küssen mäßigend den schmerzlichen Ausdruck ihres Auges. Und nun die beiden vorletzten Verse, bevor der Liebesjubel des Beglückten sonnenhaft durch die Wolken des Abschieds dringt:

> Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
> Und sah dir nach mit nassem Blick —

wie ist diese Szene zu deuten?

Nicht der Reiter geht, sondern das Mädchen; denn sie begleitet den nach der Stadt Zurückeilenden noch eine Strecke, bis er, nach dem letzten Abschied, der Heimkehrenden, bei seinem Pferde stehend, feuchten Auges

nachblickt. Ihm, dem Leidenschaftlichen, wird die Trennung schwerer als ihr und ihn erfüllt sie auch mit schwereren Gedanken, die sich in dem wiederholten „Und sah" verraten. „Und sah zur Erden" — es ist eine der prägnanten Bildungen Goethes, womit er, zumal in den Balladen, in die knappste Form den tiefsten Gehalt gießt. Als sich die Geliebte abgewendet, fällt dem Nachdenklichen seine abenteuerliche Tat auf die Seele; denn, was hat er getan? Er hat das Mädchen an sich gerissen, ihr Schicksal an das seinige gekettet, ihr mit jedem Schlag seines „ganzen Herzens" und „jedem Atemzuge" das in ihre Liebkosungen und Küsse sich ergießende Vertrauen erweckt, daß er ihr auf ewig angehöre. Es war kein Schwur der Treue, den er ihr geleistet, wohl aber war er vor seinem Gewissen und Gemüte und den Göttern der Liebe, die er angerufen, an sie gebunden.

Als Goethe das Gedicht im Jahre 1789 unter dem Titel „Willkomm und Abschied", nach seiner italienischen Reise, in seine gesammelten Schriften aufgenommen hatte, war das einstige Gebilde augenblicklichen Empfindens und leidenschaftlicher Natur durch den Meißel des Bewunderers der Antike marmorglatt geworden; er hatte es gefeilt, ihm die Farbe der Entschließung genommen und die Blässe des Gedankens, der vorsichtigen Überlegung angekränkelt. Nicht mehr ging es „fort, wild, wie ein Held zur Schlacht", sondern es hieß sehr zahm: „Es war gethan fast eh gedacht." Der Mond sah nun „schläfrig" aus dem Duft hervor, während er früher „kläglich" — das Wort brauchte der junge Goethe, wie der Sprachschöpfer immer tat, in seiner ersten, ernsten, keineswegs ironischen Bedeutung: klagend — dem bedenklichen Abenteuer schien; denn von dem Mut, der ehedem „tausendfacher" als die tausend nächtlichen Ungeheuer war, lautete es jetzt gar matt und fast trivial: „frisch und fröhlich", als ob es zu einer Turnfahrt ginge; an die Stelle der alle Sinne umfassenden Erscheinung des wie ein Flammengespenst durch die Nacht dahinbrausenden Reiters, dessen Geist ein verzehrend Feuer war, dessen Herz in Glut zerfloß, trat ein farblos unbestimmter Ausruf: „In meinen Adern welches Feuer / In meinem Herzen welche Gluth!" Das rosenfarbene Frühlingswetter, das einst auf dem lieblichen Gesichte der Geliebten lag, „umgab" es nun, weil es anstatt des ehemals so bedrängten, trüben Abschieds mit seinen herzlichen Blicken und liebreichen Küssen in einem schwachen, erklügelten, aber nicht mehr erfühlten und angeschauten Bilde weitergeht:

> Doch ach, schon mit der Morgensonne
> Verengt der Abschied mir das Herz:
> In deinen Küssen, welche Wonne!
> In deinem Auge, welcher Schmerz!

Der neue Schluß des Gedichtes aber änderte den so bedeutsamen Sinn des alten in sein Gegenteil um:

> Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
> Und sahst mir nach mit nassem Blick...

Hat der Romfahrer Goethe den Straßburger Reiter nicht mehr verstanden, wie er in jenen italienischen Wandel- und Modeljahren auch seinen Urfaust stellenweise nicht mehr verstand, oder hat er „den Sessenheimer abend“ nicht mehr verstehen wollen oder gar vergessen? Mit voller Absicht und Überlegung, nicht bloß aus Kunstverstand, tilgte er die Spuren des Schicksalsrittes, der zu seiner Friederike führte, bis zur Unkenntlichkeit, ja bis zur Unverständlichkeit; denn was soll es bedeuten, daß jetzt er selber „gieng“, und doch beobachten konnte, wie sie „stand“ und „zur Erden sah“ und ihm mit „nassem Blick“ nachschaute? Wollte er ihr die Rolle zuschieben, die er selber einst spielte, die des Nachdenklichen oder gar des Schuldbewußten? Wo blieb das Zarte und Keusche der früher so herzergreifenden Mädchenerscheinung?

Es wäre Torheit, hier von einer Urkundenfälschung Goethes zu sprechen; denn nirgends hat er sein neues Dokument zum Beweise von Rechten mißbraucht, wenn er auch in „Dichtung und Wahrheit“ sein Gedicht, das er nur andeutet, im Sinne der letzten Fassung umschreibt. Nein, er hat es in seiner ersten Gestalt harmlos in der „Iris“ der Öffentlichkeit, dann seiner Freundin Bäbe preisgegeben, so daß wir imstande sind, Urform und Nachdichtung heute auf ihren voneinander abweichenden Inhalt zu vergleichen und dem Wankelmütigen, ewig Umgetriebenen, das Urteil zu sprechen; denn nicht im Buchenwäldchen, wo die Nachtigallen schlugen, wie er später idyllisch in seiner Lebensbeschreibung dichtete, hat er Friederiken „herzlichst umarmt“ und ihr „treulichst versichert“, daß er — wie sie ihn — „von Grund aus liebe“, sondern schon in Nacht und Nebel jenes stürmischen Märztages, an dem das verderbenbringende Wurfgeschoß seiner in tausendfachem Übermut gehegten, jugendlichen Neigung zum Himmel stieg.

Hier aber schien es zu verweilen; denn im nächsten kleinen Gedicht, das wir hier einreihen und das in Sesenheim während der Osterferien, die am 25. März begannen — das Fest fiel auf den 1. April — entstanden zu sein scheint, hat er Friederiken einem „Engel“ verglichen, wie er ja auch späterhin seine Geliebten als höhere, reinere, als himmlische Wesen empfand und in seinen Dichtungen und Briefen bezeichnete. Er gebraucht jetzt das schöne Wort in seiner alten Bedeutung eines Himmelsboten, ungeschmälert und mit tiefempfundenem Ernst, nicht mehr in der verkleinern-

den, spielerischen Form der „Engelein" seines weihnachtlichen Märchenbriefes. Das Ganze entquillt als ein voller Ton wahrster Überzeugung einer zwar innigst bewegten, aber im sicheren Besitz der Geliebten nunmehr beruhigten und beseligten Brust:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.
Ihr Herz gewann ich mir beym Spiele
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksaal, diese Freude,
Nun lass auch morgen seyn wie heute
Und lehr mich ihrer würdig seyn.

Die Bekräftigung der Harmonie, des Einklangs ihrer und seiner Gefühle, die Gegenüberstellung des ehemaligen Spieles, womit ihre beiderseitige Zuneigung anhub, und des jetzigen Ernstes, der Gewißheit einer im Herzen wohnenden Liebe, gibt dem Bekenntnis den Charakter eines allerfeierlichsten Dokuments, das, mehr als ein Monolog, an die gerichtet erscheint, die ihm in Engelsgestalt vorschwebt. Man malt sich so gerne aus, daß der Überglückliche dieses Gebet an das gütige „Schicksal", dieses Flehen um Beständigkeit der ihm beschiedenen „Freude", am Auferstehungstag, da alles Leben neu und hoffnungsgrün erwacht, als eine Ostergabe überreicht hat; denn was ist diese Bitte um Verewigung der Liebe und Eintracht, um Würdigung und Heiligung des Begnadeten anders als ein Gelöbnis, ein Schwur im Angesicht der Vorsehung an die Geliebte — eine Verlobung?

Mit dem immer voller und farbenprächtiger sich entfaltenden Frühling, als das Elsässer Landkind mehr und mehr mit der beblümten Erde wetteiferte, worüber sein leichter Fuß hinwegeilte, gewinnt die Muse des liebeerfüllten Dichters auch ihre Leichtigkeit, ihre geflügelte Anmut wieder. Schmetterlingsgleich erhebt sich die beglückte Seele in die würzigen Lüfte des Lenzes und flattert der Liebsten zu. Das jugendlich beschwingte Poetenherz macht sich alle Götter des erblühenden Frühjahrs zu eigen, spannt alle ihre Kräfte und Diener an sein geschmücktes Gefährt, das Zephir und die Grazien befördern und begleiten, wie die Horen den aufgehenden Tag. Es ist, als ob der ewig junge Anakreon wieder in den duftigen, wie hingehauchten Rhythmen lebendig würde, und man hat sie auch den Gipfel und die Perle der deutschen Anakreontik genannt. Aber der Straßburger Lyriker spielt nicht die alte Leier, ist nicht mehr von verbrauchten Tönen befangen, sondern in freister, übermütigster Laune handhabt er sein Instrument, dem er, bei aller Zierlichkeit seines Blumengewindes, Klänge von tiefster Innigkeit entlockt. Wie Mozarts perlende Musik schmeicheln sie

sich in unser Ohr und Herz, und „die unverwüstliche Seele des Liedes" hat Gottfried Keller selbst in der köstlichen Travestie des sächsischen Handwerkers, der es singend seiner Drahtzieherarbeit anpaßt, im „Sinngedicht" zu retten gewußt. Auch dieses Gedicht hat Goethe zuerst in der „Iris" (vom Januar 1775), unter dem Titel „Lied, das ein selbstgemaltes Band begleitete", veröffentlicht, nach einem Diktat aus dem Gedächtnis, das von der Abschrift Kruses sehr bedeutsam nach Inhalt und Strophenzahl abweicht (siehe W. A. Werke 1, 385 f. und Morris DjG VI, 161), wie wir es auch, nahezu unter der gleichen Überschrift, im Verzeichnis der Schultheß finden. Auch es erschien dann 1789 in den „Schriften" Goethes, in einer Gestalt, die mit dem Irisdruck bis auf wenige Einzelheiten übereinstimmt und den Sinn der Urform von Grund aus entstellt. Wir setzen die Fassung, die uns Kruse überliefert hat und die der „Schriften" nebeneinander:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute iunge Frühlings-Götter
Tändlend auf ein luftig Band.

Zephir nimms auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid!
Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedener Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie, wie eine Rose iung
— Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Schicksaal seegne diese Triebe,
Lass mich ihr und lass sie mein,
Lass das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosen Leben seyn.

Mädgen das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand,
Und das Band das uns verbindet
Sey kein schwaches Rosen Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf Deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

In seiner ursprünglichen Version bestätigt das Gedicht, im duftigen Rahmen eines Rokokobildes, den Inhalt und die Bedeutung des österlichen Gelöbnisses, ja es nimmt dessen Wortlaut in der Wendung: „Schicksaal seegne diese Triebe" oder „Mädchen, das wie ich empfindet", wieder auf.

Trotz der kleinen tändlerischen Blumenspende der Amoretten soll das Band, das die Liebenden verknüft, kein schwaches Rosenband, ihr Leben kein rasch verblühendes Rosenleben, ihr Liebesbund nicht flatterhaft, sondern von unverbrüchlicher Treue sein. Mit der Aufforderung „Reich mir deine liebe Hand" steckt der Dichter seinem Mädchen gleichsam den Ring an den Finger. Dagegen die spätere Fassung! Nach ihr erscheint, gleich den „gemahlten Bändern, die damals in Mode waren", die Neigung des Jünglings wie eine modische Liebelei in der Frühjahrssaison; die „zufriedene" Munterkeit der Liebsten ist einem fast koketten „all in ihrer Munterkeit" gewichen. In dem überarbeiteten und überfirnißten Gemälde lebt mehr die „Staatsdame" Lili als das schlichte und naive Landmädchen Rieke. Kein „Kuß" mehr, der verpflichtet, nein, nur „ein Blick", der gefällt und gefallen will. Keine Versicherung gleicher Empfindung mehr, sondern die Laune des Verliebten, der sich damit begnügt, sein Gefühl erkannt zu sehen, ohne Wunsch, daß es erwidert wird. Der Schluß nun gar, der die „liebe" Hand in die „freie" verwandelt — auch der Irisdruck zeigte schon diese Metamorphose, wenn er auch den „Kuß" noch nicht beanstandete — trägt die Marke der Tendenz offen an der Stirn. Fast steht er in seiner Leichtfertigkeir in Widerspruch mit dem letzten Wunsch, dieses Spiel etwas anderes als ein Rosenbänderspiel sein zu lassen. Die Seele auch dieses zweiten, von allem Persönlichen befreiten Liedes ist trotz aller Entfernung der Innerlichkeiten und Vertraulichkeiten immer noch unverwüstlich genug, aber die „Seele" der Urdichtung ist doch durch diese Handlung — wie wohl auch der Züricher Meister Gottfried zugegeben hätte — verwüstet worden.

Eine lange Zeitspanne, die sich nahezu über den ganzen April erstreckt, trennt Bräutigam und Braut. Die Lieder, die zuvor, in Friederikens Nähe, durch sie geweckt, erquollen und die sie ihm, wie er in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, nach bekannten Melodien — gewiß so hübsch wie ihre Elsässer und Schweizer Liedchen — vorsang, sind verstummt; denn nur die Freude vermag sie jetzt hervorzurufen, nur sein Glück kann er besingen, nicht aber den Trennungsschmerz und Gram. Doch als der Mai herannaht, kündigt er seinen Besuch an und die Vorfreude wird sofort zum Lied, das er in gehobenster Stimmung, mit des Bräutigams Behagen, beim Weine, dichtet. Zum ersten Male nennt er ihren Kosenamen „Riekchen", spricht er in vertraulichstem Verlangen von baldigem „Umarmen", ruft er, voll Sehnsucht nach ihrer inspirierenden Gegenwart, die Entfernte als seine Muse, mit der Beschwörung „liebe Liebe" an, ganz so, wie er später, in Lilis Zauberkreis gefangen, die „liebe Liebe" anfleht, ihn — loszulassen. Der selige Dichter wiegt sich wie im Tanze

in diesem strophisch durchaus gesangsmäßig abgemessenen Trinkliede, zu dessen Weise die Liebe den Takt schlägt und in dem er sie schlürft wie einen reinen, süßen, firnen Wein:

> Balde seh ich Rickgen wieder,
> Balde, bald umarm ich sie,
> Munter tanzen meine Lieder
> Nach der süssten Melodie.
>
> Ach, wie schön hats mir geklungen
> Wenn sie meine Lieder sang.
> Lange hab ich nicht gesungen,
> Lange liebe Liebe lang.
>
> Denn mich ängsten tiefe Schmerzen
> Wenn mein Mädchen mir entflieht,
> Und der wahre Gram im Herzen
> Geht nicht über in mein Lied.
>
> Doch jetzt sing ich und ich habe
> Volle Freude süß und rein,
> Ja, ich gäbe diese Gabe
> Nicht für aller Klöster Wein.

Wenn irgendeine Jahreszeit des jungen Dichters Liederquell entfesselt hat, irgendeine Vereinigung mit Friederike, seiner Elsässer Muse, so ist es die kommende, im Monat Mai, der ja in seinem Blütenzauber schon für sich der poesiereichste aller Monde ist. Auf keine geeignetere Periode in Goethes Jugend, da er „im Werden war und sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar", auf keine andere Stätte, die diese Wunder seiner Brust eröffnete, werden wir so gebieterisch hingewiesen, als auf die Frühsommerstage in dem „paradiesischen" Lande, die er an Friederikens Seite als ihr erklärter Verlobter genoß. Für sie besonders trifft das „Grundwahre" seiner Schilderung zu, daß er „in ihrer Nähe weder Schmerz noch Verdruß kannte", daß er „gränzenlos glücklich war." Wieder in Sesenheim, das jetzt erst seinen vollen Schmuck um die Geliebte breitet, in der prangenden Natur, mit der ihr leuchtendes Wesen verwachsen und im Einklang ist, entringt sich seiner Seele ein Lerchenjubelruf, der alles übertönt, was wir an Freudenlauten in seinem weit mehr schmerzlichen als beglückten Leben vernehmen. Wie matt und wie lüstern klingt das Weimarer „Mailied" („Zwischen Weizen und Korn") gegenüber diesem keuschen Freudenschall! Er nennt es (im Irisdruck) „Mayfest", später (schon in Bäbes Verzeichnis) ist es „Mailied" überschrieben. Der erste

Titel läßt darauf schließen, daß es im Anfang des Monats, wenn nicht gar am 1. Mai, dem Tag der Maifeier und des Frühlingseinzugs, gefeiert wurde, der nach uralter Sitte vielleicht auch in Sesenheim mit Gesang und Tanz und Mairitt und Maifeuer, deren Abglanz man noch in den „goldenen Morgenwolken auf jenen Höhn", den fernen Schwarzwaldbergen, zu sehen glaubt, begangen worden ist. Fast hört man diese Bräuche in dem Flur-„Segen" der Liebe, in den durch sie erweckten „Liedern" und „Tänzen" anklingen, und die Liebste, der er sich zugesellt hat, thront über der verjüngten Natur wie die erwählte Mai-Königin. Auch der Dichter selbst feiert mit der ganzen Schöpfung Gottes seine Wiedergeburt, wie am Auferstehungstag des Herrn im Osterspaziergang des Faust die Menschen selber auferstanden sind. Auch er segnet sein Teuerstes, die Braut, mit dem Wunsche, daß ihr Glück so „ewig" währen solle wie ihre Liebe. Es ist eine Erneuerung seines Gelöbnisses, im Angesicht der herrlichen, aufs neue geheiligten und immer heiligen Natur.

Mayfest.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd o Sonne
O Glück o Lust!

O Lieb' o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn;

Du seegnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen Mädchen,
Wie lieb' ich dich!

Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmels Duft,

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Muth

Zu neuen Liedern,
Und Tänzen giebst!
Sey ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Das „Mayfest“ bezeichnet, schon seinem feierlichen Klange nach, den höchsten Punkt der Sesenheimer Herzensgeschichte. Wolfgangs und Friederikens Liebe steht sonnengleich im Zenith. Das Geschoß seiner Neigung hat sich, an ihrem ländlichen Himmel aufgestiegen, neben dem „allerliebsten Stern“ unter die Sterne gemischt. Wir sehen im Geiste das schönste Paar, das die Elsässer Erde je getragen hat, als Maigraf und Maigräfin um den blumengeschmückten Maibaum tanzen und seinen umjubelten Einzug in das Dorf halten. Wie idyllisch und friedlich die wenigen Tage verliefen, die der grenzenlos Glückliche im Pfarrhaus verbrachte, zeigt uns ein Gesang, der nicht nur unser Ohr bestrickt, sondern auch die Aufmerksamkeit und Besinnung unseres Verstandes erweckt. Es ist ein Morgenständchen, das der Verlobte seinem Mädchen bringt. Die erste Tagesfrühe hat den Gast aus dem leisen Schlaf, der ihn gelind umfing, in die erquikkende Natur gerufen, und seine aufgeschlossene Seele hat, wie immer, wenn der Morgen mit geräuschlosen Schritten kam, seine Muse empfangen und, liebeerfüllt, ihr zartes Geschenk, aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, hingenommen. So steht er, gleichsam mit der Laute in der Hand, vor dem rebenumrankten Fenster der Braut, die im überfüllten Hause — es waren wohl in den lockenden Maitagen noch Verwandte zu Gast — nicht bloß das Zimmer, sondern gar das Bett mit der Schwester teilt. Ihr tiefer, gesunder Schlaf wird weder von dem Gezwitscher der Vögel noch von dem Ruf der Nachtigall gestört, indessen ihr Liebster ungeduldig auf sie wartet und ihr, der Saumseligen, eine Strafe zuerkennt — sie muß die Reime hören, die er singt und mit denen er, weil seine

schönste Muse schlief, so schwer gerungen hat. Der allerliebste Humor der drei Strophen, begleitet von Vogelsang und durchstrahlt von Morgenschimmer zeugt von des Dichters tiefem Glück und Behagen, die vollendete Durchbildung des Gedankens und die wahrhaft musikalische Empfindung des matutino und Tageliedes von seiner in jener Lieder- und Liebessommerszeit gereiften Sangeskunst, die Improvisierung dieses gleichermaßen fertig aus Herz und Kopf entsprungenen Gelegenheitsgedichtes von der Virtuosität, womit er seine Lyra schlug:

Erwache Friedericke,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Dass mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester
Je mehr es tagt.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
So höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schweer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ia noch.

Kein anderes der Sesenheimer Lieder ist derart vom Streit der Philologen umtobt, als dieses stille, leise flüsternde Morgenständchen. Nur in der Abschrift Kruses überliefert, wird es von der Forschung bald Goethe, bald Lenz, oder — in gewissen Teilen — beiden Dichtern zugeschrieben. Die Kopie des jungen Bonner Philologen enthält nämlich außer den von uns mitgeteilten Strophen noch drei weitere, die sich als zweite, vierte und fünfte zwischen jene einschieben und also lauten:

— — — — — — —

2. Ist Dir Dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst Du!
Horch Philomelens Kummer
Schweigt heute still
Weil Dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

— — — — — — —

4. Ich sah Dich schlummern, Schöne,
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind
Wer kann es fühllos sehen
Und wird nicht heiß
Und wär er von den Zähen
Zum Kopf von Eiß!

— — — — — — —

5. Vielleicht erscheint Dir träumend
O Glück mein Bild
Das halb im Schlaf und reimend
Die Musen schilt
Erröthen und Erblassen
Sieh sein Gesicht;
Der Schlaf hat ihn verlassen
Doch wacht er nicht.

— — — — — — —

Man braucht diese Verse nur auf sein Gefühl einwirken zu lassen und dann — ohne erst die Brille des Sprach- und Stilkritikers oder Orthographen aufzusetzen — sein gesundes Auge zu schärfen, um alsbald zu erkennen, daß diese Zutat eines Andern Goethes würzige Speise verwässert und ihren köstlichen Duft verflüchtigt. Es ist die Faust des Nachtreters Lenz, die sich hier auf Goethes zartes Auge legte. Seine drei eingeflochtenen Strophen sind nichts anderes als eine breitschlagende Überarbeitung der Urform — unechtes Blattgold an Stelle des echten. Jedes Bild Goethes, die schlafende — oder wie Lenz sie ganz falsch auch wieder bezeichnet die „schlummernde" — Schöne, die Muse (die sogar in der Mehrzahl erscheint) wird ausgesponnen bis zur Langenweile, der reizende Humor

der feinen Morgenklage verfälscht durch plumpe Erweiterungen, der knappen Schlußpointe dadurch die Spitze abgebrochen. Wie geschmack- und stillos schrillen die Lenzschen Mißtöne vom blinden und heißen, errötenden und erblassenden Liebhaber oder der träumenden Geliebten in Goethes Akkorde! „Von den Zähen zum Kopf von Eis" – wie verdirbt diese groteske Komik, dieses scheltende Gepolter die sanfte Melodie und den so gefühlvoll abgewogenen Rhythmus des Ständchens! Wie Goethe schon im Straßburger Trinklied die Strophenzahl mit sicherem Takt bemißt, so empfindet er sehr genau, daß eine Morgenhuldigung vor der Liebsten Kammer kein Bänkelsang sei und daß drei Strophen – und nicht das Doppelte – das Maß des Erlaubten erreichen. Trotz aller mühevollen, hochnotpeinlichen Versuche, die Einschiebsel für Goethe zu „retten", muß sie ein unbefangenes, unverbildetes Stilgefühl als Fremdkörper beseitigen. Besonders Edward Schröder, dem wir so manche Erleuchtung des über dem „Sesenheimer Liederbuch" schwebenden Dunkels, vor allem die Entlarvung des Betrügers P. Th. Falck verdanken, hat, auch neuerdings, mit einem großen Aufwand philologischer Behelfe an Goethes Autorschaft festgehalten und zumal die schweigende „Philomele", die der flötenden „Nachtigall" so bedenklich widerspricht, als anakreontisches Erbe des Dichters eingefangen; aber mag der Sänger auch J. V. Görners Melodie zu Hagedorns Gedicht „Der Morgen", wie Max Friedländer nachwies, seinem Ständchen untergelegt haben, ein Anakreontiker war er, seit er seine schönste Muse gefunden, nicht mehr. Die Nachahmung der Liebeslyrik überließ er andern, z. B. dem Liebes- und Lebensfälscher Lenz. Dieser unheimliche Gast war – wie wir noch hören werden – in Friederikens Heiligtum gedrungen und über ihre Reliquien gekommen. Wie er das herrliche Mailied des großen Freundes umschrieb, so hat er dessen entzückendes Ständchen überarbeitet und entstellt. Der blinde „Zufall", der über die in Sophie Brions befindlichen Reste entschied, hatte uns nicht die Originale der beiden Gedichte, wohl aber die Paraphrase des einen und die Verballhornung des andern aus Lenzens Feder, doch kaum in seiner Handschrift, behütet. Friederike mag sich die Kuriosa des sonderbaren Schwärmers abgeschrieben haben, um ihrem größten Schatz, den Gedichten von Goethes Hand, nicht Lenzens Urschrift zuzugesellen und ihn dadurch zu entweihen. Es gehört zur Ironie ihres Schicksals, daß bis auf den heutigen Tag darüber gestritten wird, wer von beiden der Verfasser der an sie gerichteten Liebesgedichte ist.

Dieses Geschick beginnt sich allmählich zu erfüllen. Die herrlichen Maitage im idyllischen Dorf und Häuschen, da die Lerche sang und die Nachti-

gall schlug, konnten nicht „ewig" währen, die Bombe der Jugendliebe nicht lange auf ihrem höchsten Punkte verweilen. Sie muß sich naturgemäß — wenn das Bild des Dichters zutrifft! — abwärts neigen, vom Himmel der Seligkeiten zur Erde, in das Bereich der Alltäglichkeit. Der Straßburger Student ist wieder in der lärmenden, zerstreuenden Stadt; aber die Liebenden, die im Paradiese ihres Glückes geschwelgt haben, wollen nicht daraus vertrieben werden, können und wollen es nicht verkürzen und entbehren. Und bis zu Pfingsten sind es noch lange und bange drei Wochen! Und die Pfingstferien sind kurz! Das ungeduldige Paar verabredet einen — Stadtbesuch bei den Verwandten, und so eilen die beiden Mädchen, ohne die durch die Landwirtschaft voll beschäftigte Mutter, nach Straßburg; denn nur diese Zeit bleibt für die verhängnisvolle Fahrt der Landkinder übrig, wenn wir sie unter die vom Dichter hervorgehobenen Ereignisse einreihen wollen, da der bisherige Verlauf der Sesenheimer Geschichte, wie die Zeugnisse der Gedichte und Tradition beweisen, keinen andern Raum und keine geeignete Veranlassung dazu bieten. Die unbeweglichen Tanten wollen die Verlobten bei sich sehen, und so nimmt die Schicksalsbombe ihren Lauf, in die Welt des allzu Irdischen, in die Sphäre des Trivialen. Die fremde Umgebung entzieht Friederiken ihrem Element, worin allein sie atmen und gedeihen kann, der lieblichen Nixe fehlt es, wie auch ihrer Schwester, die sich wie der Fisch auf dem Strande fühlt, der duftigen Blume wird in der Stadtluft der Schmelz genommen, die Poesie des Idylls ist zerstört durch die banale Prosa der Wirklichkeit. Friederike, „der allerliebste Stern des ländlichen Himmels", ist gleich der Ottilie der „Wahlverwandtschaften" — deren zuletzt verklärte Gestalt, nach Goethes Versicherung, auf die Elsässer Heilige zurückzuführen ist — „aus ihrer Bahn geschritten" und „sie soll", nach der Bestimmung des Schicksals, „nicht wieder hinein"; denn der, der darüber gebietet, hat eine Enttäuschung und eine Entzauberung seiner Liebe erlitten, die unheilbar ist. Das „jugendlich selige Wahnleben des Jünglings" an Friederikens Seite, wie es in der Erinnerung des greisen Dichters sich spiegelte, ist zu Ende. Er ist daraus erwacht und fühlt, als er sich das Bild der wieder in ihr Dorf Zurückgekehrten vergegenwärtigt, daß er „nach Schatten greift." So schreibt er, kurz vor dem Aufbruch nach Sesenheim, zwei Tage vor Pfingsten, an seinen alten Vertrauten und Berater Salzmann. Die Mädchen können nicht lange vorher die Stadt ihres Mißvergnügens verlassen haben.

Fünf inhaltsschwere Briefe des jungen Goethe an den Straßburger Aktuar treten jetzt in den Vordergrund unseres Gesichtsfeldes und In-

teresses. Wie kein anderes Selbstzeugnis des Studenten lassen sie uns einen Blick in seine wogende, stürmische Seele werfen und zeigen, wie kein anderes sonst, den klaffenden Widerspruch zwischen der Dichtung seiner Autobiographie und der Wahrheit der Geschichte. Dort erscheint ein Monate dauerndes Idyll im Lichte ungetrübter Sommertage, hier aber eine Tragödie und Szenerie, an deren Horizont es wettert und blitzt und in deren Dunstkreis wir schon die verderbenbringende, ihr Ziel zerschmetternde Bombe niedersausen sehen. Die Briefe sind, mit Ausnahme des ersten, der am Freitagabend vor Pfingsten in fliegender Hast hingewühlt ist, alle in Sesenheim geschrieben, wo der Erregte und Kranke mindestens vier Wochen zubringt. Wir geben sie im Zusammenhang, nach der einwandfreien Datierung von Adolf Metz und Max Morris, auch nach dessen letzter Textrevision, und lassen sie zunächst für sich selber sprechen.

An Johann Daniel Salzmann.

[Straßburg, 17. Mai 1771?]

Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückgen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen, dass ich sie liebe, und dieses doppelt; sie wissen wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt biss ich Sie wieder sehe. In meiner Seele ists nicht ganz heiter; ich binn zu sehr wachend, als dass ich nicht fühlen sollte, dass ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt, und dann Adieu!

An Salzmann.

[Sesenheim, 29. Mai 1771.]

Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie solang nicht sehen werde, denck ich es ist gut wenn du schreibst wie dir's geht. Nun gehts freylich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine fährt fort traurig kranck zu seyn, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herumgeht. Doch ists immer Land. Ach wenn alles wäre wie's seyn sollte so wären Sie auch da. Schreiben Sie mir doch auf den Freytag. Und wenn Sie mir wollten

eine Schachtel mit 2 Pfunden gutem Zuckerbeckerwesen |: Sie verstehen besser als ich was Maidle gern essen :| packen lassen und mit schicken so würden, Sie zu süsseren Mäulern Anlass geben als wir seit einiger Zeit Gesichter zu sehen gewohnt sind. Schicken Sie s nur mit meiner Adresse unter die Gewerbslaub dem Säckler Schöll Freytags frühe, der wirds besorgen.

Getanzt hab ich und die Ältste, Pfingstmontags, von zwey Uhr Nachtisch biss 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, ausser einigen Intermezzos von Essen und Trincken. Der Herr Amt Schulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt da giengs wie Wetter. Ich vergass des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser.

Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versuncken.

Und doch wenn ich sagen könnte: ich binn glücklich, so wäre das besser als das alles.

Wer darf sagen ich binn der unglückseeligste sagt Edgar. Das ist auch ein Trost lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstösse veränderlich sind.

Adieu. Lieben Sie mich. Sie sollen bald wieder von mir hören

Goethe.

An Salzmann.

[Sesenheim, 5. Juni 1771.]
Mittewoch Nachts.

Ein paar Worte ist doch immer mehr als nichts. Hier sitz ich zwischen Thür und Angel. Mein Husten fährt fort ich binn zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athemhohlen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freye Lufft hilfft wenigstens was zu helffen ist, nicht gerechnet —

Die Welt ist so schön! so schön!

Wer's geniessen könnte! Ich binn manchmal ärgerlich darüber und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseeligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethik nicht fasst und keiner gut vorträgt. Adieu Adieu. Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings dancken und Ihnen sagen dass ich Sie liebe.

Goethe.

An Salzmann.

[Sesenheim, 12. Juni 1771]

Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen wenn's vorbey ist als iezt. Es regnet draussen und drinne, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetter Hähngen drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite.

Es ist schweer gut Perioden, und Punckte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punckturn, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen Natur annehme.

Doch lern ich schön griechisch denn dass Sie es wissen, ich habe in der Zeit dass ich hier binn meine griechische Weisheit so vermehrt dass ich fast den Homer ohne Übersetzung lese.

Und dann binn ich 4 Wochen älter, Sie wissen dass das viel bey mir gesagt ist, nicht weil ich v i e l sondern v i e l e s thue.

Behüt mir Gott meine lieben Eltern
Behüt mir Gott meine liebe Schwester
Behüt mir Gott meinen lieben Herrn Aktuarius
Und alle fromme Herzen

Amen.

An Salzmann.

[Sesenheim, 19. Juni 1771?]

Nun wär es wohl bald Zeit dass ich käme, ich will auch, und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbaar, und meine Gesundheit schwanckt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseeligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten nach denen du dich sehntest? — Sie sinds, sie sind s! Ich fühl es lieber Freund, und fühle dass mann um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksaal zu ieder Glückseeligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der

Welt nicht missmutig zu werden. Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu sehen, ein Mayfrost verderbte die Freude mit der Blüte, und ich musste ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen eh ich eine Kirsche versucht hatte, ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Meelthau; und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbaumle, troß allen Unglücksfällen giebts noch so viel Obst dass man satt wird. ich weiss noch eine schöne Geschichte von einem Rosenheckgen die meinem seeligen Großvater passirt ist, und die wohl etwas erbaulicher als die Kirschbaumshistorie, die ich nicht anfangen mag, weil es schon spät ist.

Machen Sie sich auf ein abentheuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte gefasst.

Leben Sie wohl und wenn Sie mich bald wieder sehen wollen so schicken Sie mir einen Wechsel mich auszulösen, denn ich habe mich hier fest gefressen.

Im Ernste seyn Sie so gut und geben Sie der Überbringerinn eine Louisdor mit, ich hatte mich auf so lange Zeit nicht gefasst gemacht. Sie schreiben mir doch, da sind Sie so gut und stecken sie in den Brief und binden es der Trägerin wohl ein. Adieu lieber Mann verzeihen Sie mir alles.

Ihr

Goethe.

Genau gelesen, bedürfen diese Briefe eigentlich keines Kommentars; aber — nebst andern Schnüfflern — hat der Sprachreiniger und Friederikenbesudler Eduard Engel in seiner weitverbreiteten Goethebiographie so abscheuliche und schändliche Dinge aus ihnen herausgelesen, daß wir sie aus des Dichters heiligem Original in sein geliebtes Deutsch übertragen müssen, um sie allgemein verständlich zu machen. Wir gewinnen, wenn wir ihre Grundzüge vereinigen, von Goethes Verfassung und Verhalten folgendes Bild. Nach seinem ersten Briefe war der junge Bräutigam schon als er Straßburg verließ in einem chaotischen Zustand und Widerstreit der Gefühle. Sein Kopf ist zerwühlt, teils von den Folgen einer durchschwärmten Nacht, teils von allerlei Entwürfen, gewiß auch dichterischer Art; dabei quält und beschäftigt ihn sein Verhältnis zu Friederiken, deren Schattenriß er zuvor auf dem blauen Papier festhalten wollte, worauf er seinem Beichtiger jetzt schreibt. Noch gesteht er seine Liebe zu

dem Mädchen, aber ihre Erscheinung ist ihm in der Tat zum Schatten geworden. Seine Selbstbesinnung ist aus dem Traum eines künftigen, dauernden Glückes an ihrer Seite erwacht. In dieser zerrissenen Stimmung, die durch einen hartnäckigen Husten vermehrt wird, reitet er in der Samstagsfrühe nach Sesenheim, wo er auch seine, offenbar an ihrer schwachen Brust leidende, Braut krank antrifft. Welch getrübte Pfingstfreude und, bei Friederikens gefürchtetem Übel, welch düsterer Ausblick in die Zukunft! „Das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn.“ Dazu tritt die Reue des Bräutigams, der sich anklagt, sich und das Mädchen in diese schiefe Lage, in diese übereilte Gebundenheit gebracht zu haben. Sein Gewissen ist nicht rein (dies der einfache Sinn des von Goethe gebrauchten Virgilschen Wortes Conscia mens recti, das für Leute à la Engel so verdächtig klingt!); er trägt diesen mahnenden Kompaß in seinem Schiffbruch mit sich herum, der ihm zwar Landung und den Weg zum Rechten zeigt, aber abgelenkt wird durch die verfinsterte Umgebung, die mißmutigen Gesichter, die die Ernüchterung des veränderten Gastes ebenso bemerkt, wie die traurig-kranke Braut sie tiefschmerzlich empfindet. Was helfen da die Aufmerksamkeiten des Liebhabers? Das Straßburger Konfekt versüßt nicht die bitteren Stunden der Armen. Auch diese in unwirschem Ton geäußerte Harmlosigkeit Goethes hat man falsch gedeutet, indem Kuno Fischer in einem effektvoll zugespitzten, den Dichter jedoch zum Zyniker stempelnden Witze meint: „Um den Liebesgram, den er verschuldet hatte, zu heilen, konnte Goethe bisweilen nach einer erstaunlich naiven Methode verfahren. Für die trostlose Friederike in Sesenheim ließ er Bonbons von Straßburg kommen und der Frau von Stein widerriet er den Kaffee.“ Nein, er wollte und konnte weder heilen noch trösten, wie er seinen eigenen Schmerz zu betäuben, sein ganzes Ich zu vergessen suchte im rasenden, zehnstündigen Tanz am Pfingstmontag im nahen Reschwog mit der leidenschaftlichen Schwester, der nur sein Fieber, aber nicht seine Gewissensnot zu dämpfen vermag. Hat er sich nicht mit dem schwachen Trost des unglückseligen Edgar trösten müssen, sich nicht selbst durch seinen offenen Vergleich mit der von Gewitter und Wind umhergeworfenen Wetterfahne des Wankelmuts geziehen?

Weit länger, als er vorhatte und die kurzen Ferien auch erlaubten, bleibt er in Sesenheim. „Unserm Herrn Gott zu Ehren,“ d. h. um des Treuschwures willen, den er vor Gott und lieben Menschen getan; denn trotz der schönen Welt, die ihn umgibt, zieht es ihn fort. Zwar in die Stadt mag er seines Hustens wegen nicht zurück; aber bleiben will er auch nicht, er sitzt zwischen Tür und Angel. Er nimmt Mädchennatur an, wird schwach

und unschlüssig wie die Weiber. Wir glauben seinen Weislingen zu hören, der zwischen Treue und Untreue, zwischen Pflicht und Leidenschaft schwankt, wenn er im letzten Brief vom 19. Juni schreibt: „Nun wäre es wohl bald Zeit daß ich käme, ich will auch, und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum." Seinem trüben Innern antworten der Regen und die Westwinde, die das Reblaub an den Fenstern schütteln, vor denen er im Mai sein idyllisches Ständchen sang; die Musik zur düstern Melodie seiner unruhigen, schweifenden Seele, seiner animula vagula, wie er sie mit dem sterbenden Hadrian benennt, (und wie er das lateinische Zitat in einem Brief an Knebel vom 14. April 1813 auf Wielands soeben geschiedene „artige Seele" nochmals anwendet), gibt jetzt der knarrende Wetterhahn auf dem nahen Kirchturm mit seinem „Dreh dich, dreh dich", während es in früheren Märchentagen, bei kindlichen Spielen „bück dich, streck dich!" lautete. Wenn er die Welt, die ihn umgibt, bei Lichte, mit dem „Auge", betrachtet, die angenehmste Gegend, die liebevollen Menschen, den ganzen Umkreis von Glückseligkeiten, wie er in Wertherischen Tönen schwelgt, so sind es noch die alten, ersehnten Feengärten; aber „der Zustand seines Herzens ist sonderbar": Die Erfüllung seiner Wünsche hat ihn nicht glücklicher gemacht; das Schicksal, das ihm alle diese Seligkeiten zuwog, hat ihm auch die unvermeidliche „Zugabe" mit in die Wage gelegt. Diese scheinbar so mysteriöse, für gewisse Kommentatoren so bedenkliche Dreingabe hat dem Dichter, dem es, wie er dem Bericht seiner Sesenheimer Märchenerzählung hinzufügt, zeitlebens ein Bedürfnis war, sich figürlich und gleichnisweise auszudrücken, späterhin wiederholt als Bild und Tropus vorgeschwebt. In „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" (3. Buch, 14. Kapitel) heißt es: „Wie hundermal ist es bemerkt worden, daß der schönste Wunsch des Menschen, wenn er sich ihm endlich in seinem ganzen Umfange erfüllt, doch meist durch eine irdische Zugabe verdorben und der angenehmste Genuß dadurch oft zur Marter wird." In „Stella" sagt die Heldin von Fernando: „Und wenn's Stolz wäre, das Mädgen so allein, ohne Zugabe zu haben." Der Christus des „Ewigen Juden" kennt am besten diese Zugaben, wenn er „fühlt, wie das reinste Glück der Welt / Schon eine Ahndung von Weh enthält". Es sind, wie Goethe an die Karschin (W. A. 4. Abth. Bd. 3 S. 101) schreibt, „die Zulagen, die das Schicksal an seine Gaben anzuhäckeln pflegt." Und — um ängstliche Leute wie Eduard Engel vollends zu beruhigen — der Straßburger Goethe kannte auch lustige „Zugaben" des Schicksals, da eines seiner im Elsaß gesammelten Volkslieder diesen Titel trägt, der eine dem Menschen von der Natur verliehene humoristische Be-

gleiterscheinung bedeutet. Schließlich die Hauptsache: Der Dichter selbst hat in seinem Brief an Salzmann sein Bild durch andere Bilder verstärkt und erklärt, wenn er die Enttäuschungen des Schwärmers durch das Alltagsleben, die Ernüchterungen des Träumers durch die Wirklichkeit in die Tropen der Fröste, des Meltaus, der Raupen kleidet, die über die Maienblüte und ersten Früchte kommen. Fiel nicht auch ihm im jüngsten Mai ein Reif auf die Blume seiner idealen Liebe und zerstörte er nicht ihren Duft und Glanz? „Und doch," so reißt ihn sein unzerstörlicher Jugendmut über das Grab seiner Hoffnungen ins Leben und in die Zukunft fort, „wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbaumle." An ihrem Obst wird er sich trotz aller Unglücksfälle sättigen, wie er sich auch wieder an „Rosenheckgen" erfreuen und weiden wird, von denen er eine „schöne, erbaulichere" Geschichte dem Freunde vorenthält. Der gescheiterte Schiffer wagt sich wieder aufs Meer. Mit diesem zukunftsträchtigen Klang, zugleich mit der Bitte an seinen Seelsorger: „Verzeihen Sie mir Alles!" endet das letzte geschichtliche Zeugnis, das wir aus dem Munde des Verlobten Friederike Brions besitzen.

Die fünf Briefe an Salzmann eröffnen uns aber, wenn wir schärfer zusehen, auch einen Einblick in das geistige Leben des Studenten, das er trotz des Konfliktes, der sein Herz „ängstigte", in seinem rastlosen Tätigkeits- und Wissensdrang weiterführte. Auf dem Hintergrund dieser Bekenntnisse, die um sein verschwindendes Liebesglück schwingen, malt sich die Perspektive einer grenzenlosen Beschäftigung, von der ihn kein innerer Zwiespalt, keine Zerstreuung ländlicher „Glückseeligkeiten" abzuziehen vermag. Schon die lateinischen Zitate aus Virgil und Spartianus, der Hadrians Gedicht über die entfliehende Seele überliefert hat, zeigt uns an, in welchen Gefilden sein Geist sich ergeht, deutlicher noch sein Geständnis, daß er „schön griechisch lerne und fast den Homer ohne Übersetzung lese"; daneben hält ihn, wie die Erinnerung an den Edgar des König Lear beweist, der vergötterte Shakesspeare in Atem. Die Welt- und Völkergabe dieser Dichtungen sättigt ihn nicht, und er nascht an der Speise, die er sich aus den Gärten der bildenden Künste holt und die er sich in der Betrachtung eines andern Abgottes, des erhabenen Münsterschöpfers Erwin zubereitet. Am Ende seines Sesenheimer Aufenthalts, nach dem Schiffbruch seines Glücks und doch schon wieder das Ruder in der Hand und den Blick in die Ferne gerichtet, schreibt er an seinem Aufsatz von deutscher Baukunst im Buchenhain der ihm so teueren Menschen und bringt den Manen des „trefflichen Mannes", „ehe er sein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wagt, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst

entgegen,“ seine sinnige Huldigung, indem er seinen Namen in einen der Bäume einschneidet und das mit Blumen, Blüten, Blättern und Schwämmen gefüllte Taschentuch, an das aus den Wolken herabgelassene Tuch des Apostels erinnernd, dabei aufhängt, alles Gaben, die er „auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu seinem Zeitvertreib botanisierend eingesammelt“ und die er nun seinem Heiligen zu Ehren „der Verwesung weiht“. Wie anders malt sich doch dieses Bild des jungen Naturforschers in unserm Kopfe als das des Verliebten in Goethes Idyll, wo er, immer an Friederikens Seite, die Gegend durchwandert und in Fischerhütten oder bei fernen Verwandten weilt! Und ganz gewiß hat der Wissenshungrige auf diesen Streifereien nicht nur Pflanzen gesammelt, sondern auch, wie er im nächsten September schrieb, auch Lieder, die er aus dem Volksmunde aufhaschte; denn die ernste „Zulage“ seines Sesenheimer Briefes gemahnt doch nachdrücklich an ihr launiges Gegenstück, an die „Zugabe“ des aus dem Elsaß heimgebrachten Volksliedes, an den heitern alter ego des Menschen, das „bucklich Männel“, das ihm Gott für alle Lebenslagen erschaffen hat.

Alle diese Bestrebungen hat sein großer Erwecker Herder in ihm angeregt. Die frischen Spuren dieses Einflusses auf den Straßburger Studenten, worüber sonst nur „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, zeigt das Dokument eines Briefes, den Goethe unmittelbar vor seinem Sesenheimer Besuche, etwa Mitte Mai 1771, an den Bückeburger Mentor geschrieben haben muß (siehe Morris D. j. G. Band II S. 20/21). Er vergleicht sich darin, dem Gestrengen gegenüber, einem unfleißigen Knaben, der seine Lektion erst lernt, anstatt sie aufzusagen und schickt ihm einen für ihn gekauften Shakesspeare sowie einen Brief von Jung-Stilling mit, dessen Streit mit dem Göttinger Mathematiker Kästner er besonders drastisch mit einem Gleichnis aus Weißens „Romeo und Julia“ beleuchtet, eines Stückes, das am 9. Mai auf dem Straßburger Theater aufgeführt worden war. Er findet Jungs Züchtigung durch dessen Gegner so schlimm, daß Weißens Bilder „von Mehlthau, Mayfrost, Nord und Würmer“ jene über den Armen verhängte Landplage nicht ausdrücken könnten. Hier haben wir also die Quelle für die ominösen Gleichnisse, die in dem letzten Sesenheimer Briefe nachzittern. Aber dieser Brief verrät uns noch mehr, und wieder führt eine Spur, die wir darin zu entdecken glauben, in die Höhle des kranken Löwen Herder zurück. Er hatte den Schüler angetrieben, die Überlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen, wie er selbst ja die überlieferten Lieder und Stimmen aller Völker leidenschaftlich sammelte und verarbeitete und seinem genialen Zögling diese ewig spru-

delnden Quellen erschloß. Darunter war ein Liedchen, das dem jungen Dichter gerade während seines Sesenheimer Junibesuches im Ohr klingen mußte und sein Herz gefangen nahm, weil seine Fabel ihn an seine eigene Herzensgeschichte erinnerte. Es entsprach in jenen wehmütigen Tagen, da die Rosen um ihn blühten, indes die schönste erblich und krankte, die er dereinst als „eine Rose jung" besungen, seinem Innern und seiner Lage und entlockte seiner Phantasie eine Umbildung von eigenster Prägung und tiefst erlebtem Gehalt — das letzte seiner Sesenheimer Lieder. Er spricht in mysteriöser Weise von der schönen Geschichte eines Rosenheckchens, „die seinem seligen Großvater", dem Blumenzüchter Textor, „passiert" sein soll. Der Ton erscheint so ironisch, daß wir an dieser Herkunft der „erbaulichen" Historie zweifeln und hier eine Andeutung wittern, die mit seiner eigenen Herzensgeschichte in engstem Zusammenhang steht. Wir sind der Meinung, daß der übermütige Bruder Studio den guten Herrn Aktuarius mystifizerte, daß das erbaulche Histörchen nicht dem Frankfurter Großvater passiert war, sondern aus den Gefilden geistiger Ahnen, insbesondere Herders, stammte und daß der lose Briefschreiber von „Rosenheckchen" redete, während er an „Heckenröschen" dachte. Kurz, wir sprechen von seiner bezaubernden Umdichtung des „Heidenröslein", die er an jenem Sesenheimer Abend seinem Freunde verheimlichte, „weil es schon spät" war. Vielleicht erschien ihm aber diese süße Beichte selbst für das Ohr seines braven und getreuen Beichtvaters zu zart und intim. Der Sang seiner Frühlingslieder war verstummt und verschollen, seine Liebe neigte sich ihrem Sommer und Abschied zu, ihr Verblühen heischte ein elegischeres Sinnbild, als die Ritter- und Märchengeschichten, die Lenz- und Mailieder dereinst geboten hatten. Die Blume seiner Liebe, die darin so frisch und herrlich strahlte, welkte hin und starb, weil sie vom wilden Knaben, der in die Welt stürmte, gebrochen ward.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
  Röslein, Röslein, Röslein roth,
  Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!

Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
  Röslein, Röslein, Röslein roth,
  Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußte es eben leiden.
  Röslein, Röslein, Röslein roth,
  Röslein auf der Heiden.

Die Stoffgeschichte des „Heidenröslein", die Max Morris (D. j. G. Band VI S. 166 ff) unter scharfsinnigen Schlußfolgerungen in Kürze mitteilt, ist verwickelt. Schon im Jahre 1602 erschien in Paul von der Aelsts Liedersammlung ein neunstrophiges Gedicht, worin der Refrain „Rößlein auff der Heyden" jeweils, aber nicht regelmäßig im zweiten und achten Verse wiederkehrt. Im Volkston gesungen, führt es die Werbung des „jungen, züchtigen, fein bescheidenen Knaben", dem sein „rosenrotes, gerechtes, in Ehren hochgeborenes" Mägdlein „auf den Fuß getreten hat", nicht symbolisch im Bild der Blume durch, sondern in umständlich erzählender Abwandlung der Folgen, die das spröde oder willige — aber stets sehr züchtige — Verhalten der Liebsten nach sich ziehen wird. Unter den raisonierenden Betrachtungen des Dichters begegnen schon echt volksliedmäßig erfühlte Ergüsse, an die ein Nachbildner, auch im Wortlaute, anknüpfen, Wendungen, die er, freilich in ganz anderm Sinn, benutzen konnte, — wie etwa: „und geschah mir doch nicht leyde", „gedenck an mich, wie ich an dich" oder „so steht mein Hertz in freuden". Eine Strophe ist in einer Nürnberger Liedersammlung von 1586 bereits zu finden. Erst in Caroline Flachslands im Juni 1771 angelegtem „silbernen Buch" taucht der Stoff wieder auf, in Gestalt eines „Kinderliedes" Herders, „Die Blüthe" betitelt, auf das seine Braut Ende Mai 1772 zu reden kommt. Aus dem „Rößlein auff der Heyden" ist ein „Knöspgen auf dem Baume" geworden, das jedoch in dieser Form nur einmal, nicht refrainartig begegnet. Das durchaus lehrhafte und moralisierende, keineswegs kindliche Machwerk enthält in jeder der vier Strophen Wiederholungen des Goetheschen Liedes, die es aber bald im Wortlaut, bald im Sinne verunstaltet. In Herders Blättern „Von deutscher Art und Kunst" v. J. 1773 ist sodann, neben zwei Liedern aus der Aelstschen Sammlung ein

„Fabelliedchen" veröffentlicht, zu dem von dem Herausgeber bemerkt wird, es sei ein „älteres deutsches" Kinderlied, ohne transzendente Weisheit und Moral und aus dem Gedächtnis suppliert; ein späterer Abdruck in Herders „Volksliedern" enthält den Zusatz: „Aus der mündlichen Sage." Das Fabelliedchen schließt sich ganz enge an den Wortlaut und Strophenbau des Goetheschen „Heidenröslein" an, führt gleich ihm den Kehrreim durch, ändert jedoch Einzelheiten sehr unglücklich und vor allem den Schluß, der in die abscheuliche, keineswegs kindliche, aber dafür um so transzendenzlosere, sinnliche „Moral" ausklingt: „Aber er vergaß darnach / Beim Genuß das Leiden!" Wie verhalten sich nun die beiden Herderschen Lieder der Entstehung nach zu Goethes „Heidenröslein"? Das ist die kritische Frage.

Morris erklärt die „Blüthe" als eine Umformung des „Fabelliedchen" und nimmt Herders Randbemerkungen wortwörtlich als Wahrheiten. Wir halten sie für fingiert und die „Blüthe", wie schon aus Carolinens Erwähnung hervorgeht, für das ältere Gedicht. Unseres Erachtens hat Herder sein „Fabelliedchen" weder „aus dem Gedächtnis suppliert" noch beruht es auf einer „mündlichen Sage", unter der Morris eine mündliche „oder auch schriftliche"(!) Mitteilung Goethes versteht, worauf sich seine Umbildung stützt und auf die vielleicht sogar Herders aus der Erinnerung ergänzte, einzig glückliche Verszeile „Und stand in süßen Freuden" zurückzuführen sei, die also eine Goethesche Urform bewahre (während sie ohne Zweifel Aelstschen Ursprungs ist und ebensogut eine Umgestaltung Herders bedeuten kann). Im Gegensatz zu Morris gewinnen wir von Herders Verhalten ein zwar sehr häßliches, aber seinem Charakter und sonstigem Betragen gegenüber Goethe durchaus entsprechendes Bild. Zweifellos haben beide Dichter in Straßburg über das „ältere deutsche Lied" miteinander gesprochen, da ja derartige Themata Herders Lieblingsgegenstände waren und bei seinem Schüler auf den empfänglichsten Boden trafen. An eine Umgestaltung des Aelstschen Liedes hat damals keiner von ihnen gedacht. Goethe konnte das in seinem Abschied von Sesenheim wurzelnde „Heidenröslein" Herdern nur schriftlich mitgeteilt haben, und dies geschah vermutlich im Oktober 1771, etwa drei Monate nach seiner Rückkehr ins Elternhaus. Im September (Morris Band 2, S. 110) hatte er ihm als dem einzigen unter seinen „besten Gesellen" die Abschrift der im Elsaß gesammelten zwölf Volkslieder anvertraut und nun händigt er ihm auch seine Nachdichtung ein, deren Stoff er ja ihm verdankte und deren Veranlassung der in Straßburg von der Welt abgeschlossene Kranke gar nicht zu wissen brauchte. Das Echo auf Goethes kostbare Gabe glauben

wir in dem berühmten, in seiner Ursache bisher noch nicht gedeuteten „Niesewurz-Brief“ vom Oktober (Morris 2, 116) zu vernehmen, der in „Erschütterung des ganzen Ich“ dem Großinquisitor in „spanischer Tracht und Schminke“ seine Splitterrichterei, dem pfeilesendenden „Apollo“ seine Naktheit und die Blöße, die er sich gegeben, vorhält, dem als „höchsten Stern“ sich gebärdenden Tyrannen das bescheidene Selbstgefühl eines „freundlichen Mondes“, oder eines „Merkur“, der sich mit dem verehrten Meister um die Sonne der Wahrheit, nicht aber um den trügerischen Maleficus Saturn drehe. Offenbar hatte Herder sich einer inneren Lüge schuldig gemacht. In Goethes Leistung mußte er ein Meisterstück erkannt haben: Der Schüler war seiner Lehre entlaufen, der „Junge wuchs“ seinem Mentor „über den Kopf“, wie Caesar dem Sulla — „etwas Verfluchtes“, wie Goethe in seinen Straßburger Tagebüchern notiert. Herder, der von der Unübertrefflichkeit des Liedes überzeugt sein mußte, hatte daran genörgelt, während er wohl andern Vertrauten gegenüber, wie beim „Götz“ vor seiner Braut, die Güte des Werkes pries. Vielleicht hat er auch dem Gescholtenen als Musterbeispiel eines echten Volks- und Kinderliedes seine traurige „Blüthe“ mitgesandt und sich damit in seiner Naktheit vollends gezeigt. Wie er in Wahrheit über Goethes Gedicht dachte, beweist sein späteres „Fabelliedchen“, das er jenem anglich und, trotz Goethes früherer Entrüstung, in den Blättern von 1773 veröffentlichte, worin es Seite an Seite mit Goethes Hymnus auf Erwin erschien. Was lag dem Selbstsüchtigen viel an der Meinung und dem Pipsen des „Spechtes“, obwohl ihm dieser nicht nur in seinem Brief aus Straßburg vom Juni 1771 versichert, sondern auch inzwischen durch seinen herrlichen „Götz“ bewiesen hatte, daß er „kein gemeiner Vogel“ sei! Goethe aber schwieg, lächelte wohl auch über des listigen Dechanten sonderbares „Gedächtnis“ und vieldeutige Verschleierung „Aus mündlicher Sage“, die sich nur auf die Straßburger Besprechung des älteren deutschen Stoffes beziehen konnte, und verzieh dem Eiteln, Engherzigen, Kleinen in jener edeln Großmut und Selbstlosigkeit, die er ihm zeitlebens bewährte. Dann hat er es ebenso schweigend als sein rechtmäßiges, schwer errungenes Eigentum in die Schriften von 1789 aufgenommen, in deren Fassung wir es bringen. Die späteren Ausgaben zeigen nur an einer Stelle eine Veränderung dieses Textes, die aber durchaus keine Verbesserung ist; es heißt darin korrekter: „Half ihm doch kein Weh und Ach“, während das alte „Half ihr doch“ wie ein Aufleuchten der Wahrheit den Schleier der symbolischen Dichtung einen kurzen Augenblick durchbricht und

durch diese blitzartige Eröffnung eines Hintergrundes uns in erschütternder Weise in ein gebrochenes Menschenleben schauen läßt.

Zum erstenmal hat hier Goethe seine unvergleichliche Fähigkeit bewiesen, Kunst- und Volksdichtung zu vermählen. Das Lied vom „Heidenröslein" singt sich selbst und hat auch die Melodie gefunden, die es zu einem unschätzbaren Gemeingut aller deutschen Stände macht. Ob Friederike es wohl aus seinen „Schriften" kennenlernte? Für sie war dieses Trauerlied, das ihr eigenes Los bedeutete, ja nicht mehr gesungen wie jene fröhlichen, die sie selber einst sang und nun vergrub. Es bewahrt nicht wie die anderen einzelne Höhepunkte ihres Liebeslebens, sondern ihr Endschicksal auf. Unter den Blumen, mit denen Goethe, wie etwa Christiane, die Erwählten seines Herzens verglich, ist sie das „Heidenröslein", jung und morgenschön, das der wilde Knabe in der kurzen Blüte ihres Daseins bricht. Keine Verleumdung kann diese schmerzliche Symbolik entweihen und des Dichters Bild in anderem Sinne deuten, als in dem, der der Wahrheit entspricht: daß Goethes Treubruch auch ihr Herz gebrochen hat.

Er selbst kam wohl nach dem so trübselig verlaufenen Pfingstbesuch wenig mehr nach Sesenheim hinaus — er schreibt in seiner Biographie: „seltener" — denn ihn bedrängte auch der Abschluß seiner Studien, und bis zur Promotion blieb ihm nur noch ein kurzer Monat. Nur die Abschiedszene, da er ihr die Hand vom Pferde reichte, vermögen wir in seiner Darstellung noch einigermaßen glaubhaft zu finden, wenn sie auch nach dem Ritt am entscheidenden Frühjahrsabend gemodelt erscheint; denn die Arme wird ihm wohl kaum das Geleite gegeben haben. Wie aber lebte Friederikens Bild in ihm fort? Dachte der „wilde Knabe", den des gebrochenen Rösleins Dorn getroffen, „ewig" an sie und seine Tat? Die Wunde, die er in seinem Gemüte nach der Trennung von Friederike davontrug, wollte nicht vernarben. Unablässig wühlte der Schmerz um die Verlassene und die Reue über seine Schuld in ihm fort. Als der „Wanderer", wie er sich im nächsten Lustrum seiner Brausejahre — nach Goldsmiths „traveller" — gerne nennt, zwar nicht krank wie aus Leipzig, doch auch „geistig nicht völlig gesund" und „überspannt" aus Straßburg heimkehrt, entringt sich seiner traumbeladenen Brust ein banger Sehnsuchtsruf nach Friederiken, dem „Engel" versunkener Märchentage:

Ach wie sehn ich mich nach dir,
Kleiner Engel! nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um dich mit Geistern streite,

Und erwachend atme kaum.
Ach wie sehn ich mich nach dir,
Ach wie theuer bist du mir,
Selbst in einem schweren Traum.

Er schreibt im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit" über seine Gemütsverfassung: „Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig, und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte. Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja ihn nur zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich." In dieser gedrängten, schmerzgesättigten Beichte ist jedes Wort zu wägen. Erst jetzt, in Frankfurt, hat er den Mut gefunden, — schriftlichen — Abschied von Friederike, der er also noch Hoffnung gelassen hatte, zu nehmen; rückhaltlos gesteht er seinen Fehltritt, seine Schuld, seine Reue ob der tödlichen Verwundung der Reinen, die mehr als seine Geliebte, die sein geistiges Geschöpf war, das er zu seiner Höhe heraufgezogen, beglückt und bereichert hatte, wie Faust sein kindliches Gretchen durch seiner Rede Zauberfluß. Wie immer, muß sich auch jetzt der Sturm seines Innern in seiner Poesie entladen; nun erst geht, wie er in den Sesenheimer Tagen spielend klagte, der wahre Gram in seinem Herzen in sein Lied, in seine dramatische Dichtung über: „Zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein." Überall bricht die Erinnerung an die Verlassene wieder durch. So, als er von Wetzlar Abschied nimmt und sich von seiner jüngsten Liebe, von Lotten trennt und gesteht, daß er sich von

ihr zwar mit reinerem Gewissen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz entfernt und ein Verhältnis gelöst habe, das durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von seiner Seite geworden sei.

Diese Reminiszenzen des alten Goethe werden bestätigt durch Briefe des jungen, die er von Frankfurt aus an seinen Straßburger Mentor Salzmann schrieb. Im Oktober 1771 übersendet er ihm zwei Hefte französischer Kupferstiche mit der Bitte: „Schicken Sie es der guten Friedericke, mit oder ohne ein Zettelgen wie Sie wollen." Im November des gleichen Jahres verrät er dem Freunde seine Arbeit am „Götz", in der tiefsten Erregung genialer Empfängnis, in der höchsten Spannkraft seiner in sich gekehrten Seele, deren „Essorts in dem zerstreuten Strasburger Leben verlappten": „Es ist eine Leidenschafft, eine ganz unerwartete Leidenschafft, Sie wissen wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, dass ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das seyn, Sie wissens lang, und koste was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten." Gieriger als irgendsonst hat sich die verleumderische Schnüffelsucht auf diese Worte gestürzt, die die Glut des Schaffenden mit der des Liebenden vergleichen, der faustisch alle Himmelsfeuer dem Liebchen zum Zeitvertreibe in die Lüfte pufft. Bedeuten denn die befürchteten „Folgen" etwas anderes als die Fesseln, mit denen der Leidenschaftliche ein Menschenherz und Menschenschicksal an sich band und womit er sich selber belastete? Der, anders als der Genius, der ungehemmt von Werk zu Werken eilen darf — dem Vogel gleicht, der, wenn er den Faden bricht, noch des „Gefängnisses Schmach", ein Stückchen dieses Fadens nach sich schleppt? „Er ist der alte freigeborene Vogel nicht — Er hat schon Jemand angehört." Über dieser Schöpferherrlichkeit vergaß er aber seine Schuld und seine einstige Herrin nicht; denn als das Werk vollendet war, schrieb er im Herbst 1773 dem getreuen Aktuar: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sessenheim unter Auffschrift an Mfll. Brion, ohne Vornahmen. Die arme Friedericke wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Ungetreue vergiftet wird." Er wollte die „Folgen" seiner Tat, den Schmerz der Trostlosen, lindern durch seine Buße und Beichte, durch sein Werk, das auch in seiner Rückwirkung auf die Verlassene nur heilsame, keine unheilvolle Folgen haben sollte. Nur Unverstand und böser Wille kann dem reuig Verdüsterten die Gemeinheit zutrauen, in einem zynischen Vergleich seines Verhältnisses zur Dichtkunst mit einem anderen, nicht minder fruchtbaren „Verhältnis" zu witzeln!

Allmählich kommt Ruhe und Licht in seine schmerzverdunkelten Sesenheimer Erinnerungen. Wie er im Herbst 1775, noch die Liebe zu Lili im Herzen, in Heidelberg zur Zeit der Weinlese weilt, leben alle die elsässischen Gefühle in dem schönen Rhein- und Neckartale in ihm auf, und er findet in dem gastlichen Hause des kurpfälzischen Landschreibers Wrede am Karlsplatze eine Tochter, die „Friederiken ähnelt". Bei ihm, der, auch in seinem Liebesleben rastlos und unersättlich, sich von Herzen zu Herzen neigte und von der bestrickenden Lili zur Geist und Sinne entflammenden Frau von Stein sich wandte, ist es freilich nur das Ausruhen des Wanderers, der in heißer Sonnenglut den Schatten der Freundschaft sucht, bei Friederike die Stille der Entsagung, in der ihr Herz dem Unvergeßlichen verzeiht. „Guter Brief von Rickgen B." notiert das Tagebuch vom 13. März 1780. Es ist eine befriedete Quittung Goethes, die er uns aufbewahrte, für ein Ereignis, das die volle Aussöhnung Friederikens im vergangenen Jahre bewirkt hatte. Er hatte sie im September 1779 besucht. Der Reiter „in Hechtgrau mit etwas Gold" war nochmals zu seiner rheinischen Melusine gekommen, die, an den Ziehbrunnen des Pfarrhauses gebannt, ihre Tage in Einsamkeit vertrauerte. Auf seiner zweiten Schweizerreise, auf dem Wege nach Emmendingen zu dem Grabe seiner unglücklichen Schwester, durch die Pfalz über Rheinzabern und Selz dem trauten Dorfe zustrebend, schreibt er der geliebten Frau in Weimar in einem seiner Briefe, durch die es leuchtet und weht wie herbstliche Sonne und milder Rebenduft — er selbst fühlt sich in der weichen Himmelsluft des weingesegneten Landes „in der Seele reif und süß wie die Trauben" — über seine Fahrt: „den 25ten Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die andern (der Herzog und Wedel) ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beysammen, und wurde gar freundlich und Gut aufgenommen. Da ich iezt so rein und still bin wie die Luft so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die Zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr als andre an die ich viel Leidenschafft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Kranckheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschafft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt, und wir mit den Nasen aneinanderstiessen daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in ieder

Laube, und da mußt ich sizzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbaar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeygerufen und bezeugt daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbir mußte auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestifftet hatte, eine Kutsche die ich gemahlt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andencken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig man fand ich sey jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied d. andern Morgen bey Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgeföhnten in mir leben kan."

Welch schönes Bild inneren und äußeren Friedens! Wie edel und rein tritt daraus Friederikens Gestalt hervor, und wieviel stilles Heldentum verbirgt sich hinter ihrem zarten Benehmen! Wir hören des hohen Gastes Seufzer der Erleichterung, das Aufatmen seines beruhigten Gewissens: „Und so wars gut." Alles ist wieder zum Idyll geworden, nur jetzt nicht mehr von der Sommersonne glühender Liebeslust bestrahlt, sondern vom Herbstschein weihe- und wehmutsvoller Erinnerung vergoldet. Die Hütte der Alten ist durch den Besuch guter Geister und Götter zum Tempel der Eintracht geworden. Alle sind versöhnt mit ihrem Schicksal. Nichts fehlt, um Vergangenheit und Gegenwart zu überbrücken: Die Märchenlaube, der Vollmond, der nachbarliche Schulmeister Johann Ludwig Mochel, der Barbier, die alte Kutsche und die süßesten Zeugen verklungener Tage, der Immortellenkranz der Lieder. Aber selbst vor dem Heiligtum dieser durch Goethes wahrhaftige Bekenntnisse aufs neue geweihten Stätte hat die Niedertracht nicht Halt gemacht: er mußte sie einst befleckt haben — das Haus, das er wieder zu betreten wagt und mit seinen tiefsten Herzenstönen besingt und segnet. Wir vernehmen das Zischen der Nattern: „in einem Augenblick hat er sie verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete" . . . „was blieb ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig?" Adolf Metz hat in einem der allerstärksten Argumente seines Buches, das der Rettung und Reinigung des beschmutzten Friederikenbildes gilt, diesem Schlangengezüchte den Kopf zertreten. Er stellt den Ton der Ehrfurcht, der in Goethes Sesenheimer Berichte herrscht, dem gegenüber, der aus dem ihm auf dem Fuße folgenden über Lili v. Türckheim klingt, die er in Straßburg am nächsten Tage besucht: „d. 26. Sonntags traff ich wieder mit der Gesellschaft zusammen und gegen Mittag waren wir in Strasburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen

spielen, und ihre Mutter bey ihr. Auch da wurde ich mit Verwundrung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand daß die gute Creatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann aus allem was ich höre scheint brav, vernünftig, und beschäfftigt zu seyn, er ist wohl habend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang pp. alles was sie braucht." Zweimal ist der ehemalige Bräutigam bei ihr zu Tische, besucht mit dem Herzog den Münster und eine Oper und geht in schönem Mondschein weg. Er nennt sein Gefühl diesen Weltmenschen gegenüber „prosaisch", aber mit „durchgehendem reinen Wohlwollen gemischt." Metz findet seinen Blick belustigt von oben nach unten gerichtet, während er angesichts Friederikens andächtig von unten nach oben gerichtet sei. Wir ergänzen: Hier spricht er in der weichen Tonart wie Faust von dem „Engel", aus tiefem Mitleid mit der Dulderin, dort wie der in allen Ecken spionierende Mephisto aus Übermut gegenüber der glücklich unter die Haube Gebrachten in Dur von dem „schönen Grasaffen" und der „guten Creatur". So grundverschiedene Töne hatte der Zauberer und Proteus auf seiner Leier. Beide Male aber beseelt ihn „eine recht ätherische Wollust, da er diesen Weeg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschafft abgebetet habe". Wie „ein Baldachin am Feyertage" fühlt er auf dieser Wallfahrt zum Grab Corneliens und zu den Gräbern seiner Friederiken- und Lililiebe die herbstlichen Himmelswolken über sich schweben. Und wem beichtet er alle diese tiefsten Erlebnisse? Seiner neuen Geliebten, Frau von Stein!

Wir verfolgen Friederikens Bild in Goethes Dokumenten weiter. Der Versöhnungsritt nach Sesenheim scheint sich in dem des Lothario in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (7. Buch, 7. Kapitel) zu spiegeln, da er nach zehn Jahren einen Pachthof aufsucht, wo er eine verschollene Jugendgeliebte Margarethe vorzufinden hofft, wenn auch der Name nicht so ominös ist wie die Spürhunde uns bedeuten möchten, die mit „ihres Bellens lautem Schall" das Pferd des Sehnsüchtigen begleiten. Der Name Friederike taucht erst in dem Revolutionsdrama v. J. 1793 auf, worin ihn die tapfere Elsässerin führt, wie auch in dem Entwurf des „Mädchen von Oberkirch" die Tochter der Gräfin so heißt. Am 4. Oktober 1815 „sagt" Goethe — nach S. Boisserées Tagebüchern I, 288 — in Karlsruhe bei einer Abendgesellschaft in Gmelins Hause, wo Joh. Peter Hebel ein alemannisches Gedicht rezitiert hatte, „etwas auf ein Liebchen sich beziehendes Elsassisches auf". In seinem Aufsatz über Arnolds Lustspiel „Der Pfingstmontag" (1820), der durchhaucht ist von der alten Liebe und dem

warmen Interesse für Straßburg und das Elsaß, bittet er um Verzeihung wegen seiner „Vorliebe und Vorurteils und seiner vielleicht durch Erinnerung bestochenen Freude an diesem Kunstwerk". Und wie haben diese teueren Erinnerungen nachgezittert, als er dem Schreiber, der uns darüber berichtet, tränenden Auges und mit bebender Stimme das zehnte Buch von „Dichtung und Wahrheit" diktierte! Eine Epoche in der Geschichte dieser Rückblicke bildet das Jahr 1823. Im Jahre zuvor hatte der Bonner Professor der Philologie August Ferdinand Näke eine Wallfahrt nach Sesenheim unternommen — es war (nach einer Reise Ludwig Tiecks, die aber den Romantiker enttäuschte) die erste dieser Art, der, offenbar unter Näkes Einfluß, die seines Bonner Schülers Kruse nach Niederbronn zwölf Jahre später folgte — sich vieles dort erzählen, auch, von dem damaligen Pfarrer Schweppenhäuser, aufbinden lassen und sodann seine handschriftlichen Aufzeichnungen (die erst 1840 nach seinem Tode durch Varnhagen unter dem Titel „Wallfahrt nach Sesenheim" veröffentlicht wurden), Goethen durch Nees v. Esenbeck übersandt. Während des Januar 1823 beschäftigte das Manuskript den Dichter zu wiederholten Malen, bis er sich Anfangs Februar entschließt, dem Verfasser in „wunderlicher Symbolik", in dem oft so orakelhaften und geheimnisvollen Stil seines Alters und in einer Vorstellungsweise, die von seiner Farbenlehre herkommt, zu antworten. Er schreibt: „Um über die Nachrichten von Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein physischen, im Besondern aber aus der Entoptik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen" — unter diesem Titel ist die merkwürdige Antwort des greisen Dichters auch in seine Werke, W. A. Abt. 1 Band 42² S. 56/57, übergegangen — „die Rede sein.

1. Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2. Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3. Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4. Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüt mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken, und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5. Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen.

6. Die Sehnsucht wächst, und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Örtlichkeit wenigstens anzueignen.

7. Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat.

8. Hier entsteht nun, in der gewissermaßen verödeten Localität, die Möglichkeit, ein Wahrhaftes wieder herzustellen; aus Trümmern von Dasein und Überlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9. So kann sie nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens, sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln und demselben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig behalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinung gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und täglich wiederholt."

Der greise Dichter wollte sich also das Nachbild seiner Jugendgeliebten, wie er es der Welt überliefert hatte, nicht trüben, seine Poesie nicht wieder durch Hervorsuchen längst vergangener Tatsachen in Stoff verwandeln und erniedrigen lassen; „schöne und edle Gemüter" — man bemerke diesen an die Schnüffler gerichteten Appell! — sollten „sich an dieser Erscheinung, als ob sie wirklich wäre, entzücken." Er wollte aus dem Paradies seiner Erinnerungen, das er sich selbst in der Darstellung der Straßburger Epoche geschaffen, nicht vertrieben werden. Nochmals trat aber die Versuchung an ihn heran, als ihm im Januar 1826 der verdiente Straßburger Altertumsforscher Chr. M. Engelhardt — dessen Bemühungen die Elsässer Goethekunde inaugurieren — mit einem Briefe nahte, worin er ihm die Absicht zu erkennen gab, unter dem Titel „Goethes Jugenddenkmale zu Straßburg", die vor allem die Briefe Salzmanns an den Dichter enthielten, zu veröffentlichen. (S. „Der Aktuar Salzmann" von August Stöber, Mühlhausen 1855 S. 115ff, bzw. Anm. 1.) Nach reiflichem Überlegen antwortete Goethe in einem ablehnenden, ja „förmlich und ernstlich protestirenden", aber überaus liebenswürdigen Schreiben vom 3. Februar 1826 (s. A. W. Abt. 4 S. 284ff u. Lesarten S. 456f),

dankbar dafür, daß Engelhardt „einen heiligen Namen, der ihm in manchem Sinne lieb sei, aus der düsteren Zeit habe anmutig hervorklingen lassen". (Es ist der Friederikens.) Doch müsse die gute Wirkung seiner Schilderung des Straßburger Aufenthalts, die sinnige Leser immerfort mit besonderer Vorliebe beachtet hätten, „durch eingestreute unzusammenhängende Wirklichkeiten notwendig gestört werden". Darum bat er den Adressaten, ihm die in seinem Besitz befindlichen Schriften einzuhändigen, beruhigt, sie in dem Gewahrsam eines so sittlich gesinnten Mannes zu wissen. Als Gegengabe für diese Entäußerung schickt ihm Goethe einen ihm besonders werten, silbernen Trinkbecher, froh, etwas nach Straßburg stiften zu können, bei dessen Andenken ihm stets Herz und Sinn aufgehe, wie er sich auch so gern in jenes jugendliche Wohlleben versetzte.

Wenn sich in dieser Weise Friederikens Gestalt in Goethes Seele immer mehr verklärt hatte und auch schon frühe in den beiden Marien des „Götz" und „Clavigo", die nicht ohne Absicht diesen heiligen Namen tragen, ihren poetischen Niederschlag fanden, so spricht die schönste und lieblichste Frauenerscheinung der gesamten Dichtung Goethes noch rührender und erschütternder von der Sesenheimer Jugendgeliebten: Gretchen im „Faust". Adolf Metz hat neuerdings diese Parallele, besonders gegen Herman Grimms bekannte Auffassung (Vorlesungen über Goethe, Berlin 1894 S. 169) bestritten, der in der Verführung Gretchens eine symbolische, die Treulosigkeit Goethes bis in ihr letztes Extrem steigernde Darstellung des Loses Friederikens erblickt, eine phantastische Aufpeitschung seines Schuldgefühls, die ihn zur künstlerischen Formung der äußersten Konsequenzen eines Liebesverhältnisses trieb. Man braucht nicht mit H. Grimm „Gretchen auf Friederiken zurückzuführen" und diese gewissermaßen als „Modell" zu jenem zu betrachten, auch nicht der Ansicht zu sein, daß Goethe hier eine „geistige Verführung höchsten Grades" in eine wirkliche verwandelt habe; denn im Punkt der Verführung hört jegliche Vergleichung mit Friederiken auf und fängt die phantasievolle Ausgestaltung der Gretchenfigur an. Aber darin hat Grimm zweifellos recht, daß Fausts Geliebte „das reizend Schnippische und völlig Vertrauenselige" von der Goethes als vorleuchtende Eigenschaften geerbt hat. Ja, noch mehr als diese. Gretchens Erscheinung, die von dem Frankfurter Mädchen als Goethes „erster Liebe" neben anderen Erinnerungen (Kirchgang, Spinnrad) den Namen trägt — nur diese gänzlich Unbekannte konnte ihn für die furchtbaren Frauenschicksale der Gefallenen hergeben! — von Lotte die mütterlichen Züge erbt, ist von keiner der Geliebten Goethes mehr genährt als von der Sesenheimer, wie ja auch wieder in „Dichtung und Wahrheit" die wirkliche Gestalt mit der

im „Faust" erhöhten verschmolz. Und dieses Jugendbildnis begleitet den Dichter bis ins höchste Alter, bis an das Ende seiner Lebensdichtung. Wenn Faust, nachdem ihn Helena verlassen, auf dem Hochgebirge die Wolke, die ihn aus Griechenland auf die deutsche Erde zurückgetragen hat, teils als majestätischen Berg mit Helenas Bild, teils als zarten Nebelstreifen von dannen ziehen sieht, so kehrt mit diesem duftigeren Gebilde der leichten „Schäfchen" die Erinnerung an Gretchen zurück, und er versinkt beseligt in sich selbst und in vergangene Tage:

> Täuscht mich ein entzückend Bild
> Als jugenderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
> Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
> Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
> Den schnell empfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
> Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
> Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
> Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin,
> Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort!

Die herrliche Szene ist im Mai 1827 gedichtet worden. Was enthält sie anders als eine „wiederholte Spiegelung", die das Vergangene nicht nur festhält, sondern emporsteigert zu einem höheren Leben? „Aurorens Liebe", „Seelenschönheit" — wir vermeinen in dem Auge des alten Faustdichters Friederikens holdes und reines Bild aufglänzen zu sehen.

Und wie steht nun die Erscheinung der wirklichen Friederike Brion vor den Augen der Nachwelt, welches Charakterbild hat die geschichtliche Forschung aus der poetischen Umhüllung, womit sie der greise Goethe umschleierte, herausgeschält? Mit ganz auffallender Gründlichkeit ist man gerade diesem zartesten Gebilde unter den in der Galerie seiner Lebensbeschreibung befestigten Frauengemälde nachgegangen und hat das Urbild auf Herz und Nieren und leider! mehr noch auf seine Geschlechtlichkeit geprüft. Und wie immer, hat es auch hier „Forscher" gegeben und gibt es deren heute noch, die bei ihrer wühlenden Arbeit nicht eben die lautersten Motive beseelt haben. Wie es die Welt stets geliebt hat, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, so hat man sich auch nicht gescheut, an Friederikens Keuschheit und an die Reinheit ihres Verhältnisses zu Goethe zu tasten. Der gemeinste Klatsch und die boshafteste Verleumdung haben sich an diese himmlische Erscheinung gewagt und den „allerliebsten Stern", der dem Straßburger Studenten aufgegangen und den der alternde Dichter für ewige Zeiten an das Firmament deutscher Poesie geheftet, in den Schmutz der Erde niedergezogen. Immer

werden sich hier die Geister scheiden, die „schönen und edlen Gemüter und sinnigen Leser", die sich „an dem in die Welt ausstrahlenden Nachbild Friederikens entzücken", von den Unsauberen und Gemeinen, die es als Trugbild ausgeben, hinter dem sich der Unflat der Sinnenlust verberge. Und immer wird sich das vaterländische Gefühl gegen die Schamlosen empören, die den Tempel unserer Dichtkunst als Wechsler und Fälscher entweihen, die göttlichen Gestalten, die des Dichters Kraft im deutschen Olympe gesichert und vereint hat, schänden. Es ist ein düsteres Kapitel deutscher Verkleinerungslust und Schmähsucht, das sich hier eröffnet, und eine beträchtliche Reihe von Namen, die, teils aus Leichtfertigkeit, teils aus Absicht, daran geschaffen haben. Von Näkes Bericht und des Sesenheimer Pfarres Schweppenhäuser Gerede an schlingt sich um Friederikens Gedächtnis ein wucherndes Gestrüpp von albernen und schmutzigen Gerüchten, worin selbst Barthold Niebuhrs großer Name nicht fehlt, wie Fama im Weiterschreiten wachsend, fort zu den Lügen des eiteln Pfarrers Gambs und den Zwischenträgereien des Abraham Weill und seiner Schwester Blümchen und zu der Angabe des Pfälzer Theologen Leyser, die sich sogar auf eine mündliche Mitteilung eines Neffen Friederikens, des Sohnes Christians, beruft, um schließlich bei der methodischen, urkundlichen „Forschung" Froitzheims und Eduard Engels hochnotpeinlichen Schlußfolgerungen aus Goethes eigenen Briefen zu enden. Wir sind heute um so mehr der traurigen Pflicht überhoben, die Sünder an den Pranger zu stellen, als Adolf Metz ihnen in seinem ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Buch, das eine wahrhaft sittliche und erlösende Tat bedeutet, das Todesurteil gesprochen und besonders den herostratischen Ruhm der beiden letzten „Historiker" vernichtet hat. Nicht nur zum Opfer Goethes versuchte man die Arme zu stempeln, sondern, nachdem sie mit Einem angefangen, zur feilen Metze, vor der alle braven Bürgersleute seitab weichen, um dergestalt das Schicksal des gefallenen Gretchens mit den Farben ihres ins Herz getroffenen Bruders — wenn auch aus weniger liebreichen Beweggründen — vollends auszumalen. Schon die einfachste Psychologie muß jene scheußlichen Legenden zerstören. Wenn Goethe in der Tat eine so ungeheuerliche Schuld im Leben auf sich geladen hätte, würde er, mit diesem Wurm im Gemüte, wohl in solcher Breite die Sesenheimer Episode geschildert, würde er vermocht haben, sie in solch heiteren, unschuldigen Farben zu malen? Er, der wahrhaftigste der Menschen, der sein Geheimstes beichtete, der jedes innerste Gefühl und Schauen offenbarte — freilich auch, um dafür gekreuzigt und verbrannt zu werden — müßte der abgefeimteste Heuchler gewesen sein, wenn er es gewagt hätte, nach den ihm und seiner

Verlobten angedichteten Verfehlungen Friederike als das Geschöpf zu bezeichnen, das ebensoviel Liebe als Achtung verdiente, und ihren Namen „heilig" zu sprechen, wenn er die Stirne gehabt hätte, nach Jahren wieder, sorglos und heiter, das Haus zu betreten, das er, wie seine Verleumder wollen, befleckte! Aber auch die objektive Forschung hat die Haltlosigkeit der abscheulichen Mythen, die sich um Friederikens Leben ranken, erwiesen.

Nach Goethes Abschied von Sesenheim und der Offenbarung seines Treubruchs war Friederike, wie er selbst acht Jahre später berichtet hat, in eine lebensgefährliche Krankheit — die natürliche Folge der inneren Stürme, die das zarte Geschöpf zu erleiden hatte — verfallen. Als gebrochenes Wesen, mit allen Anzeichen der jüngst überstandenen Krankheit und eines tief an ihr zehrenden Kummers, traf sie Ende Mai 1772 der Mann, dem wir die nächste Kunde über die Sesenheimer Familie zu verdanken haben und der nun eine Weile in den Vordergrund unseres Gesichtskreises rückt: Der Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz. Er war im Frühjahr mit einem seiner Zöglinge, dem jüngeren Baron v. Kleist, der in französische Dienste trat, in das nahe, auf einer Rheininsel gelegene Fort Louis gekommen. Wie seine Briefe an den Aktuar Salzmann, an den er sich — auch hierin Goethes Schatten und Imitator — nach dessen Weggang als neuer „Alkibiades" näher angeschlossen hatte, verraten, war er schon in Straßburg von den Vorfällen in Sesenheim unterrichtet worden. Er fand als Besucher des Hauses des angesehenen Juweliers Fibich, dessen Tochter Cleophe, die spätere Braut seines älteren Eleven Kleist, mit Friederike befreundet war, sowie als Theologe, leichten Zutritt zur gastlichen Familie Brion. Schon am 10. Juni meldet der Verliebte seinem „Sokrates", daß seine „Vertraulichkeit" mit Friederiken, die — innerhalb zehn Tagen! — „durch unmerkliche Grade gewachsen" sein soll, „beschworen und unauflöslich" sei, obwohl seine eigenen Briefe dieser Angabe mehrfach widersprechen und er einmal gestehen muß, daß er von seinem Mädchen, offenbar auf einen Liebesantrag hin, den „Gnadenstoß" erwarte. Er verrät seine Absicht, die Sesenheimer „Rose zu brechen, so sehr er sich auch die Finger am Dorn zerritze" — ein Bild, das dem Dichter so nahe lag, daß er von Goethes „Heidenröslein" durchaus nichts zu wissen brauchte. Ist es nun wahre Leidenschaft, die ihn zu diesem Gebahren trieb, oder führt er nur, wie so oft in seinem barocken Leben, eine Liebeskomödie auf, um versteckte Zwecke zu verfolgen? Goethe bekennt sich in seiner skizzenhaften Charakteristik Lenzens in den „Biographischen Einzelheiten", der Grundlage seiner späteren, glänzenden Definition des „seltsamsten und

indefinibelsten Individuums", zu diesem „travers" des Phantasten und Intriganten, der in seinem Hange, sich die närrischsten Irrwege auszusinnen und aus Nichts etwas zu machen, ohne damals noch etwas Böses oder Schädliches zu wollen, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen werden konnte. Er schreibt: „Ich besuchte (im Jahre 1779) auf dem Wege Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir was nur möglich war zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch daß er sich die größte Mühe gab meine Briefe zu sehen und zu erhaschen mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen." Man hat Goethes Urteil, das er in dem, im Sommer 1813 verfaßten 14. Buche seiner Autobiographie näher begründet, hart und ungerecht gefunden und bezweifelt, ob er auch Friederiken gegenüber der „Schelm in der Einbildung" und der „imaginäre Liebhaber" gewesen sei, der seinen „fratzenhaften Vorsätzen und Neigungen Realität geben" wollte. Zweifellos war jedoch hier seine unruhige Phantasie im Spiele. Wie er als Dichter, dem Goethe eine, wenn auch mit Spitzfindigkeit vermengte, wahre Tiefe und Zartheit zuerkennt, auf dem Parnaß der Sturm- und Drangzeit, im Pandämonium deutscher Geister, trotz seiner eigenen Darstellung, nicht als Goethes Rivale und Begleiter, sondern als dessen äffischer Nachtreter und als das Irrlicht erscheint, das neben dem großen Wanderer den Musen- und Blocksberg erklimmt, so mischte er auch überall in sein Flackerleben die Gespinste seines kranken Gehirns, und seine Tage, die „aus lauter Nichts zusammengesetzt waren, dem nur seine Rührigkeit eine Bedeutung gab", zerrannen ihm wie sein Dichten. Im vollen Gegensatz zu Goethe, der dem Wirklichen poetische Gestalt gab, suchte er das Imaginative zu verwirklichen, wie kein anderer der Strudelköpfe jener erregten Zeit, unter denen er freilich weitaus der Begabteste und nach dem Maß und der Artung dieses Talentes Goethen Benachbarteste war. Aber trotz dieser ihm zur zweiten Natur gewordenen Phantasterei war es mehr als ein bloßes Spiel,

das der „Halbnarr" in Sesenheim inszenierte. Friederike freilich war offenbar der gegenteiligen Meinung. In Goethes Bericht spiegelt sich nochmals ihr klares und reines Wesen. Äußerlich nahezu unverändert, erscheint die früher so Anschmiegsame zwar noch so zutraulich wie sonst, doch nach den acht Leidensjahren im Innern gereift, „gefaßt und selbständig." Ihre Mitteilungen zeigen völlige Kühle und Ruhe gegenüber dem Eindringling, der ihre Geheimnisse zu entwinden strebt, sie dabei aber in seine eigenen Pläne einweiht und, offenbar aus Eifersucht, um den noch in ihrem Herzen wohnenden Nebenbuhler zu verdrängen, seine intriganten Machenschaften gegen ihn verrät. Ihre abweisende Haltung treibt den Erregten zum Selbstmordversuch. Aber dieser war keine „lächerlichste Demonstration". Die Urteilsfähigkeit der Zeugen hört hier auf und das Gutachten des Psychiaters beginnt; denn jener Anfall, der um Weihnachten 1777, zwei Jahre vor Goethes Wiederkehr, im Sesenheimer Pfarrhaus stattgefunden hat, war keine Halbnarrheit mehr, sondern der wiederholte Ausbruch des Wahnsinns, der kurz vorher, im November, in der Schweiz, bei einem Besuche des Kraftapostels Kauffmann, zuerst hervorgetreten war. Nach einer, teilweise auf einer Rödererschen Notiz beruhenden Erzählung P. Th. Falcks, war es eine furchtbare Szene, die sich damals in Sesenheim ereignet hat. Lenz habe zerstörten Geistes in der Pfarre Gericht gehalten, sich selbst, Friederike und die Welt verflucht, dann versucht, mit einem Messerstich seinem Leben ein Ende zu machen; Friederike sei nach einem Schrei des Entsetzens in Ohnmacht gefallen, Lenz, dadurch zur Besinnung gebracht, da er sie tot wähnte, in Tränen zerfließend und sich die Haare raufend über sie hingestürzt, worauf man ihn gebunden nach Straßburg zu seinem und Goethes Freund Joh. Gottfr. Röderer, dem Erzieher am Studienstift St. Wilhelm gebracht habe. So hielten die Dämonen ihren Einzug in das einst so friedliche und idyllische Pfarrhaus, und Friederikens unschuldsvoller Name und zarte Gestalt ward in die Tragödie des Umnachteten verflochten.

Es war nicht allein der Zwang des Wahnsinns, der den Armen nochmals in Friederikens Nähe trieb, sondern in der Tiefe seiner Brust bewahrte er ein echtes Gefühl für sie, das wahrer Liebe gleichkam. Sein völlig zerrütteter Geist weilt noch bei ihr, als er im Januar 1778 plötzlich bei Oberlin im Steintal erschien und von dem edeln Menschenfreunde aufgenommen wurde; beständig murmelt er ihren Namen in dem Wahne, sie und ihre Mutter ermordet zu haben. Nach einem Aufenthalt bei Röderer und dem mittlerweile verwitweten Schlosser in Emmendingen im nächsten Jahr in die Heimat zurückgekehrt, dankt er in einem letzten

Aufflackern seines Verstandes und Gefühles Friederiken nochmals für ihre Güte, die ihm „oft die schwierigsten Knoten des Lebens habe lösen können, ein Vorzug, den sie mit noch einer Freundin aus jenen Gegenden, die itzt in erhabenere versetzt sei, teile.“ Friederike und Cornelia, Goethes Verlobte und Schwester traten ihm nochmals als Schutzgeister vor die umschattete Seele. Nochmals erwachen, in einem lichten Zwischenraume seiner geistigen Nacht, seine holdesten und teuersten Erinnerungen, wie er mit den Sesenheimer Mädchen und ihren Basen auf den Rheininseln tanzte, im gastlichen Lichtenau weilte, an stillen Plätzen vertraute Gespräche führte oder ein gutes deutsches Lied sang. Für seine Liebe zur Sesenheimer Pfarrerstochter besitzen wir Zeugnisse, die weit zuverlässiger sind als seine früheren Briefe: seine Gedichte. Lichterloh brannte seine Leidenschaft im Sommer 1772, aus dem die zwei von Kruse überlieferten Gedichte stammen, die sich ehemals in Friederikens Händen befanden, das eine wohl im Juni, das andere nicht lange nachher verfaßt: „Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen, / Wo singst du itzt?“ und „Ach, bist du fort? Aus welchen güldnen Träumen / erwach ich jetzt zu meiner Qual?“ Beide sehnsüchtige Fragen sind an Friederike gerichtet, die eine, als sie in Saarbrücken weilte, die andere als sie zurückgekehrt war und Straßburg besuchte, von dem sie — „zum zweitenmal“ — Abschied nahm, ohne dabei den Dichter eines Blickes zu würdigen. Beide Gedichte sind in ihrer überschwenglichen Ausdrucksweise und in ihrer breit ausladenden Gefühlsseligkeit, auch in ihrer Gedankenarmut — das zweite spinnt nur das im ersten angeschlagene, von Goethe stammende Motiv weiter aus, wonach mit Friederiken auch die Sonne verschwunden ist — unverkennbar Lenzischen Ursprungs. Wie konnte philologische Tüftelei solange diese gehaltlosen, weinerlichen und sentimentalischen Ergüsse mit den elementaren, naiven Gebilden des Straßburger Goethe verwechseln, der den Sturm und Drang seiner tiefen, schicksalsträchtigen Erlebnisse bereits durch eine unbeirrte innere Form zu zügeln wußte? Allmählich mußte sich der Abgewiesene von der Aussichtslosigkeit seiner Neigung überzeugen, und so flatterte sein unbeständiger Sinn zu anderen Flammen, zunächst um Cleophe Fibich, vor der er im Jahre 1774 ein Spiel aufführte, das ihn seine Stellung kostete; dann zur Liebelei mit Henriette v. Waldner, um — wiederum auf Goethes Spuren — in Weimar diese Komödien mit einer „Eselei“ zu beschließen, die ihn auf immer aus dem Bannkreis seines großen Musters vertrieb. Denn mit ihm war er inzwischen durch seine dramatischen und dramaturgischen Schriften, wenn auch nicht, wie er wähnte, in eine „Ehe“, so doch in ein nahes Verhältnis gekommen,

das durch einen wechselseitigen Austausch von Gedanken und auch von Gefühlen eine Weile den Schein von Freund- und Brüderschaft vorspiegelte. Wie der vertrauensselige Goethe dabei doch immer der leitende Meister blieb, hat er selbst in „Dichtung und Wahrheit" bekannt, da er „darauf drang, daß Lenz aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte." Dem schriftlichen Verkehr folgte ein Zusammentreffen der Genossen in Straßburg während fünf Tagen gegen Ende Mai 1775, das den Höhepunkt ihrer kurzen Harmonie darstellt. Goethe befand sich in jenem seltsamen Konflikt seiner „Flucht vor Lili" in die Schweiz, zunächst zu seiner Schwester nach Emmendingen, wohin er den bereits mit dem Schlosserschen Hause befreundeten Schwärmer mitnahm. Ein Vers, den er ihm bei seiner Trennung am 5. Juni ins Stammbuch schrieb, zeigt, wie er seine bedrängte Seele dem gefährlichen Nebenbuhler aufschloß, in Eröffnungen, die wohl nicht nur seine jüngste Liebe zu Lili, sondern auch seine verflossene zu Friederiken betrafen:

Zur Erinnerung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen,
In zwei tollen Dichter Herzen
Noch im letzten Augenblick
Lass ich Lenzgen dies zurück.

Auch Lenz hat diese Stunden verewigt, als er, wieder allein, an den Stätten weilte, die er mit dem Freunde aufgesucht hatte und „am Wasserzoll" bei Straßburg die sehnsüchtigen Verse dichtete:

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen!
Ach, käm' er ungefähr
Hier wo wir saßen wieder her:
Könnt Ihr von meinen Thränen schweigen?

In einem Brief vom 24. und 26. Mai an Johanna Fahlmer hat Goethe ein Momentbild des Zusammenseins am Wasserzoll entworfen: „In freyer Lufft! einem Uralten Spaziergang hoher vielreich kreuzender Linden, Wiese dazwischen, das Münster dort! dort die Ill. Und Lenz lauft den Augenblick nach der Stadt. Ich hab schon ein Mittagessen bestellt hier nah bey u. s. w. er kommt wieder .... diese alte Gegend jetzt wieder so neu — das Vergangne und die Zukunft. — Gut denn" .... In der Tat kehrte der von Lenz Ersehnte nochmals im Juli nach Straßburg zurück, als es ihn aus der Schweiz, wo er den Blick vom Gotthard schon herunter

nach Italien gesandt hatte, in die Heimat, zu Lili, „vaterlandwärts, liebwärts" zog. Wieder wird das Münster der stumme Zeuge freundschaftlicher Erlebnisse, wie früher, da er mit seinen Gefährten die scheidende Sonne mit gefüllten Römern grüßte. Jetzt aber kleidet er seine „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" in sakrale Formen und gliedert sie in Abschnitte, die er mit „Vorbereitung", „Gebeth" und „Stationen" bezeichnet. Wieder sind es, wie in seinem ersten Hymnus „Von deutscher Baukunst", an den er selbst erinnert, vulkanisch hervorgeschleuderte, „poetisch lallende" Ausrufe, unmittelbare Ergießungen eines übervollen Herzens, womit er seiner Begeisterung über den Wunderbau Luft macht. Er eilt allein von Stufe zu Stufe zur Plattform, wo er einen Teil seines Dithyrambus aufs Papier wirft und wo ihn der ihm nachsteigende Freund erreicht: „Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibers unterbrochen, die Empfindung gieng in Gespräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr: daß Schöpfungskraft im Künstler sey aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maase und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden." Es klingt wie ein Programm, worin er, angesichts seines Begleiters, das Gesetz wahren Künstlertums, das innere Maß und die Empfindung des Gehörigen, verkündet. Hier, auf der Höhe des Münsterturms und ihrer Genossenschaft, standen die „tollen Dichterherzen" vor der Entscheidung, ob sie diesem göttlichen Gebot und Bildungstrieb zu folgen gewillt und geeignet waren. Den einen führte in Leben und Schaffen sein Läuterungsweg empor zum Licht, der andere stürzte in den Abgrund seiner fessellosen Natur und Phantasie.

In einem bedeutsamen Punkte seines verworrenen Lebens aber hat das Zusammentreffen mit Goethe Wandel und Klärung geschaffen: Friederikens Bild reinigt sich in Lenzens gährender Seele von den letzten Schlacken der Leidenschaft! Der Poet hat sich „moralisch bekehrt". Seine Töne klingen nun anders als die Sehnsuchtsrufe jenes Liebessommers, aus einer anderen Welt, in die er die vergebens Umworbene jetzt versetzt, als ob sie — wie Dantes Beatrice oder die Laura Petrarcas, den er nach den an Cornelie Goethe gerichteten „Selbstunterhaltungen" von ihr entliehen hatte — bereits als seliger und versöhnender Geist in himmlischen Gefilden weile. Ihre ewige Liebe gilt, wie sie schon auf Erden ihm gegolten hat, dem Freunde; jeder eigene Wunsch ist erstorben und hat sich zum Gebet für die Seelenruhe des Freundes verklärt, das die Geliebte erhören und erfüllen wird. Im Juli 1775, also sehr bald nach dem ersten

Zusammentreffen in Straßburg, erschien in J. G. Jacobis „Iris", deren gleicher Band ein paar Verse von Lenz, jenes „Denkmal der Freundschaft", mit der Unterschrift L. an G. brachte, ein weiteres Gedicht Lenzens, jedoch ohne Bezeichnung des Verfassers. Offenbar beruhte die Veröffentlichung auf einer Indiskretion oder einem travers des Unberechenbaren. Das Gedicht wurde sonderbarerweise von mehreren Literarhistorikern, wie Chr. Pfeiffer, Th. Bergk und Eugen Wolff, Goethen selbst zugeschrieben, aber, abgesehen von seiner echt Lenzschen Prägung, kann schon deswegen davon keine Rede sein, weil er sich mit der offenen Nennung seines Namens, zumal in der Zeit seiner Liebe zu Lili, bloßgestellt hätte. Es lautet:

Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?
Kannst du wähnen
Wer ich bin?
Leis' umfaß ich
Dich als Geist,
Den dein Trauren
Von sich weist.
Sei zufrieden
Goethe mein!
Wisse, ietzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein mich
Nicht mehr fort.

Hatte Lenz hier Friederiken als ätherisches Wesen in die Wolken des Himmels erhoben, so tritt sie uns aus einem andern Gedicht, das er „die Liebe auf dem Lande" betitelt, zwar in ihrer irdischen Umgebung, aber in ihrem ganzen Gebaren als Heilige entgegen. Das Gemälde ist mit so sicheren Strichen hingesetzt, mit so feinen und zarten Farben ausgeführt, der Gefühlston, der es durchweht, so innig, daß man es unstreitig als Lenzens beste Schöpfung bezeichnen kann. Diese Vollendet- und Abgeklärtheit rückt es in die Zeit seiner Reife, seines vertrautesten Umgangs mit Goethe und in die Nähe der „Freundin aus der Wolke", wozu auch sein Inhalt und Grundgedanke, des Dichters Verzicht auf die Unnahbare, stimmt, wenn man auch immer wieder Zweifel hegt, ob es nicht schon auf den ersten Eindruck hin, den er von der körperlich und seelisch Leidenden bei

seinem Eintritt ins Pfarrhaus empfing, entstanden ist. Er hatte einmal in der alten Dorfkirche für den bejahrten Pfarrer Brion gepredigt, sich gewiß auch in das Gemüt des Freundlichen einzuschmeicheln gewußt, und so ergab sich von selbst für ihn die Rolle des schmachtenden „Kandidaten", in der er seine eigene Persönlichkeit mit trefflichem Humor versteckt, um die beiden anderen, besonders die Frauengestalt, auf die er zielt, um so ernster und feierlicher hervortreten zu lassen. In seiner ersten Fassung führt das Gedicht den armen, aber durchaus nicht sündenlosen Theologen — man erkennt hier deutlich noch die Beichte des Verfassers! —, logisch und stimmungsgemäß als „schlechtgewährten" Kandidaten ein, während es eine spätere mit einem „wohlgenährten" und makellosen zu tun hat, der den Ton und die Farbe des Ganzen verdirbt. Sollten beide Versionen, wie der Lenz-Biograph Rosanow vermutet, eine Fortsetzung erhalten? Und etwa die erste mit einer Abweisung, die andere mit einer Beglückung des Werbers endigen? Jedenfalls hat der Dichter, wie so oft, mit der Liebe in seinem Leben, so hier mit seinem schönen Stoff ein geschmackloses Spiel getrieben, und wir bringen daher das Gedicht in seiner früheren, unentstellten Fassung:

Ein schlechtgenährter Kandidat
der oftmals einen Fehltritt tat
und den verbotnen Liebestrieb
in lauter Predigten verschrieb,
kehrt einst bei einem Pfarrer ein,
den Sonntag sein Gehilf zu sein.

Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
von Kummer krank, doch Engeln gleich,
Sie hielt im halberloschnen Blick
noch Flammen ohne Maß zurück,
allitzt in Andacht eingehüllt,
schön wie ein marmorn Heil'genbild.

War nicht umsonst so still und schwach,
verlassne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
sie stets an der Erinnerung sog.
An ihrem Brotschrank an der Wand
er immer immer vor ihr stand,
und wenn ein Schlaf sie übernahm,
im Traum er immer wieder kam.

Für ihn sie nur das Härlein stutzt,
sich wenn sie ganz allein ist putzt,

all ihre Schürzen anprobiert
und ihre schönen Lätzchen schnürt
und von dem Spiegel nur allein,
Verlangt, er soll ihr Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremds ins Haus,
tat sie sich schlecht und häuslich aus.

Denn immer immer immer doch
schwebt ihr das Bild an Wänden noch
von einem Menschen, welcher kam
und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit
und jener Träume Wirklichkeit,
die, angeboren jedermann,
kein Mensch sich wirklich machen kann.

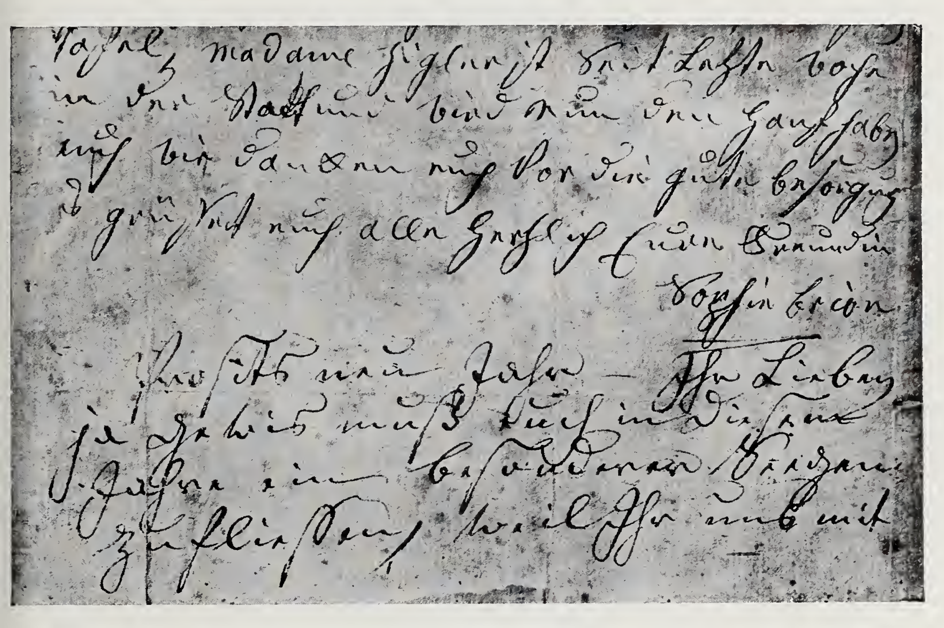
Ach Männer, Männer seid nicht stolz,
als wärt nur ihr das grüne Holz.
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Zum Greifen nahe tritt hier Friederikens Gestalt aus Lenzens Erinnerungen — oder frischen Erlebnissen — hervor, wie ein echt deutsches Bildnis in ihrer Tracht und Umwelt, in allen kleinsten Zügen ihres Tuns und Wesens liebevoll gemalt. Es ist die kranke Dulderin, die Goethes Treulosigkeit hinterließ und die den ewig Geliebten nimmer aus ihrem Herzen und Sinn verbannen kann, für den sie sich im stillen Kämmerlein noch heimlich schmückt, indes sie sich andern nur in schlichtem Gewande, einfach und häuslich ausgestattet, zeigt. Trotz all dieser irdischen und minutiösen Zutaten ist es dem Dichter gelungen, wie einem unserer alten Meister, das rührende Genrebild zum „Heiligenbild" zu erhöhen, dem ergriffenen Beschauer den Anblick eines „Engels" zu gewähren, den auch Goethe mit sich fortnahm und in seinen Frankfurter Träumen bewahrte und vor dem edle Gemüter sich erschüttert beugen. Es war das Bild, das der arme Lenz in die Halbnacht seines Wahnsinns trug. Wie Friederikes erste Erscheinung nach seinem Brief an Salzmann vom 10. Juni 1772 dem Ideale glich, das sich seine Phantasie von einem Mädchen geschaffen hatte, so lebte sie, als er fünf Jahre später, ein umherirrender Wanderer, bei Lavater Zuflucht und Erbauung fand, in einer Ode, die er „Ausfluß des Herzens" nennt, nochmals in ihm auf:

Die edle Gottesseele flammt im Auge —
Lieb', Unschuld, Größe, Wärme, Adel!

Als der unheilvolle Trabant Goethes am nächtlichen Himmel Friederikens auftauchte, war es mit der kurzen Blüte des Pfarrhauses, die sein strahlender Vorgänger heraufgeführt hatte, schon fast ein Jahr lang vorüber. Wohl übte die freundliche Familie noch die alte Gastlichkeit; aber sie erscheint uns gegenüber den von Goethes Stern erleuchteten und durchwärmten Tagen nur schattenhaft und gespenstig. Im Gefolge Lenzens gingen die Offiziere der Garnison des nahen Fort Louis in der Pfarre ein und aus, und Friederike nahm in ihrer liebenswürdigen Art an diesem Verkehre teil, schon um dem Gerede der Leute, die doch von ihrem Verhältnis zu Goethe wußten, zu begegnen. Am 25. April 1786 hat sie, wie Pfarrer Lucius bestätigt, zusammen mit dem Kommandeur des dortigen Regimentes die Tochter des Ankerwirts Heintz aus der Taufe gehoben, in einer der zahlreichen kirchlichen Handlungen, zu der sie das Vertrauen der Beteiligten berief und die unterlassen worden wären, wenn ihr Ruf nicht makellos gewesen. Die Liebe und Achtung, die ihr Goethe bezeugt, die „vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Landleute, die zu verstehen gaben, daß sie ihnen wohltätig und behaglich war", dauerten fort. Ihre Pathenkinder in der Verwandtschaft und im Bekanntenkreise trugen ihren holden Namen „Rickel" in die Zukunft. Trotzdem hat sich die gierige Fama auch, und zwar durch Niebuhrs leichtfertige Äußerung, an den Umgang mit den Besuchern aus Fort Louis geheftet. Stiller und stiller wurde es in dem sonst von Gästen wimmelnden kleinen Hause, aus dem auch die zweite Tochter Salome ihrem Gatten nach Diersburg gefolgt war. Im Jahre 1786 starb die tätige Mutter und ward auf dem Friedhofe neben der Dorfkirche begraben, im nächsten der würdige Pfarrherr, dessen Verlassenschaftsakt, Ende Oktober, sämtliche Geschwister, nebst Salomes Ehemann Marx, beiwohnten und durch ihre Unterschrift die Beglaubigung erteilten. Beide Eltern ruhen nebeneinander, an der Südseite der Kirche. Nachdem der Bruder Christian, der Adjunkt des Vaters in dessen letztem Lebensjahr, das Haus verlassen hatte, standen Friederike und Sophie allein. Die Nachricht, daß sie das Häuschen im Filialdorfe Dengelsheim bezogen, schwankt. Sicher aber steht, daß sie bereits 1788 ihrem Bruder nach Rothau ins Steintal folgten, in dessen Kirchenbuch ihr Name als Taufpatin im gleichen Jahre auftaucht. Nach derselben Quelle betrieben die verarmten Schwestern dort als „négociantes" oder „marchandises" einen kleinen Handel mit Weberzeugen (siamoises) und Steingut, der jedoch keinen erheblichen Gewinn abwarf, so daß sie sich durch Verfertigung weiblicher Handarbeiten ernährten. Vier Jahre lang, bis 1792, also in der Revolutionszeit, scheint Friederike von Rothau abwesend und

in Versailles gewesen zu sein, wo eine Jugendfreundin, die Schwester des Buchsweiler Arztes Weyland, als Ehefrau eines französischen Beamten wohnte. In Rothau, dessen Taufbuch Friederikens Namen erst am 22. Februar 1793 wieder aufweist, nahmen die Schwestern junge Mädchen, die zur Erlernung der französischen Sprache die Schule des Amtsnachfolgers und Schwagers ihres Bruders, des Pfarrers Jonas Böckel besuchten, bei sich auf, darunter auch Friederikens Sesenheimer Patenkind Rieckchen Heintz, deren glückliche Ankunft mitten im Winter



Faksimile nach einem Briefe Sophie Brions mit dem Nachwort Friederikens.

1798 ein gemeinsamer Brief der Schwestern den Eltern meldet — eines der wenigen authentischen Schriftstücke von Friederikens Hand. Im Jahre 1801 ward Friederike zur Unterstützung ihrer kränklichen Schwester nach Diersburg berufen, wo sie blieb, um dann im Jahre 1805 mit der Familie nach Meißenheim bei Lahr, dem neuen Wirkungsort ihres Schwagers Marx, überzusiedeln. Sie blieb auch nach dem am 15. Januar 1807 erfolgten Tode der Schwester im Hause, um nach deren letztem Willen die jüngste Tochter zu erziehen, nachdem sie einige Jahre zuvor bei dem verwitweten Notar Feberey — wieder ein Zeichen allgemeinen Vertrauens! — Hausfrauen- und Mutterstelle versehen hatte. Zweimal weilte sie, im Früh-

jahr 1808 und im Sommer 1809, zum Besuch in Niederbronn, wo seit dem Vorjahre ihr Bruder Pfarrer war, der auch Sophien nach sich zog. Lucius teilt einen Stammbucheintrag Friederikens vom Jahre 1807, Leyser zwei Briefe an ihren Neffen Fritz, den Sohn Christians, mit, die uns nochmals von der „leichten und herzlichen" Hand, von dem unverwüstlich sonnigen Charakter und dem kindlichen Sinn der „Tante" Kunde geben:

Meißenheim den 14 ten Mai 1811

Lieber Lieber Fritz!

Noch geben Wir die Hoffnung nicht auf, Dich dies Jahr noch bei uns zu Sehen — besonders wan du Hr. Pfetter in Bergheim wirst, so wird dir doch das Herz auch ein Bischen für uns aufwachen, richte Dich aber dann nur so ein, das du über einen Donnerstag hier bist. Damit wir mit Dir in unserm Ichenheim Kasino prangen können — und zum z. B. einem Christlichen tänzel Verhelfen. freilich mags Dir ein Bißchen Schwer fallen wann Du Siehst. wie Dir Hr. Schweigh. von Ichenh. Mamsell Fischer weg gekapert hat — Doch es Seind andere da mit Denen Du Dich trösten kannst — und das können Ihr jungen Herrichen ja so Leicht! Vermuthlich ist Hr. Resch nun ein schmunzlicher Ehmann — Gott geb, das Er ein Braves Weib und die Kinder eine gute Liebevolle Mutter erhalten — empfehl mich Ihnen und im Lieben Pfarrhauß — Die ich alle Bitten laß wann Sie nachrichten von Hr. und Madam Spoor erhalten, mir solche, mitzutheilen, da Sie mir Ihr Wort nicht halten — und eine Zeile schreiben Das mir immer als wohltut. Adieu Lieber Lieber Fritz komm doch bald, dies Wünscht dein Onkel Marx! und Carline gewiß so herzlich als Deine treue treue

tant Frid:

Meißenheim, den 16. jen. 1812

Lieber lieber Friz:

Die nun am meisten um Briefe — und nachrichten von dir gebethen Drucksen ietz gewis am Längsten mit der antwort herum — Die eine möchte es vermuthlich zu Künstlich und schön machen, Die andere den abschied von Hrn. Fischer mer Verschmerzt haben, Damit Sie Dir auch Munter schreiben könnte — Dan es ist seit Ihrer Ruckkehr immer Sonnenfinsternuß, so wie es bei Dir außsehen muß wie Du Dein liebes Bärenthal verlassen, mit alle Dortige Hexe! und Ziggäunerine! nur getrost mein lieber Nevvé! Suche Dir einen anderen Blocksberg auß, wo Du dan viel

Reinere Freuden genießen Kanſt! und wan alles fehlen ſolte ſo bring ich Dir dies Frühjahr Rebslöb. Rickel das Dich ſchon wird zu tröſten ſuchen. — Dieſe Paar Sudtente Zeile laß ich mir nicht anrechnen Lieber Lieber Fritz, mit erſter Sicherer gelegenheit Dan dies geht Wieder aufs unge-wiſſe, ſolſt Du Viel Von mir zu Leſſen bekommen, indeſſen Bitt ich nur Hr. und M. Haaß — und den artig. Fr. Herbſtere mich beſtens zu emp-



Friederike Brion.
Silberſtiftzeichnung von Joh. Friedr. Aug. Tiſchbein.

fehlen, wirſt du bequem logirt, und wo gehſt du in Koſt! alles dies möchte ...

Man ſieht, wie innig ſie mit dem ganzen Bekannten- und Verwandten-kreis des Neffen in Fühlung iſt, wie warm ihr Intereſſe nach allen Seiten ausſtrahlt, wie jugendlich ſie mit der Jugend fühlt, die ſie ſo heiter und harmlos mit den unverfänglichen Liebſchaften — Rickel Redslob, die offenbar nach ihr genannt wurde, iſt die Nichte ihres Verwandten Chr.

Friedr. Gockel, des Pfarrers in Allmannsweiler — zu necken weiß. In ihrem Äußeren scheint sie lange Zeit, wie ja Goethe schon 1779 bestätigte, unverändert geblieben zu sein. Nach Lucius schilderten die Ortsbewohner Friederiken als eine schlanke, hagere, ziemlich hochgewachsene Figur — die demnach ganz auf die Gestalt der von Goethe gekennzeichneten Mutter hinauslief — mit länglichem Gesicht und schönen, freundlichen Augen; „die große Tante", wie sie allgemein hieß, habe still und zurückgezogen gelebt, von arm und reich geachtet. Von Goethe habe sie in der letzten Periode ihres Lebens niemals gesprochen. Von der Veröffentlichung seiner Autobiographie im Jahre 1812, die zum Teil schon die Sesenheimer Erlebnisse behandelte, hat sie wohl nichts erfahren, während sich ihre alte Schwester Sophie Kruse gegenüber ärgerlich über des Dichters Phantasie aussprach. Als diese zu Anfang des Jahres 1813 zur Hochzeit des Pfarrers Fischer mit Friederikens Pflegetochter von Niederbronn nach Meißenheim herüberkam, traf sie die Schwester kränkelnd und mit Gedanken an ihren nahenden Tod beschäftigt. Sie bat Sophie, nicht mit den Hochzeitsgästen abzureisen und sie nicht allein zu lassen. Sechs Wochen später, am 3. April 1813, ist sie in Meißenheim verblichen, nachdem sie nur ihrer Schwäche wegen die letzten Tage im Bette geblieben. Sie war abgelebt, ohne zu altern, meinte Sophie. Im Jahre darauf erschien der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit", der das Ende des Sesenheimer Idylls und den Untergang des „allerliebsten Sterns" enthält. Über Friederikens vergessenem Grabe, das nur der Totengräber Hockenjos im Andenken an die „gute Tante" jährlich zu schmücken pflegte, ward in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts auf einen erfolgreichen Aufruf zweier Goethefreunde hin ein Denkstein errichtet, der ein Phantasiebildnis Friederikens*) von Hornberger und die schöne, sinnvolle Inschrift des Wiener Poeten und Freiheitskämpfers Ludwig Eckhardt trägt:

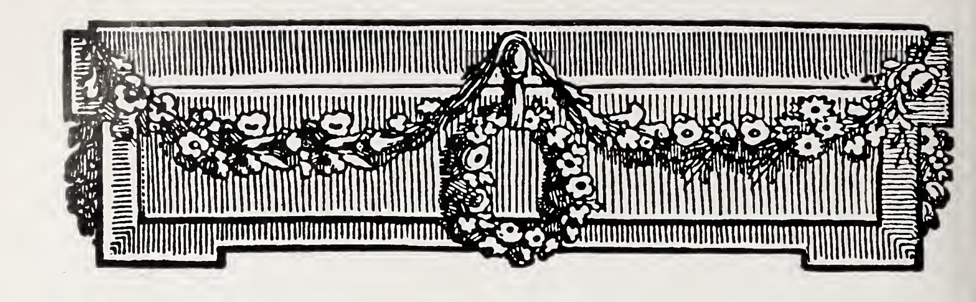
Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

---

*) Ein völlig einwandfrei bezeugtes Bild Friederikens ist uns nicht erhalten. Das verbreitetste, die schöne Darstellung einer jungen Elsässerin mit langen Zöpfen und der Schlupfhaube, das P. Th. Falck aus dem Nachlasse von Lenz veröffentlichte, trägt keinen Vermerk und kann mit Sicherheit nicht auf Goethes Geliebte bezogen werden. Dagegen ist eine Silberstiftzeichnung, die Prof. Thomas Stettner im Vogesen-Jahrbuch 1904 publizierte, auf der Rückseite in alter Schrift bezeichnet: „Frederike Brion von Sesenheim. Zeichnung von Tischbein." Gemeint ist Johann Friedrich August Tischbein, ein entfernter Verwandter des bekannten Goetheporträtisten, von dessen eigner Hand jedoch die Inschrift

kaum herrühren dürfte. Auch entspricht das geistlose Auge und der stämmige Hals, wie Froitzheim in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" Nr. 318 vom 15. November 1904 mit Recht urteilt, nicht der Schilderung Goethes. Das bestbeglaubigte Bild der Sesenheimer Pfarrerstochter ist eine kleine Silhouette, die sich im Besitz des Herrn August Brion zu Straßburg, eines Großneffen Friederikens befindet und dessen Reproduktion das Weimarer Goethemuseum durch Generalkonsul A. Schneegans, einen Verwandten der Familie Brion, i. J. 1896 erhielt. Der Neffe Friederikens, Pfarrer in Gorweiler, hatte den Schattenriß immer als das authentische Porträt seiner Tante bezeichnet. Vielleicht ist es eine der beiden Silhouetten, die (nach A. Moschkau „Friederike, Brion" S. 1) nebst einem Pastellbild im Pfarrhause zu Meißenheim aufbewahrt wurden. Ihre Rückseite trägt den Vermerk: „La tradition de famille raconte que la silhouette représente Frédérike." Nach dem Schnitt der Kleidung, die die „französische" ist, und der Tracht des Haares ist das Bildchen später als 1770 verfertigt. Der zierliche Hals und das Stumpfnäschen entspricht der Beschreibung in „Dichtung und Wahrheit".

Die sinnige Inschrift auf Friederikens Grab in Meißenheim, die Allgemeingut der Gebildeten geworden ist, rechtfertigt die Feststellung des Namens ihres Verfassers um so mehr, als noch bis in die jüngste Zeit der Lahrer Dichter Friedrich Geßler als ihr Urheber galt. (Vergl. z. B. Christian Schmitt „Goethe im Elsaß," Frankfurt a. M. 1910 S. 206). Ich habe in einem Artikel der „Straßburger Post" vom 11. Februar 1912 Nr. 159 die Autorschaft Eckardts unter Berufung auf eine authentische Mitteilung seines Sohnes, des damals in Wien amtierenden Notars, bestätigt und nach einer Beleuchtung des hohen Wertes seines Epigramms eine kurze Skizze des bewegten Lebenslaufs des auch um die deutsche Freiheitsbewegung verdienten Mannes gegeben.



VII

Goethes innere Entwicklung

Es war allmählich für Goethe Zeit geworden, an seine Promotion zu denken. Wie hatte er seit der Vorprüfung im September des letzten Jahres seine Zeit zersplittert, was hatte er alles an innerlichen und äußeren Erlebnissen durchgekostet! Das Hauptgeschäft, die Beendigung seiner juristischen Studien, hatte er als Nebensache behandelt, ja den eigentlichen Zweck seines Straßburger Aufenthaltes nahezu aus den Augen verloren. Es war indes nicht nur sein ungeheuerer Lebensdrang, der ihn nach allen Seiten abschweifen ließ, ihm fehlte zur Jurisprudenz das wahre, innere Verhältnis. Zwar machten sich in der Rechtswissenschaft und Rechtspflege neue Strömungen geltend, die sein menschliches Interesse erregten. Man urteilte billiger und humaner, und besonders die Kriminaljustiz ward durch die milden Ideen des Aufklärungszeitalters günstig beeinflußt. Aber dem jungen Rechtsbeflissenen fehlte das Wissen in seinem Fache, die historische und systematische Durchbildung, die Kenntnis der tieferen Zusammenhänge, die ihm allein hätten die Sache fruchtbar und aussichtsreich erscheinen lassen können. Dazu genügte die allgemeine „Übersicht der Rechtswissenschaft und ihres ganzen Fachwerks", die er sich angeschafft, der „Rechtstopik", die auszufüllen er schon seit dem Unterricht seines ersten Repetenten bemüht war, nicht. Wohl hatte er, wie die „Ephemerides" beweisen, den großen Pandektenkommentar des berühmten Leyser vorgenommen, hatte einzelne Materien, die ihn gerade interessierten, bearbeitet und Kollektaneen angelegt, auch diese schematisch geordnet; aber er fühlte sich im ganzen nur als Stümper und zu einer befriedigenden Lösung einer größeren Aufgabe, wie man sie nun von ihm erwartete, nicht

vorbereitet; denn nichts anderes verlangte der Vater von ihm, als eine inhalts- und umfangreiche Dissertation. Offenbar hatte er auf dieses Endziel auch in der ersten Hälfte seines Straßburger Aufenthaltes hingearbeitet, da er schon am 30. September 1770 an Engelbach schrieb, er „poßle par compagnie an seiner Disputation"; aber andere Dinge schoben diese anfängliche Beschäftigung in den Hintergrund. Nun machten ihm die Freunde klar, daß es in Straßburg gar nichts Ungewöhnliches sei, anstatt über einen „Traktat", über „Theses" zu disputieren, und mit Freuden ergriff der Kandidat diesen Ausweg. Aber sein Vater bestand auf einem „ordentlichen Werk". Und so mußte er sich wieder auf ein „Allgemeines" werfen. Er wählte ein Thema aus einem ihm besonders geläufigen Gebiet: der Kirchengeschichte, in die er sich zu Hause beim Studium des ebenso reflektierenden wie frommen und gemütvollen Historikers Arnold vertieft hatte. Es lautete, „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern sogar verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen." Ohne Zweifel war die Wahl dieses halb religiösen, halb politischen Gegenstandes nicht bloß von protestantischen Grundsätzen, sondern auch von der Zeitströmung beeinflußt, zumal von Rousseaus contrat social, der lehrte, daß der Staat sich nicht um das stille Glaubensbekenntnis seiner Bürger zu kümmern, wohl aber darauf zu achten habe, daß dadurch die Staatsreligion nicht beeinträchtigt werde. Die Ephemeriden Goethes weisen Lektüre Rousseaus auf, insbesondere einen Satz, der sich mit dem Gesetzgeber der Juden Moses befaßt, und es wäre sonderbar gewesen, wenn der Schüler Herders nicht auch Rousseaus rechtsphilosophische und revolutionäre Schrift ebenso eifrig studiert hätte wie Montesquieus De l'esprit des lois, woraus sein Straßburger Diarium eine Stelle anführt. Auch Gedanken aus Spinozas theologisch-politischem Traktat über den Dekalog, die Goethe wieder in seiner Abhandlung über „Zwo wichtige Biblische Fragen", bzw. über die Bundestafeln der Israeliten aufnahm (1773), spielen in seine Dissertation hinein, wie er selbst bezeugt, stammte seine erste Kunde von Spinoza aus Bayle's Dictionnaire, und auch dessen Studium ist durch sein Tagebuch belegt. Nicht minder enthält es Notizen, die sich auf das kanonische Recht (A. von Leysers Praelectiones in Schilteri jus canonicum), auf die mosaischen Gesetze (Schultings Jurisprudentia vetus antejustinianea bezw. Mosaicae et romanae legis Collatio), auf Mosheims Kirchengeschichte, auf die Baselische Reformations-Ordnung u. a. beziehen. Auch Eindrücke der Kindheit wirkten in dem Doktoranden nach, indem der Jüngling zur Genüge erfahren hatte, wie sehr es Not tat, daß der Staat in die Streitigkeiten der Geistlichen und mit der Gemeinde eingriff, Konflikte, die er

später z. B. in „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" schildert. Er führte sein Thema nicht bloß historisch, sondern auch raisonierend aus, ja er schöpfte das meiste aus sich selbst und zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden seien. Daß ihm hierbei vor allem Moses vorschwebte, hat K. A. Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" nach Lerses Erzählung bezeugt, der zufolge Goethe bewiesen habe, daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze „der Israeliten wären, sondern daß nach Deuterononomium zehn Zeremonien eigentlich die zehn Gebote vertreten hätten"; oft genug hat den Dichter die Gestalt des Moses beschäftigt, am tiefsten, als er den Heerführer (1797) in seinem Aufsatz „Israel in der Wüste" zeichnete. Aber gewiß dachte er auch schon an Mohamed, den Krieger und Religionsstifter, dessen tragischen, zwischen göttlicher Sendung und weltlicher Berechnung geteilten Kampf er so bald nach seiner Heimkehr zum Vorwurf eines Dramas machen sollte. Am nächsten freilich lag ihm das Beispiel germanischer Könige, die, wie Chlodwig und Karl der Große, das Christentum ihren Völkern brachten, und protestantischer Fürsten, die, wie Friedrich der Weise und Philipp der Großmüthige, ihren Glauben den Untertanen verkündigten, ganz wie auch später der Westfälische Friede bestimmte: cuius regio eius religio.

Obwohl Goethe geläufig lateinisch schrieb, ging er seine Arbeit nochmals mit einem guten Lateiner durch; der Vater erhielt eine reinliche Abschrift und zeigte sich, wenn auch der Sohn damit von früheren Gegenständen abgewichen war, als eifriger Protestant mit dem kühnem Thema einverstanden. Das Manuskript wurde der Fakultät eingereicht und vom Dekan Johann Friedrich Ehrlen geprüft. Über das Ergebnis dieser Prüfung gehen die Stimmen auseinander. Goethe selbst berichtet, der Dekan habe die Arbeit nach anfänglichen Lobeserhebungen als bedenklich, ja gefährlich erklärt und ihm geraten, sie später auszuarbeiten, sie lateinisch oder in einer andern Sprache herauszugeben, was ihm als Privatmann und Protestanten leicht falle; ihm selbst sei es bei jedem Argument des artigen Mannes, das gegen die Drucklegung sprach, leichter ums Herz geworden, da er in seiner von Behrisch genährten und von Herders Kritik bestärkten Abneigung gegen jede Veröffentlichung gerade diese hatte vermeiden wollen. Böttiger dagegen erzählt, daß Goethe, nachdem seine Dissertation die Zensur des Dekans nicht passierte, eine noch ketzerischere geschrieben habe. Nach Elias Stöbers Brief an einen Karlsruher Freund vom Juli bzw. August 1771 habe der Verfasser gar gedroht, sie von sich aus zu veröffentlichen. Offenbar machte Goethes gewagte Schrift im Elsaß viel von

sich reden; denn derselbe Stöber urteilt, er habe in Straßburg „eine Rolle gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht habe; er müsse, wie man durchgängig von ihm glaube, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben, man dürfe nur seine vorgehabte Inaugural-Dissertation de Legislatoribus, welche die juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae unterdrückt habe, betrachten". Kaum weniger herbe lautet der Brief des Professors Metzger an Dominikus Ring vom 7. August 1771, worin er von Goethe und seiner Abhandlung meint: „Ce jeune homme enflé de son érudition et principalement de quelques chicanes de Monsieur de Voltaire alla faire une soutenance qui devait avoir pour titre: Jesus autor et judex sacrorum, dans laquelle il avance entre autres que Jésus Christ n'était pas le fondateur de notre religion, mais que quelques autres savants l'avaient faite sous son nom. Que la religion chrétienne n'était autre chose qu'une saine politique etc. Mais on a eu la bonté de lui défendre de faire imprimer son chef d'oeuvre, alors pour faire un peu sentir son mépris il a donné les thèses les plus simples p. e. jus naturae est quod omnia animalia docuit. On s'est moqué de lui et il en fut quitte." Vielleicht haben derartige Urteile auch auf den blinden Pfeffel abgefärbt, der einmal mit Goethe soupiert, auch seinen Besuch empfangen haben will und von ihm aussagt: un nommé Getté, homme de génie à ce qu'on dit, mais d'une suffisance insupportable".

Goethes Vater, der mit einer gesonderten Ausgabe des Werkchens Ehre einzulegen hoffte, war über den Ausgang der Sache sehr ungehalten und beruhigte sich nur mit der Vertröstung, daß der Sohn es später ausführen werde. Lange hob er es, nach Goethes Mitteilung, unter seinen Papieren auf, auch traf er manche Vorbereitung zu seiner künftigen Herausgabe. Noch am 12. Spetember 1816 schreibt Zelter an Goethe aus Straßburg: „Gestern hat man mir Deine Dissertation gezeigt, die ich mir gern abgeschrieben hätte, welches aber durchaus nicht erlaubt werden sollte." Uns aber ist die kleine Schrift verlorengegangen, und schmerzlich vermissen wir sie nebst andern verschollenen Erzeugnissen des Dichters, wie seine Satire gegen die Jacobis oder seine Streitschrift gegen Friedrich den Großen; denn unschätzbar ist jedes Dokument aus seiner Feder, das berufen ist, die Lücken, selbst die kleinsten, dieses Autorlebens auszufüllen.

Goethe begab sich nun wieder zu seinem Repetenten, und die Theses wurden ausgewählt und vom Universitätsbuchdrucker Heitz in einem Heft von zwölf Quartseiten gedruckt. Erst am hundertsten Geburtstage Goethes wurden diese „Positiones juris", 56 an der Zahl, durch S. Hirzel wieder

bekannt, in dessen Besitz sich auch eines der wenigen Exemplare des ersten Druckes befand. Sie lauten:

POSITIONES JURIS

QUAS

AUSPICE DEO

INCLYTI JURECONSULTORUM ORDINIS

CONSENSU

PRO LICENTIA

SUMMOS IN UTROQUE JURE HONORES

RITE CONSEQUENDI

IN ALMA ARGENTINENSI

DIE VI. AUGUSTI MDCCLXXI.

H. L. Q. C.

PUBLICE DEFENDET

IOANNES WOLFGANG GŒTHE

MOENO-FRANCOFURTENSIS.

Positiones Juris.

I.

Jus naturæ eſt, quod natura omnia animalia docuit.

II.

Conſuetudo abrogat & emendat legem ſcriptam.

III.

Idonea cautio fit tam per pignora, quam per fidejuſſores.

IV.

Pactum contractibus bonæ fidei adjectum parit actionem; ſed ſtricti juris contractibus appoſitum actionem non producit.

V.

Prodigus non ipſo jure, ſed Magiſtratus ſententia bonorum adminiſtratione interdicitur, & poſt interdictionem promittendo, ne quidem naturaliter obligatur.

VI.

Illiterati & juris imperiti judices eſſe non poſſunt.

VII.

Tranſactio ſuper re certa vel judicata fieri non poteſt.

VIII.

Servitute impoſita, ne luminibus officiatur, tam de futuris, quam de præſentibus luminibus cautum cenſetur.

IX.

Teſtator non poteſt uſufructuario remittere cautionem fructuariam earum rerum, quae uſu conſumuntur, in praejudicium hæredis.

X.

Publiciana actio cum rei vindicatione in eodem libello conjungi poteſt.

XI.

In ſtricti juris actionibus fructus non veniunt nisi a tempore litis conteſtatæ.

XII.

Subſcriptio inſtrumenti non continuo obligat ſcribentem.

XIII.

Res hoſtium legari poteſt.

XIV.

Creditor pignus naturaliter poſſidet.

XV.

Urbanum prædium diſtinguit a ruſtico, non locus, sed materia.

XVI.

Remedium L. 2. Cod. de Reſcind. Vendit. non habet locum in tranſactione.

XVII.

Sola præſtatio uſurarum longo tempore facta non inducit obligationem uſurarum in futurum.

XVIII.

Societas ſolvitur morte, hereſque ſocii in ſocietate non ſuccedit.

XIX.

Pro vino vel frumento mutuato reddi non poteſt pecunia, invito creditore.

XX.

Reus non tenetur actori edere inſtrumenta vel rationes ad intentionem ejus fundandam; ſed actor reo ad probandam exceptionem inſtrumenta edere tenetur.

XXI.

Favorabiliores rei potius quam actores habentur.

XXII.

Furti tenetur cujus ope vel conſilio tantum furtum factum est.

XXIII.

Qui legat certam fructuum quantitatem, ſi non naſcatur tantum, quantum legavit, hæres ad præſtationem totius tenetur.

XXIV.

Teſtamentum, quo poſthumus præteritus vivo teſtatore decedit, valet.

XXV.

Fructus & uſuræ legatorum a tempore moræ debentur.

XXVI.

Liberi & liberti non reſtituuntur in integrum contra parentes & patronos.

XXVII.

Redditio chirographi facta a creditore debitori, inducit remiſſionem debiti, pignoris vero reſtitutio non idem.

XXVIII.

Uſusfructus non dominii pars ſed ſervitus eſt.

XXIX.

Quando nihil pactum eſt de diſtrahendo pignore, creditor nihilominus poſt unam denunciationem pignus vendere poteſt.

XXX.

Suſpectus tutor ob latam culpam remotus non fit infamis.

XXXI.

Dominium ſine poſſeſſione acquiri non poteſt.

XXXII.

Actionis verbo non continetur exceptio.

XXXIII.

Privilegia realia tranſeunt ad hæredes, non perſonalia.

XXXIV.

Major annis XVII. poteſt eſſe procurator ad litem.

XXXV.

In contractibus nominatis non datur condictio ob rem dati.

XXXVI.

Unica interpellatio conſtituit debitorem in mora.

XXXVII.

Venditor etſi fundum ſimpliciter vendat, tamen eum liberum a ſervitute præſtare tenetur.

XXXVIII.

In contractibus jus accreſcendi non habet locum.

XXXIX.

Etiam ob latam culpam juratur in litem, & lata culpa ſub dolo continetur in civilibus cauſſis.

XL.

Nec urbanæ, nec ruſticæ ſervitutes oppignorari poſſunt.

XLI.

Studium Juris longe præſtantiſſimum eſt.

XLII.

De omnibus, quæ palam fiunt, judicat Juriſconſultus, de occultis Ecclesia.

XLIII.

Omnis legislatio ad Principem pertinet.

XLIV.

Ut & legum interpretatio.

XLV.

Conſuetudo legi non derogat.

XLVI.

Salus reipublicæ ſuprema lex eſto.

XLVII.

Non uſus ſed utilitas gentium jus gentium conſtituit.

XLVIII.

Judici ſola applicatio legum ad caſus competit.

XLIX.

Legum corpus nunquam colligendum.

L.

Tabulæ potius conſcribendæ, breves verbis, amplæ argumento.

LI.

Interpretationes a Principe factæ ſeparatim colligendæ, neque cum tabulis fundamentalibus confundendæ.

LII.

Sed qualibet generatione, vel novo quodam Regnante ad ſummum imperium evecto, abrogandæ, atque novæ interpretationes a Principe petendæ videntur.

LIII.

Pœnæ capitales non abrogandæ.

LIV.

Lex Saxonica, quæ non niſi confeſſum & convictum condemnari vult, lex æquiſſima, effectu crudeliſſima evadit.

LV.

An fœmina partum recenter editum trucidans capite plectenda ſit? quæſtio eſt inter Doctores controverſa.

LVI.

Servitus Juris naturalis eſt.

Der Kenner der Rechtswiſſenſchaft erſieht aus dieſem buntgemiſchten Sammelſurium von Rechtsſätzen, wie leicht es ſich der Doktorand mit ſeiner Aufgabe gemacht hat, ſei es nun in jugendlichem Übermut oder im Unwillen über die Zurückweiſung ſeiner ſchriftlichen Diſſertation. Es bedurfte keiner großen Gelehrſamkeit, um dieſes Fächerwerk, dieſe Topik zu entfalten, und erſt während der mündlichen Disputation mochte er, wie er in „Dichtung und Wahrheit" verſichert, ſeine alte Übung, im Corpus juris aufzuſchlagen, gezeigt und darnach „für einen wohlunterrichteten Menſchen gegolten" haben. Er bietet eine Ausleſe von Rechtsgrundſätzen allgemeiner Natur aus faſt allen Gebieten der Juriſterei, aus dem Natur- und poſitiven Recht, dem Gewohnheits- und geſchriebenen Recht, dem Privat- und öffentlichen und Völkerrecht. Einige kühne Theſen erregen

unsere Verwunderung. So der Satz, daß nur dem Fürsten die Gesetzgebung zustehe, und der, daß in jeder Generation oder von jedem neuen Regenten neue Auslegungen der Gesetze zu fordern seien. Nur aus der Zeit des Absolutismus, zumal des französischen sind diese Behauptungen des Kandidaten zu erklären, dessen Einschränkung: Salus rei publicae suprema lex esto auch zu vage ist, um der Herrscherwillkür einen Damm zu setzen. Ein Lächeln aber gewinnt es uns ab, wenn wir aus dem Munde des jungen Goethe vernehmen, daß „das juristische Studium bei weitem das herrlichste" sei. Mit welcher Ironie mag der Jünger der „Juristerey", in dem wohl schon die Töne des Faustischen Eingangsmonologes und auch der Mephistophelischen Fakultätsmusterung summten, diese Verbeugung vor der erlauchten Zunft seiner Richter, dem Forum des „inclyti Iureconsultorum ordinis", vorgebracht haben! Er, der dieses herrlichste Studium in Leipzig und Straßburg so wenig gewürdigt hatte und seiner Früchte alsbald, in der nächsten Praxis, überdrüssig ward! Selbstverständlich steht unter den übrigen Sätzen das römische Recht im Vordergrunde, das Schulrecht, das die Jünger der Themis erst heranbilden mußte; aber auch das deutsche, das Sachsenrecht ist in Nr. 54, wenigstens in einer allgemeinen Betrachtung erwähnt, die eine Bestimmung ihrem Grunde nach als sehr billig, ihrer Wirkung nach als sehr grausam erklärt. Die Ephemeriden führen nur den Schwabenspiegel einmal an, nicht aber den Sachsenspiegel, als dessen Kenner sich Goethe erst im 13. Buch seiner Lebensbeschreibung in der Umformung eines „alten Reims" seines Verfassers Eike von Repgow erweist. Nirgends ist ein Zusammenhang der ausgewählten Positionen mit Goethes Dissertation De Legislatoribus ersichtlich, und nur einmal wird die Kirche, in Nr. 42, als Richterin über „heimliche" Geschehnisse erwähnt. Nur auf zwei Bestimmungen unter allen Gemeinplätzen, worauf der junge Kandidat sein Rößlein tummelt, haftet gespannter unser Blick: auf Nr. 53, wonach die Todesstrafe nicht abzuschaffen ist, und weit mehr noch auf Nr. 54, die besagt, daß unter den Rechtsgelehrten Streit darüber bestehe, ob eine Frauensperson, die ihr neugeborenes Kind gemordet, mit dem Tode zu bestrafen sei. Das Thema der „Kindsmörderin" taucht hier so jäh aus dem Wust gleichgültiger und ganz anders gearteter Gegenstände auf, daß wir unwillkürlich ein persönliches Interesse des Disputanten hinter seiner These suchen, einen Herzensanteil des — Dichters. Sollte gerade der glühendste, gemütreichste unter den Stürmern und Drängern an der erschütternden Tragik des Kindsmordes damals, in Straßburg, fühllos und kalt wie ein „Doctor", dem dieser „Fall" nur eine „quaestio controversa" bedeutete, vorüber-

gegangen sein? Hier stand etwas zur Frage, was die Dichterjünglinge der „fordernden" Epoche, wie Goethe die Geniezeit nennt, am tiefsten bewegte, eine Angelegenheit, die ihr heißes Herz dem empfindungslos abwägenden Verstand der Rechtsbeflissenen entriß und vor das Forum der Menschlichkeit zog, das anzurufen des Dichters ewiges Vorrecht ist. Unter allen den Aufrührern, die ihre „Kindsmörderin" gedichtet, bis zum jungen Schiller hin, stehen die Straßburger Poeten Lenz (im „Hofmeister") und Wagner (in der „Kindesmörderin") obenan. Und mit nur allzugutem Grund. Schwerer als in Deutschland lastete das französische Gesetz auf der unehelichen Mutter und bedrohte schon die Verheimlichung der Schwangerschaft mit dem Fallbeil, wenn auch diese Strafe für die Entehrten zur Zeit des jungen Goethe nicht mehr vollzogen, sondern nur durch Anschlag an den Amtsstuben und Verlesung auf den Kanzeln verkündet wurde. Gar manche solcher Verurteilungen zu Tod und Pranger konnte der Straßburger Student erleben, konnte auch die ganze Grausamkeit französischer Justiz im anatomischen Theater, das er ja so oft besuchte, mit Augen erblicken, wo, nach dem Bericht eines deutschen Reisenden, „der Kopf des schönsten Mädchens von Straßburg, die ihr Kind umgebracht hatte, aufbewahrt wurde". Faßte bei so entsetzlichen Gesichten schon den Verteidiger der Thesen der Menschheit ganzer Jammer an? Und trug er jetzt schon den Keim der Tragödie seines guten Gretchens, der ergreifendsten aller Kindsmörderinnen, in der Seele?

Freilich, im Auditorium kam diese Tragik nicht zum Ausdruck; denn die Disputation „ging", wie Goethe berichtet, „mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber, unter Opposition meiner Tischgenossen". Böttiger hat uns diese Angabe bestätigt: „Lerse war sein Respondent. Er trieb Goethe so in die Enge, daß dieser deutsch anfing: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!" Wie Lerse merkte, daß dem Dekan der Spaß zu arg wurde, schloß dieser mit einem fein gedrechselten Kompliment, und die Sache hatte damit ihr Bewenden." Wie heiter und hübsch ist diese barocke Szene im altehrwürdigen Kapitelsaale vor Fakultät und Publikum, da der tapfere, ritterliche Patroklus an seinem Achilles zum Hektor wird, wie durchbricht hier die „deutsche Natur- und Wahrheitsliebe" der übermütigen Tischgenossen die zopfigen Schranken des lächerlichen Schauspiels! Auch der herkömmliche Doktorschmaus fehlte, als Schluß, der Feierlichkeit nicht. Und so konnte unter dem 6. August 1771 in die Akten der Straßburger juristischen Fakultät eingetragen werden: Diss. Inauguralem „positiones Juris" erhibentem cum applausu defendit Dns. Joh. Wolfgang Goethe, Moenofrancofurtanus, cui mox datur testimonium li-

centiae". Auch die Disputationskomödie hat, wie so viele Straßburger Erlebnisse, in Goethes späteres Dichten ihre Wellen geschlagen und neben Leipziger Erinnerungen, die ihm die pomphafte Parade der Fakultätswissenschaften und Perückenträger in noch grelleren Farben vorspiegelten, ganz gewiß dazu beigetragen, den Entwurf der Szene aufzubauen, die als „Disputationsaktus" im „Faust" ausgeführt werden sollte, um Mephistopheles als fahrenden Scholasten nicht nur, wie in der endgültigen Fassung, einzuführen, sondern in dieser Rolle als Aufwiegler und Schelter der Versammlung mit Faust in Disput geraten zu lassen. Faust verweist ihm sein „Schwadroniren" und verlangt, daß er „articulire", d. h. seine Einwürfe in logische Sätze bringe. So hatte auch der Straßburger Student vor seinem ersten Repetenten „schwadronirt", bevor dieser ihm seine „in Fragen und Antworten geschriebenen Hefte" übergab. Wagner ist der Opponent und er macht, wie Lerse, „ein Kompliment". Und auch vom „Doktorschmaus" ist im vollendeten „Faust" noch die Rede, wenn der Teufel, dem sich der Held soeben verpflichtet hat, als Diener seine erste Pflicht erfüllen will. Doch nicht als Doktor, nicht pro gradu doctoris, sondern nur pro licentia, nur als Lizentiat wurde Goethe in Straßburg promoviert, wie er sich später in seinen Prozeßschriften und amtlichen Eingaben auch stets unterschrieb. Sogleich in seinem „Angelegentlichsten Memoriale mit gehorsamst geziemender Bitte" an den Magistrat seiner Vaterstadt um Aufnahme in den „numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum" bezeichnete sich Goethe nach seiner Heimkehr, unterm 28. August 1771, als „Beyder Rechte Licentiaten", und legte dieser Schrift auch seine „Inaugural-Disputation", seine Thesen, bei. Als die Straßburger Fakultät ihm im Dezember — der Sporteln wegen — die Promotion nahelegte, schrieb Goethe an Salzmann: „Der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zu ungelegener Zeit, und auch das Cärimoniel weggerechnet, ist mirs vergangen Doktor zu seyn. Ich hab so satt am Lizentieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Teutschland haben beide Gradus gleichen Wehrt." Und so war es in der Tat. Im Leben fiel jener Unterschied, den die Frankfurter Advocaten in ihren Kalendern freilich genau registrierten, fort: Goethe hieß allgemein, besonders bei seinen Eltern und zumal bei seiner stolzen Mutter, von nun an „der Doktor". Erst 1825, beim fünfzigsten Gedenktage seines Eintritts in den Weimarer Kreis, wurde er von der Universität Jena zum Doctor philosophiae und medicinae honoris causa ernannt.

Am Tage nach der Promotion Goethes starb der Mann, der in seiner

imponierenden Persönlichkeit der höchste Vertreter des geistigen Elsasses war: Johann Daniel Schöpflin. Goethe vergleicht ihn in seiner eingehenden und sorgfältigen Charakteristik, die sich nicht bloß auf seine eigenen



J. D. Schöpflin.
Kupferstich.

lebhaften Erinnerungen, sondern auch zweifellos auf biographische Arbeiten anderer gründet, einem höheren Stern, nach dem, „solange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen". Schon im November 1770, als bereits sein Herz für Friederike entflammt war, hatte der Student bei einem Fackelständchen, das dem verehrten Meister zu seinem fünfzigjährigen Lehrerjubiläum von Angehörigen aller Fakultäten vor seiner Wohnung, einem von einer brei-



Haus zum Römer (Wohnung J. D. Schöpflins). Haus zur Hanekrote.
Nach einer Photographie.

ten Terrasse umgebenen alten Stiftsgebäude am Thomasplatze, unter mächtigen Linden dargebracht wurde, den glänzenden Eindruck dieses feinen, eleganten Gelehrten und Weltmannes in sich aufgenommen. „Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns, und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank- und wohlgewachsene heitere Greis stand mit leichtem freien Wesen würdig vor uns und hielt uns wert genug, eine wohlgedachte Rede ohne Spur von Zwang und Pedantismus väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich

anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten- und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause." Mit seinen leuchtenden Augen, dem beredten Munde, der stets heiteren Stirne, war Schöpflin eine Erscheinung, die die Herzen der akademischen Jugend im Sturm erobern mußte. Dieses gefällige Wesen, dazu der internationale Ruhm, der ihn umfloß, sowie seine tiefe Gelehrsamkeit machten ihn recht eigentlich zum Mittelpunkt und zur Hauptanziehungskraft der Universität. In ihm loderte nochmals vor ihrem völligen Niedergange der alte Geist der deutschen Hochschule auf, der sie in den Tagen Johann Sturms und Wimpfelings umwittert hatte. Am 6. September 1694 zu Sulzburg im Schwarzwald als Sohn eines Baden-Durlachschen Beamten und einer Elsässer Mutter geboren, schien er gerade dazu prädestiniert, diese Verbindung zweier Stämme in seinem späteren Lebenswerk zu fruktifizieren. Schon als Dreizehnjähriger bezog er die Universität Basel, wo er zu Füßen Iselins saß, der ihn in die Altertumswissenschaft und Inschriftenkunde einführte; dann kam er 1711 nach Straßburg, wo ihn besonders Johann Kaspar Kuhn fesselte, dessen Liebling und Hausgenosse er wurde. Von ihm selbst als Redner ins Brabeuterium, die Aula der Hochschule, eingeführt, ward er am 22. November 1720 durch die Ernennung zum Professor der Geschichte und Eloquenz sein Nachfolger. Diese letztere Disziplin war zunächst sein Hauptfach, und zu ungezählten Malen hat er, namentlich zur Verherrlichung des Königshauses, seine glänzende Rednergabe bewährt. Seine sorgfältigen und kritischen Geschichtsstudien begann er mit der Untersuchung der römischen Ursprünge und der alemannischen Altertümer im Elsaß. Bald war sein Name weit über die Grenzen seiner Provinz gedrungen, und Berufungen nach Frankfurt a. O. (1723) und Petersburg (1725) bezeugten, welch hohe Schätzung als Staatsrechtlehrer er erlangt hatte. Er schlug indes alle diese Anerbietungen, ebenso wie die späteren, die aus Upsala, Wien und Leyden an ihn gelangten, aus und verpflichtete sich dauernd der französischen Regierung und der Universität Straßburg, die ihn dafür mit einer erheblichen Gehaltsaufbesserung belohnte. So ward er in den Stand gesetzt, im Jahre 1726 eine Reise nach Frankreich und Italien zu unternehmen und namentlich die römischen Ausgrabungen unter Benedikt XIII. kennenzulernen. In diplomatischer Sendung ging er 1727 nach England, wo er besonders in London und Oxford verweilte, 1731 nach Holland, 1738 nach Deutschland und Österreich, überall mit den ersten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung tretend. Schon im Jahre 1740 begannen seine

Konflikte mit dem eifersüchtigen und ränkevollen Prätor Klinglin, die bis 1752, dem Sturz des mächtigen Mannes, dauerten und nur darum keine nachteiligen Folgen für ihn hatten, weil er an dem französischen Kanzler d'Aguesseau eine einflußreiche Stütze fand. Als im Jahre 1751 wieder die Frage der „Alternative" auftauchte, war die Ablehnung dieser katholischen Forderung hauptsächlich Schöpflins Werk. Allmählich trat er die Vorlesungen über Geschichte und Eloquenz dem Extraordinarius Lorenz



Hof der Hanekrote.

ab und widmete sich nur, von seinem Schüler Koch unterstützt, der diplomatischen Wissenschaft und dem Staatsrecht. Schüler aus hocharistokratischen Kreisen aller Länder besuchten diese praktischen Kurse mit Vorliebe, und so gelangte Straßburg durch Schöpflin wieder in den Geruch einer Art von Ritterakademie. Seinen wissenschaftlichen Ruf hat Schöpflin durch seine „Alsatia illustrata" begründet, eine auch heute noch nicht veraltete Materialiensammlung, die, auf Beatus Rhenanus zurückgreifend, die elsässischen Überlieferungen gründlich untersucht und als eines der ersten Geschichtswerke zwischen keltischem und germanischem Altertum unterscheidet. Dieser ältesten Periode gilt der erste Band (1751), während

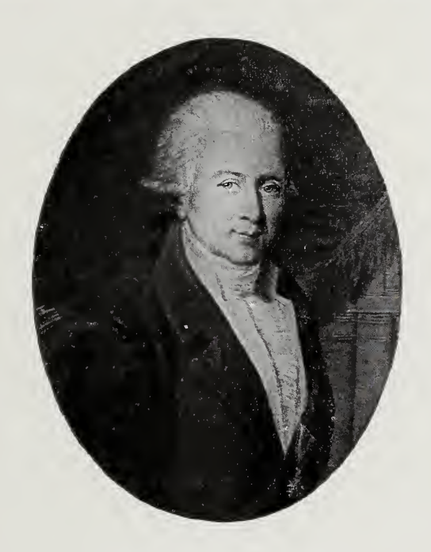
der zweite (1761) die mittlere und neuere Geschichte umfaßt. Auch eine „Alsatia diplomatica" ward noch von Schöpflin begonnen, aber erst von seinem Schüler Lamey besorgt; die „Alsatia Litterata", die Oberlin anvertraut worden war, blieb nur Bruchstück. Kleinere Arbeiten, wie z. B. die „Vindiciae typographicae", die das Verdienst Gutenbergs ins Licht stellten, unterbrachen diese umfangreichen Werke. In den Jahren 1763 bis 1766 erschienen dann die sieben Bände der Historia Zaringo-Badensis. Mit seinem rechtsrheinischen Heimatlande war Schöpflin immer in



Jeremias Jakob Oberlin.
Kupferstich.

Verbindung geblieben, und gleich angesehen war er bei dem Markgrafen von Baden, wie dem Kurfürsten von der Pfalz. Im Jahre 1763 stiftete er die Mannheimer Akademie und besuchte alljährlich als ihr Präsident die Sitzungen, 1771 erfolgte auf seine Anregung die Gründung der Akademie zu Brüssel. So „emergiert und eminiert", wie Goethe in seiner bewundernden Charakteristik es ausspricht, der vielgewandte Mann nach allen Seiten. Noch zu seinen Lebzeiten vermachte er gegen eine kleine Rente für sich und seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, seine — 11 000 Bände zählende — Bibliothek und sein vornehmlich aus römischen Altertümern bestehendes Antikenkabinett der Stadt. Seine Sammlungen sind in der Unglücksnacht des 24. August 1870 zugrunde gegangen.

Dieses „Museum", das die Belege zur „Alsatia illustrata" enthielt, besuchte der junge Goethe zu wiederholten Malen und jenes Werk lernte er nach seiner Lothringer Reise, auf der er noch Altertümer an Ort und Stelle fand, näher kennen. Er kam durch seine leidenschaftliche Liebhaberei für solche Überbleibsel mit Schöpflins Schülern und Studienverwandten, Koch und Oberlin, die auch Freunde Salzmanns waren, in ein näheres Verhältnis. Jeremias Oberlin, der Bruder des durch seine menschenfreundliche Tätigkeit im Steintale und die Aufnahme des geisteskranken Dichters Lenz bekannten Pfarrers, ein geborener Straßburger, war zur



Christoph Wilhelm Koch.
Kupferstich.

Zeit, als ihn Goethe kennenlernte, fünfunddreißig Jahre alt und stand in der Blüte seiner Kraft. Wie vor ihm die Juristen Schilter (dessen Goethe in den „Ephemerides" einmal erwähnt) und Scherz schon die deutsche Altertumswissenschaft gepflegt hatten, so betrachtete es Oberlin als seine vornehmste Aufgabe, den Sprachschatz, der in den ältesten Literaturdenkmälern bis ins fünfzehnte Jahrhundert erhalten war, zu verzeichnen. So erweckte er wieder das Verständnis für das Nibelungenlied und die großen Minnesänger und war neben jenen beiden Juristen einer der verdientesten Vorgänger Jakob Grimms, des Begründers der altdeutschen Philologie. Oberlins Studien erstreckten sich außerdem auf das klassische Altertum, das Altfranzösische und die Volksdialekte Frankreichs. Über-

all ging er historisch und vergleichend vor und drang auf den „Sinn der Sprachen“, womit er Goethes Bedürfnissen und Fähigkeiten so recht entgegenkam. In dem Juristen Christoph Wilhelm Koch, der 1737 zu Buchsweiler geboren, also ein Landsmann von Weyland und Lerse war, fand Goethe einen munteren, feurigen Berater. Als Historiker und Publizist war er — obwohl er durch die widrigen Verhältnisse der Revolutionszeit erst im Jahre 1802 zur Professur gelangte — der eigentliche Nachfolger Schöpflins, der Fortsetzer seines Lebenswerks und Vollender seiner Zähringer Geschichte, wie er schon zu seinen Lebzeiten, mit Oberlin, seine Bibliothek und Sammlungen verwaltet hatte. Er vor allem war es, dem der Meister „die Abneigung gegen den Zustand des Civilisten eingeflößt hatte“ und der nun auf den jungen Goethe in gleichem Sinne einzuwirken suchte, nachdem er dessen „geringe, ja notdürftige Beschäftigung mit dem Civilrechte“ bemerkt. Im Verein mit Oberlin plante er, Goethe, der aus seiner Lust zum akademischen Leben kein Geheimnis gemacht hatte, für Geschichte, Staatsrecht und Redekunst zu gewinnen. Beide Gönner, die auch mit Salzmann befreundet waren, lockten ihn mit dem glorreichen Beispiel Schöpflins, mit den Vorteilen, die Straßburg bot und mit der Aussicht, eine Stelle in der deutschen Kanzlei zu Versailles zu erhalten — aber alle Bemühungen fruchteten nichts. Diese Versuche, Goethe in den Dienst Frankreichs zu ziehen, ähneln einigermaßen den Bestrebungen der Heidelberger Freundin Goethes, der geschäftigen Handelsjungfer Delph, die ihn im Herbst 1775 als eifrige Reformierte für den Hofdienst des kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz gewinnen wollte, um hier die protestantische Partei zu stärken — ein Parallelismus und eine Wiederkehr des Gleichen in Goethes Leben, wie wir sie des öftern beobachten können. Beide Male wäre es für die Entfaltung seines Genius verhängnisvoll gewesen, die politische Laufbahn zu beschreiten. Die günstigen Sterne, die bei seiner Geburt einstanden, wiesen seinem Dämon andere Wege; sie deuteten nicht nach Westen, sondern in das Herz des protestantischen Deutschlands, nach Nordosten.

Der Grund der Abneigung Goethes, auf die Vorschläge einzugehen und dauernd in Frankreich zu bleiben, lag sehr tief: Er bekannte sich im innersten Herzen zum deutschen Wesen. Gerade in Straßburg sollte dieser Zug zum Deutschtum zur vollen Entwicklung und zum deutlichen Ausdruck gelangen. In großen Linien hat Goethe in einem der bedeutsamsten Abschnitte seiner Lebensbeschreibung auseinandergesetzt, daß er „wieder von der französischen Seite“, die er doch in Straßburg besonders kennenlernen wollte, „auf die deutsche herüber getreten sei“, und daß er „an der

Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig wurde". Er greift zurück auf die Stadien seiner Ausbildung in der französischen Sprache, auf das, was er damit gewollt und bezweckt habe, um schließlich eingestehen zu müssen, daß ihn das Schicksal ganz andere Wege geführt, als er sich vorgenommen. Er fühlt sich einmal wieder in der Hand der Vorsehung, das Motto dieses Lebensabschnittes: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", wird gerade hier illustriert, und es wird gezeigt, „wie unser Dasein sich auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammensetzt". Von Jugend auf hatte Goethe den glühenden Wunsch und den festen Willen, sich mit der französischen Sprache vertraut zu machen, und er hatte es niemals an Bemühungen fehlen lassen, diesen Zweck zu erreichen. In Frankfurt erlernte der Knabe in dem Umgang mit den französischen Komödiantenkindern, von Bedienten, Kammerdienern, Schildwachen, von Schauspielern auf und außerhalb der Bühne schon frühzeitig das fremde Idiom, ohne Grammatik und systematischen Unterricht, wie eine zweite Muttersprache und verdankte dieser Kenntnis den Einblick in ein bewegteres Leben, als er es sonst geführt haben würde. Als Jüngling begeisterte er sich, trotz seiner erwachenden Vorliebe für die Deutschheit des sechzehnten Jahrhunderts, für die bedeutenden Franzosen jener Epoche, für Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot. Aber so chaotisch alle diese Elemente in seinem Inneren durcheinander wogten, so buntscheckig war auch der Ausdruck, worin er sich mit den Franzosen auf ihrem eigenen Grund und Boden über jene interessante Lektüre unterhielt. Nun lachten sie nach ihrer kultivierten Weise den Jünger zwar nicht aus, aber sie wiesen ihn, gegen jede Versündigung an ihrer Sprache empfindlich, zurecht, ja sie tadelten und schulmeisterten ihn um seiner wunderlichen Schnitzer willen. Regte sich gegen diese Unterbrechung seiner Gedanken und diese Zurechtweisungen schon das Selbstgefühl des jungen Mannes, so ward sein Widerwille vollends gestärkt durch die vorgefaßte Meinung, ein Deutscher könne das Französische überhaupt niemals ganz beherrschen. Nur wenige, wie z. B. der Enzyklopädist von Grimm — ein geborener Bayer — hätten dieses Ziel ausnahmsweise erreicht; selbst Schöpflin sei nicht Meister des Französischen geworden, er habe, wie alle Deutschen, mehr disseriert und dialogiert als konversiert. Man sei wohl geduldet, aber nicht in den Schoß der allein sprachseligen Kirche aufgenommen. Schon diese Pedanterie und Ungerechtigkeit stießen die jungen Studenten von der Übung der französischen Sprache zurück. Zu diesem etwas äußerlichen Grunde trat eine schwerer wiegende, innere Ursache. Überall sahen sich Goethe und seine Genossen

aufgefordert, sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. In den „Ephemerides" heißt es einmal: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt." Es sind nationale, patriotische Empfindungen und Motive, die die jungen Leute antreiben, die französische Sprache abzulehnen. Sie gewahren in Straßburg bei alt und jung eine liebevolle Anhänglichkeit an die alte Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht. Die abgesonderten deutschen Kreise, durch die in Straßburg studierenden Untertanen der im Elsaß begüterten deutschen Fürsten vermehrt — wir haben solche Beispiele in Goethes Freunden Engelbach, Weyland und Lerse kennenlernen — sehen sie innerlich untereinander verbunden, und diese Treue rührt auch an ihr eigenes vaterländisches Gewissen. „Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann." Goethe macht sich hier, mit diesen schönen Worten, zum Sprachrohr der Erwartungen, die in seiner Studentenzeit und mehr noch in den Tagen der Abfassung seiner Lebensbeschreibung, in der Periode der Befreiungskriege, die Gemüter seiner Landsleute erfüllten. Auch am Mittagstische in der Knoblochgasse, wie in der Übungsgesellschaft, die ja diesem Zwecke diente, herrschte die deutsche Sprache. Salzmann und Lerse waren innerlich vollkommene Deutsche. Dazu traten die politischen Verhältnisse. Wenn man auch die Verfassung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation keineswegs mustergültig fand, der französischen Gewalttätigkeit und Willkür war sie doch vorzuziehen. Herrschten dort nur „gesetzliche Mißbräuche", so wurden sie hier durch „gesetzlose" überboten. Und voll gerechten Stolzes durfte man nach Norden blicken, wo der große Friedrich wie der Polarstern über aller Welt leuchtete und selbst dem militärischen Frankreich die Richtung wies, wo der Marschall Luckner, ein alter Husar des Preußenkönigs, die Stockprügel in der Armee einzuführen trachtete. Wie verzeihlich war gegenüber seinen Verdiensten seine Schwäche für die fremde Sprache, zumal er ja doch bei seinen französischen Trabanten nur als Eindringling galt! Die ständige Behauptung aber, daß es ihm sowohl wie den Deutschen überhaupt an Geschmack fehle, brachte die „akademische Horde" vollends in Opposition zu dem tyrannischen Frankreich, das seit den Tagen Ludwigs XIV. zwar in diesem Punkte den Ton angeben wollte, aber sich selbst darüber keineswegs in Klarheit und Einigkeit befand. Dem gekünstelten Wesen der Franzosen setzten die jungen teutonischen Bursche die natürliche

Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und dessen raschen und derben Ausdruck entgegen. Der alte Goethe bezeichnet als „Losung und Feldgeschrei" der Straßburger Genossen und als Maxime ihrer geselligen Gelage, bei welchen sie, wie er meint, manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte, die Verse, die sich zwar nicht als Devise jener Periode erweisen lassen, aber doch, als im „Urfaust" schon enthalten, der Frühzeit des Dichters angehören. Es sind die vorwurfsvollen Worte, die der frisch und natürlich empfindende Faust an den geschraubten Wagner richtet:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?



Schlußstein einer Fenstereinfassung Alter Kornmarkt 12
(Friedrich der Große mit der Flöte).

Alle diese Bewegungen, die teilweise durch zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten bedingt waren, mündeten in eine große allgemeine Strömung der Zeit. Indem Goethe hier wieder einmal von seinen individuellen Erlebnissen in das Reich der Geschichte übertritt, erhebt er sich zu einer Schilderung der Kulturbewegung, zu deren Entwicklung und Vollendung er selbst doch wieder das Bedeutendste beitragen sollte. Er legt die historischen Elemente bloß, die zu der geistigen Revolution führten, die wir nach einem Drama Klingers den „Sturm und Drang" zu nennen pflegen. In zwei Momenten charakterisiert er diesen Kampf, in dem negativen der Abwehr der Franzosen, und in dem positiven der Begeisterung für Shakespeare. Aber nirgends wird seine Schilderung doktrinär, sie bleibt immer lebendig, da er sie stets auf seinen eigenen Lebenskreis zurückbezieht. Niemals verlieren wir die Straßburger Jünglinge in dem Gesamtgemälde, das er vor uns aufrollt, aus den Augen. Wir sehen sie nach Lebensgenuß und Freiheit lechzen. Diesem strebenden Geschlecht konnte eine Literatur nicht Genüge tun, die abgelebt war, die „bejahrt und vornehm"

geworden, wie sich Goethe mit der Ruhe und Zurückhaltung des Greisenalters ausdrückt. Und doch sind es nur Gedanken Herders, von denen sich der ehemalige Straßburger Student abhängig fühlte und die der Verfasser des „Reisejournals" ausgesprochen hatte, als er in Nantes die Montesquieu, Voltaire, Rousseau u. a. für „Ruinen" erklärte. Was galt den jungen Stürmern die klassische Poesie der Franzosen, jene Blüte und Ernte zur Zeit ihres großen Königs, die angeblich von keinem Geist des achtzehnten Jahrhunderts, nicht einmal von Voltaire, erreicht worden sei? Was galt ihnen dieser Voltaire selbst? Hier, in diesem prominentesten und bedeutendsten Franzosen seines Säkulums, dem „Wunder seiner Zeit", trifft Goethe die Richtung, der er und seine Gesellen die grimmigste Fehde angesagt hatten. Auch Voltaire erschien ihnen „bejahrt". Er war die höchste und glänzendste Spitze des Zeitalters der „Aufklärung", der bloßen Verstandeskultur, die alles verflachte und in Regeln und Schablonen einengte. Der heiße Drang der Jungen aber ging auf Entfaltung ihrer Persönlichkeit und ihres Gefühls. Was sie in ihrer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe am meisten von Voltaire zurückstieß, war dessen „parteiische Unredlichkeit und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände", besonders der Religion und der Bibel, der ja Goethe, wie wir wissen, seine sittliche Bildung verdankte und die er unter Herders Einfluß in ihrem poetischen Wert womöglich noch höher schätzte denn zuvor. Sein Vertrauen verliert der durch den Kampf mit den Pfaffen verblendete Franzose gänzlich durch die Leugnung der Versteinerungen, die er, um die Tradition einer Sündflut zu entkräften, für bloße Naturspiele erklärte. Diese tendenziöse Abstraktion, die sich auf keinerlei Erfahrung gründete, widerstritt doch Goethes eigener Beobachtung; denn war er nicht auf dem Baſtberge gestanden und hatte er nicht dort auf altem Meeresboden die Exuvien seiner Ureinwohner mit leibhaftigen Augen erblickt? In ihrem Unabhängigskeitsstreben sahen die Jünglinge nur das, was sie von Voltaire trennte, und vergaßen, wie sehr gerade er der Befreiung der Geister, die doch auch ihr letztes Ziel war, vorgearbeitet hatte. Sie hefteten sich — nach der Weise der Jugend — an die persönlichen Schwächen des Alten, an seine unwürdigen Fechterkünste, womit er Freunde und Feinde verwirrte, und vor allem an seine Liebedienerei, die er den Großen dieser Erde gegenüber bewies, um seiner eigenen Herrschsucht frönen zu können. Der Zauber, den er auf seine Nation und auf die Fürsten seiner Zeit ausübte, war für diese neue Generation, die nach neuen dichterischen Werten strebte, gebrochen. Diesem poesiehungrigen, feurigen Geschlecht reichten die greisenhaften, blutleeren Franzosen nur Steine statt Brot. Sie gaben ihm

an Stelle wahrhaft künstlerischer Schöpfungen nur konventionelle, kühl berechnete Gebilde, anstatt der Kraft und Leidenschaft nur Kritik und Medisance. Und bei diesem ständigen Urteilen und Absprechen war man doch schwankend und unklar. Man lobte ständig das Alte und forderte doch wieder Neues. Wagten sich einmal Schriftsteller mit ungewohnten Stoffen, wie etwa de Belloy mit nationalfranzösischen Dramen und Destouches mit seinen Sittenstücken hervor, dann schalt man sie, an der überkommenen Schablone festhaltend, hohl und schwach. Die deutschen Gesellen aber — „nach ihren Gesinnungen und ihrer Natureigenheit" — sahen aufmerksam und eifrig umher und suchten durch treue, beharrliche Beobachtung allen Gegenständen etwas abzugewinnen und sich darüber ein begründetes Urteil zu bilden. Überall tritt in Goethes Schilderung jener Periode der Gärung und Verworrenheit der Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Wesen zutage. Deutlich läßt er durchblicken, daß jenes seine Rolle ausgespielt habe und dieses berufen sei, an seine Stelle zu treten. Die Überkultur und das Unnatürliche der französischen Literatur mußten einem frischeren, verjüngten Geist Platz machen.

Als Goethe im Winter 1812 die französische Literatur der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire an der Spitze, musterte und in das elfte Buch seiner Lebensbeschreibung seine Ergebnisse in großen, das Wesentliche in einfachstem und klarstem Ausdruck zusammenfassenden Zügen einfügte, griff er in eine wohlgefüllte Tasche. Er hatte sieben Jahre zuvor in den Anmerkungen des von ihm übersetzten Dialogs Didérots „Rameaus Neffe", alle die Geister, die auch dort aufmarschieren, eine glänzende Revue passieren lassen, alphabetisch geordnet, von d'Alembert bis Voltaire. Hier schon begegnen wir den Namen Marot, Montaigne, Rabelais, finden wir einen Hinweis auf die Spruchsammlung des Ménage, in der vortrefflichen Betrachtung Goethes über den „Geschmack" der Genies und der Nationen, die dann in „Dichtung und Wahrheit" bei der Erwähnung Friedrichs des Großen widerklingt. Überall jedoch, nicht nur in den Literatenkämpfen, sondern auch in dem Streite um die Musik, taucht „der außerordentliche Voltaire" auf. Gerade mit diesem „höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemäßesten Schriftsteller" hatte er sich „von Kindheit auf" vertraut gemacht, von der Zeit an, da sich nach der furchtbaren Katastrophe des Erdbebens von Lissabon der Verspotter der besten aller möglichen Welten mit dem Optimisten Rousseau zankte. Alle Schriften des geistreichen Deisten und Bibelfeindes, alle seine übrigen Werke, zumal seine Polemiken gegen Fréron, Palissot, Piron, Rousseau, Maupertuis waren ihm wieder gegenwärtig. Nicht weniger seine Stel-

lungnahme gegenüber der klassischen Tragödie, besonders Corneille, und dem Theater. Am meisten aber beschäftigten ihn die Artikel „Dieu", „Bible" und „Déluge" in Voltaires philosophischem Wörterbuch. Dort, wie auch in seiner Gegenschrift gegen das „Système de la Nature" hat er „seinen" Gott den Atheisten entgegengestellt, wie er auch noch zu Goethes Straßburger Zeiten (1770) bekannte: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer." Aber dieser Voltairesche Gott war nicht der des jungen Goethe, so wenig der Naturbegriff des Franzosen der seinige war. So viele würdige Gegenstände hatte der Freigeist „verbildet": Die Bibel hatte er verflacht und in seinem ewigen Kampf mit der Kirche und den „Pfaffen" verächtlich gemacht, die Sintflut zwar gegenüber den Enzyklopädisten und Buffon, die sie, wie auch die Bildung der Erdoberfläche, natürlich zu erklären suchten, als Wunder hingenommen, aber dabei jeder Vernunft entsagt, da er die Herkunft versteinter Muscheln aus dem Meere leugnete und sie auf — christliche Pilger zurückführte. Dieser Voltaire war in der Tat „bejahrt" geworden, gleich der Literatur, die er, der Abgott so vieler Könige, einige Menschenalter hindurch beherrscht hatte. Ganz gewiß hatte auch der junge Goethe, ehe er sich — von Herder geleitet — mit seinen Freunden von Voltaire abwandte, entscheidende Einflüsse von ihm gewonnen. Noch in den „Ephemerides" bezeugen zwei kleine Stellen die Lektüre zweier im Jahre 1769 erschienenen, polemischen Schriften Voltaires. Dann faßt er in „Rameaus Neffe" sein Urteil über ihn dahin zusammen, daß er in ihm ein Individuum erblickt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherrn in sich begreift, alle vereinzelten Anlagen vereinigt und dessen glänzenden Talenten nur zwei Fähigkeiten fehlten: Die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung. Und noch am 3. Januar 1830 hat der Greis, dankbar wie immer für alle Bildungseinflüsse seines Lebens, gegenüber Eckermann bekannt: „Sie haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältnis zur Natur zu stellen."

In diesem Verteidigungszustande und Kampfe um eine eigene Welt- und Naturanschauung sehen wir den Straßburger Studenten und seine deutschen Kommilitonen auch gegenüber den Enzyklopädisten und Materialisten. Suchten sie überall nur das lebendige Wissen, die Erfahrung, das kräftige Handeln und Dichten, so fanden sie bei ihnen nur tote Ab-

straktion und graue Theorie. Trat man dort wie in den ungeheuren Mechanismus einer Weberfabrik, bei dessen Betrachtung uns der Rock auf dem Leibe verleidet wird, so hatte man hier das Gefühl, in ein Grabgewölbe zu kommen, so totenhaft und kimmerisch erschien alles. An Holbachs Système de la Nature besonders erläutert Goethe die Grundsätze und Empfindungen, die ihn und seine Freunde damals beseelten. Hätten sie zur Philosophie überhaupt einen Hang empfunden, dieses Buch hätte ihn vertreiben müssen. Welche Metaphysik und welche Auffassung der Natur! In dieser tristen, atheistischen Halbnacht gab es nur eine von Ewigkeit her bewegte Materie, die alles mit Notwendigkeit aus sich erzeugte und darum für Gott keinen Platz übrig hatte. Warum aber, wenn alles notwendig, nicht auch Gott? Und wo bleibt in diesem Chaos wüster Kräfte das Reich der inneren Welt, das Gebiet der Freiheit, die der Mensch so lebhaft fühlt, und des Gewissens, das er als deren Gegengewicht nicht minder erhebend spürt? Woher stammt die Mannigfaltigkeit und auch wieder die Ordnung dieser schönen Welt, dieses Kosmos? Was erzählte dieses „System der Natur" von dem herrlichen All, dem sichtbaren und fühlbaren, das die Sinne und Herzen erfüllt, von der Natur, der großen „Abgöttin" der jungen Seelen? So fragten sie enttäuscht und angewidert von dem trostlosen, inhaltsleeren Werk, das ihnen nirgends eine Anschauung und statt ihrer nur einige „hingepfahlte" allgemeine Begriffe bot. (Das von Goethe auch in der „Geschichte der Farbenlehre" gebrauchte Wort erklärt er in den „Maximen und Reflexionen" nach seinem holländischen Ursprung (bepaalt=bestimmt) und wendet es auch hier auf die Begrenzung der Begriffe an.) Die jungen Burschen verstanden nicht, wie dieses zum Feuertod verdammte Buch, dieses Gespenst, gefährlich sein könnte. Aber es gab doch unter den Franzosen auch einige Literaten, die ihnen zusagten, die in den Ruf ihres Herzens nach Wahrheit und Natur einstimmten, ja, ihn früher und lauter erhoben hatten, als sie selbst. Goethe läßt in seinen Ausführungen gewissermaßen immer nur zwischen den Zeilen durchblicken, welche Kräfte damals in Frankreich auf die große politische und soziale, und welche in Deutschland auf eine literarische Revolution hinwirkten; aber zweier Führer dieser Bewegung gedenkt er doch nachdrücklich: Rousseaus und Diderots, die „von dem geselligen Leben einen Eckelbegriff verbreiteten, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien".

Weit mehr als sein Verhältnis zu dem greisenhaft gewordenen Voltaire interessiert uns die Frage, wie der Straßburger Goethe zu R o u s s e a u stand. Mit seiner in den Ephemeriden bezeugten Lektüre setzte er nur

frühere Studien des berühmten Genfers fort, der mit seinem Rufe nach Rückkehr zur Natur begonnen hatte, die überzivilisierte Welt aufzurütteln. In Leipzig schon, in einem Brief vom Oktober 1767 an seine Schwester zitiert er, nachdem er von der „Verderbnis der heutigen Welt" gesprochen, „die verehrungswürdigste Wahrheit": „Plus que le meurs se raffinent, plus les hommes se depravent", in einem Schreiben an Behrisch vom gleichen Monat das Wort aus der „Neuen Heloise": „So wird's seyn morgen, übermorgen, und immer fort." Es ist eines der Lieblingsworte des jungen Goethe geworden, das er gebraucht, wenn ihm ein Liebesidyll vor Augen schwebt, so gegenüber Charlotte Buff am 11. September 1772, so zu Kestner am 14. April 1773; und nochmals hat er im zwölften Buch seiner Lebensbeschreibung den seligen und festlichen Wetzlarer Sommer mit jener „Weissagung" Rousseaus charakterisiert. Aus dieser Zeit stammt auch das wichtige Urteil Kestners (an von Hennings) vom 18. November 1772 über Goethe, daß er noch nicht „fest sei in principiis und noch erst nach einem gewissen System strebe": „Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben." Auch in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1772, in der Besprechung der Idyllen von Didérot und Geßner sind es Rousseausche Gedanken, wenn er von Empfindungen spricht, die aus der bürgerlichen Gesellschaft in die Einsamkeit führen. Die „Neue Heloise" wacht auch in ihm nochmals auf, als er im Jahre 1776 Leipzig wiedersieht und er seine veränderten Gefühle der neuen Freundin Charlotte in dem Ausruf gesteht: „Mais — ce n'est plus Julie —." An der Pleiße ist wohl auch, unter dem unmittelbaren Einfluß der „Nouvelle Heloise", lange vor den Leiden des jungen Werthers, jener merkwürdige Brief-Roman entstanden, der uns noch in dem Fragmente „Arianne an Wetty" erhalten ist. (Siehe M. Morris D. J. G. II, 51 ff.) Da das Bruchstück in dem Straßburger Konzeptheft, nachträglich auf freigebliebenem Raum geschrieben, unmittelbar vor dem Briefentwurf an Katharina Fabricius (aus Saarbrücken) vom 27. Juni steht, so ist die Fortsetzung des Romans ohne Zweifel in Goethes Elsässer Zeit erfolgt, jedoch erst im Herbst 1770, da ein darin enthaltener Satz („Der kälteste Sinn ist das Sehen") von Herder stammt. Der Inhalt des Romans behandelt Liebeswirren, wie sie Goethe in Leipzig selbst und an andern erlebt hat, ja es kehren sogar die Namen Leipziger Mädchen (in Abkürzungen oder Verkleinerungsformen) darin wieder. Die in dem Fragmente herrschende Stimmung hängt, nur ins Leichtfertige gesteigert, so enge mit der in jenem Saarbrückener Briefe geschilderten Liebesszene zusammen, daß man schon aus diesem Grunde das

Bruchstück in zeitliche Nähe desselben rücken und seine Entstehung in die Monate setzen muß, die bald der Lothringer Reise folgten, d. h., durch Herders Bekanntschaft bedingt, in die zweite Hälfte des Septembers oder, durch den Eintritt in das Sesenheimer Pfarrhaus begrenzt, in den Anfang des Oktobers; denn nach dem Erlebnis Friederike ist ein Stoff und eine Behandlungsart, wie Goethe sie in dem Briefroman gewählt hat, schlechterdings unmöglich. Es waren die letzten Ausklänge seines Leipziger Liebeslebens, die hier ausschwangen.

Nicht minder stark als die „Neue Heloise" wirkte Rousseaus Erziehungsroman „Emile" auf den Leipziger Studenten ein, der ohnedies für pädagogische Lehren so zugänglich war und sich selbst so gravitätisch als Erzieher gebärdete. „Emile bleibt Emile und wenn der Pastor zu Berlin närrisch würde", schreibt er an Professor Oeser am 14. Februar 1769 nach seiner Heimkehr. Und ausdrücklich hat er im achten Buch von „Dichtung und Wahrheit" seine Leipziger Erkrankung auf seine durch „mißverstandene Anregungen Rousseaus" hervorgerufene Abhärtungsversuche zurückgeführt. Kräftig schlägt nochmals der „Emile" im Jahre 1773 durch, wenn im „Brief des Pastors" vom Savoyischen Vikar und dessen schönen Worten über die Gnade die Rede ist, die man schon empfangen haben muß, um darnach zu verlangen. Auch weiterhin zeigen sich die Spuren Rousseaus in Goethes Dichtungen und Briefen. Aber schon im Laufe des Jahres 1773 wendet er sich kritisch gegen das Naturevangelium des Verfassers des „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes" und verspottet seine kulturfeindliche Lehre im „Satyros" und bekämpft sie im „Prometheus", der zu seinen Geschöpfen spricht: „Ihr seid nicht ausgeartet meine Kinder!" Dann hat er im Jahre 1774 seine Neue Heloise, den Briefroman „Werther" geschrieben, so tief und elementar, daß er mit dem Rousseauschen nur noch die Form gemein hatte und keiner Anregung durch ein französisches Vorbild bedurfte; denn „Werther mußte sein", wie er dem beleidigten Bräutigam Lottes erklärte. Eine weite Perspektive öffnet sich von hier aus auf Goethes Rousseau-Lektüre, die sich bis auf die botanischen Schriften erstreckt. Mit dem größten Anteil verfolgt er alle Produktionen des Genfers. Auf der zweiten Schweizerreise tritt er am Bieler See, wohin einst der Verfolgte geflüchtet, in seinen Dunstkreis und spricht seine Wirte. Es war ein Akt frommen Gedenkens; denn Rousseau war im Jahre zuvor, am 2. Juli 1778, gestorben. Von nun an läßt sich Goethe nichts von ihm entgehen, dessen er habhaft werden konnte, kein Werk, keinen Brief. Er läßt sich von Korona Schröter seine Lieder singen, deren er sich auch in einem be-

wundernden Brief an den Musiker Kayser (1781) und in Venedig bei den Barcarolen, später wieder erinnert, wie er auch in Neapel „des Hypochondrischen Jammers Rousseaus“, wohl im Hinblick auf die „Rêveries d'un promeneur solitaire“, gedenkt. Von Gotha aus, wo Fr. Melchior Grimm, ein persönlicher Bekannter Rousseaus, den deutschen Schöngeistern den Nachlaß des Toten vermittelte, empfängt er meist das Neueste von ihm und über ihn. 1781 berichtet er seiner Mutter über den Devin du Village (die berühmte Oper, die er schon in seiner frühen Jugend gehört hatte) und Grimms darauf bezügliche Flugschrift vom Jahre 1753. Rousseaus nachgelassene Briefe findet er „köstlich“, im gleichen Jahre 1782, wo er auch von Charlotte von Steins Mutter „die neue schöne Genfer Edition“ zum Geschenk erhält und der Geliebten schreibt: „Die Confessions sind dabey. Nur ein paar Blätter, die ich drinn gesehen habe, sind wie leuchtende Sterne, dencke dir so einige Bände! Welch ein Himmel voll! Welch ein Geschenck für die Menschheit ist ein edler Mensch!“ Er läßt sich dann von dem kleinen Fritz von Stein daraus vorlesen, obwohl diese Beichten, in denen sich der Bekenner bald drapiert, bald entblößt, eigentlich keine Jugendlektüre ist. Oft hat man ja Rousseaus „Confessions“ mit Goethes Selbstbekenntnissen verglichen und diese auch auf jene zurückgeführt, obwohl auch hier die äußere Anregung überschätzt wird und ganz hinter die innere Nötigung zurücktritt. Wie nahe hätte es Goethen gelegen, in diesen seinen Konfessionen Rousseau eine besondere Betrachtung zu widmen! Aber immer erwähnt er seiner nur sporadisch, auch hat er es unterlassen, wie er in einem Entwurf zum siebenten Buch seiner Lebensbeschreibung plante, in seiner prächtigen Entwicklung der deutschen Literatur Rousseaus Preisschrift gegen die Kultur zu streifen. Und woher dieses auffallende Schweigen? Empfing er etwa von dem großen Revolutionär nicht den tiefen Eindruck, den Kant, Herder, Schiller, den Lenz von dem „göttlichen“, den Klinger, wie Goethe sagt, der reinste Jünger jenes Naturevangeliums, vom „Emil“ erhalten hatte? Teilte er vielleicht nicht, wie dieser, Rousseaus Haupt- und Grundsatz: „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt“ und den Nachsatz: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen?“

Nein, er stimmte dieser Lehre nur als unreifer und hypochondrischer Leipziger Schüler zu. In Straßburg aber wandte er sich, so sehr er einzelnen Werken Rousseaus, dichterischen, wie dem „Pymalion“, juristischen, wie dem Contrat social, seinen Beifall spendete, von diesem Naturevangelium ab. Vornehmlich unter dem Einfluß Herders, der in Frankreich Rousseau überwunden hatte. Er vor allen war es, der ihm den Geist

der Geschichte erschloß, die Rousseau nur als eine Schädelstätte der Entartung und Verderbnis betrachtete, indes Jener darin den lebendigen Atem Gottes und das Ziel der Aufwärtsentwicklung der Menschheit erblickte. Nicht der gesteigerte, der zur höchsten Bildung seiner Kräfte emporgeschrittene Kulturmensch war das Ideal Rousseaus, sondern sein Gegenteil: Der primitive Wilde. Dieser Irrlehre mußte der junge Goethe abschwören, sobald er sich in das Rollen der Begebenheiten, in die Fluten der Zeiten gestürzt und die Luft der Geschichte geatmet hatte. Das geschah in Straßburg und ist bezeugt durch seine Hingabe an die Historie, die sich in Dramen wie Cäsar, Mahomet, Sokrates, Götz auswirkte und die der Erdgeist im Faust am gewaltigsten verrät, eine tiefe Neigung, die sich in Goethe mehr und mehr verstärkte, bis in die Entstehungszeit des „Egmont" und seine Bekanntschaft mit Justus Möser hinein, der in seiner Deutschheit und Feindschaft gegen alle französische Gleichheitsmacherei und Verallgemeinerung der Menschenrechte der gesundeste Rousseau-Gegner war. Aber nicht bloß mit dem Verächter der Kultur und Geschichte fühlte sich der Straßburger Goethe uneins, sondern er hatte auch ein ganz anderes Verhältnis zur Natur als deren Evangelist. Für Rousseau war sie eine bloße Folie der Zivilisation, eine Zuflucht und Heilmittel für den überfeinerten, verderbten Menschen; er betrachtete sie stets vom sozialen Gesichtspunkte aus. Für Goethe war sie bereits die Göttin, die gütige Mutter, die alles hegt und trägt, auch den Menschengeist; die sein Werden bestimmt und ihm nicht entgegengesetzt ist. Der Held des „Faust", der sich nach den Brüsten der Natur sehnt, ist ihr innigst verwandt, ist wahrhaft ihr Sohn, der ihre Kräfte in sich fühlt, so mächtig, daß er sich bis zur Götterhöhe vermißt. In ihm lebt die gleiche „Natur", wie in Shakespeares Menschen, aus denen jene, wie der junge Goethe in seiner Rede vom Oktober 1771 meint, weissagt, und die er den Geschöpfen anderer gegenüberstellt, die nur „Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben". Rousseau *sucht* in seinen empfindsamen Romanen die Natur, der junge, in Straßburg erstarkte Goethe *hat* sie bereits; jener verhält sich ihr gegenüber — nach Schillers ewig fruchtbarer und darum wahrer Unterscheidung — sentimentalisch, dieser aber naiv.

Trotz dieses fundamentalen Gegensatzes behauptet Goethe von sich und seinen Straßburger Genossen: „Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt." Wie konnte es auch anders sein, als daß der Umstürzler, der gegenüber den übrigen, „bejahrten und vornehmen" Franzosen den Straßburger Jünglingen so jung und naturfreudig erschien, ihre Sympathien fand! Aber genau besehen, schränkt Goethe sein Lob sofort ein, wenn er in Verbin-

dung mit der auf der Bühne herrschenden Lehre von der „falschen Natürlichkeit“ auch von Rousseaus falschem Bestreben spricht, die Kunst in die Natur aufzulösen. Diese Tendenz zeigt er am „Pygmalion“ auf, worin „der Künstler das Höchste, was Geist und Tat hervorgebracht, durch den gemeinsten Akt der Sinnlichkeit zerstören will.“ Begriffsverwirrend nennt Goethe, der den Stoff in Leipzig als komische Romanze behandelt hatte und der später in Prometheus und seiner Tochter Pandora seine Idee ganz anders kunstgemäß außer sich darstellte, dieses echt Rousseausche Motiv. Was er in „Dichtung und Wahrheit“ von der Höhe seines Kunstprinzips aus verurteilt, hat er aber in seiner Jugend, als Genießer, mit andern Augen betrachtet; denn im Januar 1773 schreibt er an Sophie von La Roche: „Pygmalion ist eine treffliche Arbeit; soviel Wahrheit und Güte des Gefühls, soviel Treuherzigkeit im Ausdruck.“ Dieser „erwachende Naturalismus“, wie Goethe in einem Schema zum elften Buche die „Mischung der Sinnlichkeit und des Artistischen“ bezeichnet, war es, der die Straßburger Naturbursche anzog; eine tiefere Weltanschauung aber verband sie mit Rousseau nicht.

Auch Didérot fühlten sie sich nur wegen seiner Natürlichkeit verwandt, worin er ihnen, im Gegensatz zu seinen gespreizten Landsleuten wie ein Deutscher erschien; sein „Standpunkt“ war ihnen zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit. Erst später hat Goethe diesen in seinen Schriften über Didérots Dialog „Rameaus Neffe“ und „Versuch über die Malerei“, mit lebhafter Bewunderung des geistreichen Franzosen, ermessen. Schon im französischen Theater seiner Vaterstadt, während des siebenjährigen Krieges, hatte er Didérots „Hausvater“ gesehen, dessen er — unter Erwähnung seiner Grundsätze und Beispiele, seiner Forderung der „natürlichsten Natürlichkeit“ — im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ gedenkt. In Straßburg mochte er den „Natürlichen Sohn“ kennengelernt haben. Der Dichter betätigte sich hier in einer Gattung der Komödie, dem ernsten Rührstück (genre sérieux), wofür er auch in seinen Kritiken — gegen die klassische Tragödie der Franzosen — gefochten hatte. Er öffnete mit diesen Stücken, die Lessing übersetzte, in Deutschland die Reihe der bürgerlich-moralischen Komödien, deren Verfasser (Sprickmann, Gemmingen, F. L. Schröder, Iffland u. a.) seinen Spuren zum Teil bis auf die Namen ihrer Werke folgten. Wenn Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, Didérots „Wilddiebe und Schleichhändler“ hätten ihn und seine Freunde entzückt, befindet er sich im Irrtum; denn die Erzählung Les deux amis de Bourbonne, worin dieses — in Deutschland bis zu Schillers „Räubern“ wuchernde — „Gesindel“ zu finden ist, erschien erst, als

Anhang zu Geßners Idyllen, im Jahre 1772, wo Goethe für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen nur die Idyllen Geßners besprach, während er die Kritik der moralischen Erzählungen Didérots in nächste Aussicht stellte. Wie Rousseau drängte Didérot auch auf der Bühne zur Natur. Auf den Brettern machte sich ein Naturalismus geltend, der den Schein strengster Wirklichkeit anstrebte. Das ideelle Bühnenlokal mit seinen perspektivischen Gesetzen verwandelte sich in geschlossene Räume und Stuben, und in diese Umgebung sollte sich das Stück und die Darstellung in realistischer Weise einfügen. In Paris hatten die Schauspieler das Lustspiel auf den Gipfel des „Kunstwahren" gebracht, indem sie die höchste Gewandtheit und Schicklichkeit des geselligen Lebens auf die Bühne verpflanzten, nun erblickten sie darin einen Fortschritt, daß sie sich ernste und tragische Stoffe aus dem bürgerlichen Leben, wie jene Stücke Didérots, erwählten, um mit der dadurch gehobenen Prosa die Unnatürlichkeit der Verse und Deklamation und Gestikulation zu verdrängen. Diese Darstellung des „Naturwahren", die der Theorie und den Bemühungen Didérots entsprach und die Goethe sowohl in seiner Lebensbeschreibung wie in seinen späteren Schriften über Didérot verurteilt, bedrohten auch die alte strenge rhythmische Tragödie. Goethe konnte diese Revolution in Straßburg mit eigenen Augen beobachten, und zwar auf dem französischen Theater am Broglieplatze, dem früheren Roßmarkte, von dessen Besuch er erst am Ende seines Straßburger Aufenthaltes spricht. Hier war, nachdem die Loeppersche zugrunde gegangen, die kurpfälzische Truppe des Prinzipals Theobald Marchand aufgetreten, die vorher und auch wieder später in Frankfurt spielte. Im Mai 1771 sah Jung-Stilling, wie er in seiner „Wanderschaft" erzählt, unter Marchands Leitung eine Aufführung von Weißes „Romeo und Julia" mit der berühmten Tragödin Abt in der Titelrolle, die Heinrich Leopold Wagner zu einer begeisterten Ode hinriß. Auch Goethe hat, wie aus seinem Brief an Herder aus dem Sommer 1771 zu entnehmen ist, dieser Vorstellung beigewohnt. Nicht minder blieb die Marchandsche Schauspielertruppe, wie die des Prinzipales Sebastiani, des ehemaligen Direktors Marchands, Goethes Freund Meyer aus Lindau in Erinnerung, der in seinen Briefen an Salzmann der Straßburger Theaterverhältnisse und des Kampfes gedenkt, den der Pfarrer Engel gegen das Schauspiel führte. Besonders rühmt er darin den großen Schauspieler Jean Aufresne, der das künstlerische Vorbild Marchands war und wohl auch durch ihn nach Straßburg gekommen war, nachdem er in Paris mit seiner naturalistischen Spielweise gegenüber dem geschlossenen Theaterpersonal nicht durchzudringen vermochte. Goethe sah ihn als würdevollen Darsteller des Augustus

in Corneilles „Cinna“ und in der Rolle des Racineschen „Mithridat“. Was Voltaire und der große Friedrich in ihren Briefen übereinstimmend von ihm berichteten, entzückte auch den jungen Goethe: Das edle, gefällige Wesen, das überlegte, ruhige und dabei gefühlvolle und kräftige Spiel des schönen, schlanken Mannes. Wenn er aller Unnatur den Krieg erklärte und die höchste Wahrheit auszudrücken suchte, so war er einer der wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen — einer jener geübten Künstler, deren mißverstandene Vorzüge die Lehre von der falschen Natürlichkeit jederzeit veranlassen, wie Goethe, der Weimarer Theaterdirektor und Verfechter der „Kunstwahrheit“ warnend hinzufügt. So ist es kein Zweifel, daß Goethes Sympathien, trotz aller Bewunderung Aufresnes, auf der Seite des berühmten Henri-Louis Le Cain waren, des französischen Garrick und Voltaires „très grand soutien de la tragédie expirante“, „der seine Helden mit besondrem theatralischen Anstand, mit Erholung, Erhebung und Kraft spielte und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt“, Aufresnes Gegenpol, dem dieser auch sich bewußt entgegenstellte.

Im Anblick solch umwälzender Strömungen in der französischen Schauspielerkunst, angesichts so zwiespältiger dramatischer Erzeugnisse wie Rousseaus „Pygmalion“ und der naturalistischen Kämpfe Diderots um eine Reform der Komödie und des ganzen Theaters sieht man die deutschen Jünglinge in Straßburg mit sich selber im Streite, in ihren Kunstbegriffen verwirrt und dann „entschlossen, sich der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben“; denn vor allem beherrschte sie der Trieb nach Freiheit, der Drang, sich von den äußeren Dingen, ja von sich selbst unabhängig zu machen. Aber schon trugen sie ein Ideal im Herzen, das sie vor diesem Extrem bewahrte und ihr unbändiges Streben, die Natureigenheit ihres Ichs und die angemaßte, eingebildete Selbständigkeit ihres Willens einschränkte und mit der Notwendigkeit des Alls, das sie umgab, in Einklang setzte, das Vorbild eines Heros, „der sie zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten vorbereitete“. Es ist Shakespeare.

Man ginge fehl, wenn man annähme, daß die jungen Leute in Shakespeare nur den Dichter erblickten und verehrten. Er galt ihnen weit mehr. Er war für sie der Inbegriff der kraftvollen, heldenhaften Männlichkeit, aller der Tugenden, die eben den Franzosen fehlten. Wir können uns die Begeisterung des Straßburger Freundeskreises, der Jung, Lerse, Wagner, Lenz nicht enthusiastisch genug vorstellen. Von ihnen allen sind uns Zeugnisse eines wahren Shakespeare-Kultus überliefert, den sie in Reden,

Übersetzungen und Abhandlungen betätigten. Der große Brite in seiner seelischen Tiefe, mit seinem weltumspannenden Blick, seiner edlen Freiheit und seinem trotzigen Kämpfermut war ihnen die Verkörperung dessen, was sie im Innersten gegen die greisenhafte Schwäche, die philiströse Beschränktheit und das nüchterne Aufkläricht ihrer Zeitgenossen aufbäumen ließ, die Inkarnation der Selbstbehauptung und des Selbstgefühls. Er war für sie, die sich selbst als „Kraftgenies" empfanden, der Gipfel der Kraft und des genialen Wesens oder, um ihn mit einem ihrer Lieblingsausdrücke zu bezeichnen, der Prototyp eines „Kerls". Goethe hatte ihn schon in Leipzig, wenn auch nur oberflächlich, kennengelernt. Eine Anthologie, Dodds Beauties of Shakespeare, brachte ihm „die herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge" des Dichters in Aphorismen nahe, und diese erste Berührung mit dem Gewaltigen schuf ihm eine der schönsten Epochen seines Lebens. Alle Zitate aus Shakespeare, die der Leipziger Student in seine Briefe einflocht, sind aus William Dodds Blütenlese entnommen. Dann verschlang er Wielands (1742—1766 erschienene) Übersetzung, deren prosaische Form gerade in jenem frühen Stadium seiner Bekanntschaft mit dem englischen Dichter ihn belehren und fördern mußte. Mit diesen Studien sehen wir ihn, wie seine Briefe an die Leipziger Freunde verraten, nach seiner Rückkehr ins Elternhaus beschäftigt. Neben Oeser sind Shakespeare und Wieland seine „ächten Lehrer", die ihm „zeigten, wie er's besser machen sollte" anstatt der andern, die ihm nur „zeigten, daß er fehlte". Hier macht er auch schon Front gegen den Verkleinerer und Verleumder des großen Briten, gegen Voltaire, und er nennt ihn in einem Atem mit dessen gewaltigstem Gegner, mit Lessing, obwohl dieser deutsche Kämpe seine Hauptschlachten gegen den Franzosen erst später schlug: „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort tun können, kein kleinerer Geist wird einen größern überwinden." Eschenburgs „Versuch über Shakespeares Genie und Schriften" mit seiner ersten Übersetzung von Stellen aus dem Dichter las Goethe erst im Jahre ihres Erscheinens, Oktober 1771, und fand sie „abscheulich", wie er an Herder schrieb. Dieser erst hat ihn in die unergründlichen Tiefen und Schönheiten Shakespeares eingeführt. Er hatte schon in Königsberg, unter dem Einfluß Hamanns, das Studium des Briten begonnen, Lessings Fingerzeige in den Literaturbriefen mußten ihn darin bestärken, und bereits lagen, als er nach Straßburg kam, Übersetzungen aus „Hamlet", „Macbeth", „Lear", dem „Sommernachtstraum" von ihm vor. Seiner Braut schickte er Volkslieder aus den Dramen Shakespeares; denn als Volks- und Naturdichter erschien auch dieser

Poet ihm, wie allen späteren Stürmern und Drängern. Schon in Straßburg trug er sich mit den Gedanken des Shakespeare-Aufsatzes, den er zwei Jahre später in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst" veröffentlichte, und wir finden ihren Niederschlag in einem Dokument Goethes, das zwar erst im Herbst 1771 zu Frankfurt abgefaßt, aber in seinen Grundideen in Straßburg entstanden ist. Es ist die Rede „Zum Schäkespears Tag", die er am 14. Oktober in seiner Heimatsstadt hielt, dem gleichen Tage, an dem Lerse in Straßburg zu den Freunden sprach, die wohl auch Goethes Expektoration später als eine Art von Sendschreiben erhielten. Es ist eine Kundgebung, die uns den tiefsten Einblick in Goethes damaligen Geistes- und Seelenzustand gewährt. In ihrem teils burschikosen, teils dithyrambischen Stile verrät sie wenig von Shakespeare, dem nur einige allgemeine, wenn auch begeisterte Lobeserhebungen gezollt werden; aber der Rückschluß auf die Sinnesweise ihres Verfassers ist dafür um so interessanter. Überall spüren wir Herders Einflüsse und Vorbild. Auf die von ihm empfohlene Lektüre des Goldsmith, auf dessen Gedicht „the traveller" geht die Bezeichnung Shakespeares als des „größten Wanderers" zurück, ein Name, den sich Goethe in der nächsten Periode — in Leben und Poesie — selber beilegt und womit ihn der Freundeskreis zu Darmstadt benennt. „Wir ehren heute", so heißt es im Eingang der Rede, „das Andencken des größten Wandrers, und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns." Wir sehen: Der junge Goethe fühlt sich dem Briten verwandt, er spürt seine eigenen Kräfte und Geistesschwingen. „Ich!" hatte er vorher ausgerufen, „der ich mir Alles binn, da ich Alles nur durch mich kenne, so ruft ieder der sich fühlt" — und doch hatte er seine Schritte neben den „Siebenmeilenstiefeln" und „gigantischen Fußtapfen" des andern als zwerghaft empfunden. Dann ruft er wieder: „Schäkespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben, als mit Dir, wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen wenn du Orest wärest." So mischt sich in ihm das Gefühl der Ebenbürtigkeit und Ehrerbietung. Mit Recht hat Richard Weißenfels darauf hingewiesen, daß das Verhältnis Goethes zu Herder auf einer ganz ähnlichen Gemütsunterlage beruhte, daß jener in diesem vor allem das, was er selbst werden wollte, liebte, und daß ihm so der englische Dichter und der deutsche Mentor wesensverwandt erschienen. Unter Shakespeares „heiligem Bild" hatte Herder, wie er in seinem eigenen (schon im Sommer 1771 zu Bückeburg verfaßten, aber erst 1773 veröffentlichten) Shakespeare-Aufsatz schrieb, den jungen Freund „mehr als einmal umarmet". Diese Erinnerungen

zittern in der Frankfurter Rede nach, und wir vernehmen aus ihr ebenso stark die Stimme Herders, wie die seines Adepten. Ursprünglich sollte Herder seinen Aufsatz zum Frankfurter Shakespeare-Tag einsenden, aber da er ausblieb, sprang Goethe ein und machte sich auch so schon äußerlich zum Stellvertreter seines Lehrers. Ausdrücklich hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" auf Herders Aufsatz hingewiesen, als das unmittelbare Zeugnis dessen, was damals in der Straßburger Sozietät gedacht, gesprochen und verhandelt worden. Auch Lerses Festrede, die uns in A. Stöbers „Roederer" teilweise aufbewahrt ist, verriet diese Spuren, auch sie feiert den Briten als „Schüler und Liebling der einfältigen Natur" gegenüber dem seichten Zeitalter der Aufklärung und dem undankbaren Voltaire, dessen „rauchender Feuerbrand Zayre aus dem hellbrennenden Scheiterhaufen Othello gestohlen" sei. Aber in der enthusiastischen Hingabe an Shakespeare übertraf Goethe alle andern. Und sein „Bekenntnis, daß etwas Höheres über ihm schwebe", steckte sie an: er hatte in Shakespeare das Ideal des Dichters gefunden, dem er nacheifern konnte, eine Weltanschauung, die ihn — anders als die der Franzosen — befriedigte, eine Persönlichkeit, die ihn über alles Kleinliche, Enge, Gekünstelte hinaushob. Einige Sätze seiner Rede mögen diese Wirkungen bezeugen: „Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhaffteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und danck sey meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhafft was ich gewonnen habe" . . . „Schäkespears Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke, drehen sich alle um den geheimen Punkt, /: den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat :/ in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die prätendierte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber, umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln." . . . „Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Schäkespears Menschen. Da hab ich sie alle überm Hals. Laßt mir Lufft daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in Colossalischer Größe; darin liegts daß wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch s e i n e s Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschafft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen.

Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf, alles geschnürt und geziert, an uns fühlen, und an andern sehen. Ich schäme mich offt vor Schäkespearen, denn es kommt manchmal vor, daß ich beym ersten Blick dencke, das hätt ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich daß ich ein armer Sünder binn, daß aus Schäkespearn die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben."
... Fast wörtlich stimmt Herders Aufsatz mit diesen Wendungen überein, und so sehr haben seine Gedanken in Goethe nachgewirkt, daß wir sie noch in der Hamlet-Analyse des „Wilhelm Meister" zu erkennen vermögen. Auch Lenz ruft Goethe als Zeugen jener Gesinnungen an, und zwar in seinen „Anmerkungen übers Theater" nebst deren Beilage, der Übersetzung von „Love's labour's lost". Beide Arbeiten sind erst 1774 erschienen; aber offenbar waren seine „bilderstürmerischen" Äußerungen über die Bühne schon im Sommer 1771 der Straßburger Sozietät bekannt, worin er besonders gegen die „erschreckliche jämmerliche berühmte Bulle von den drei Einheiten" des Aristoteles wettert und am Schlusse Shakespeare dithyrambisch verherrlicht: „Seine Sprache ist die Sprache des kühnsten Genius, der Erd' und Himmel aufwühlt, Ausdruck zu den ihm zuströmenden Gedanken zu finden. Mensch, in jedem Verhältnis gleich bewandert, gleich stark, schlug er ein Theater fürs ganze menschliche Geschlecht auf, wo jeder stehn, staunen, sich freuen, sich wiederfinden konnte vom obersten bis zum untersten." Auch manches von Lenzens Übertragung der „Verlorenen Liebesmüh" mußte vorgelegen haben; denn Goethe zitiert als besonders gelungene Probe aus jener lustigen Zeit Lenzens „Epitaphium" des von der Prinzessin geschossenen Wildes. Die Übersetzungen der Quibbles, die Späße der Clowns, in deren Nachahmung der humorvolle Lenz Meister war, machten die größte Freude der Genossen aus und bildeten auch den Gegenstand ernsthafter Diskussionen. Wie fruchtbar jene Tage für alle Beteiligten waren, bezeugt Lenz mit seiner Apostrophe an Shakespeare, worin er Dantes Worte an Virgil auf ihn anwendet: Tu sei lo mio Maestro e'l mio autore, Jung-Stillings Bekenntnis, daß ihm die Bekanntschaft mit dem Briten „einen andern Schwung gegeben", H.L. Wagners Macbethübersetzung und „Briefe über die Seyler'sche Schauspieler-Gesellschaft", worin er vollständig mit dem französischen Theater bricht.

Nicht umsonst steht die Schilderung des Shakespeare-Kultus am Schlusse des Straßburger Kapitels in „Dichtung und Wahrheit". Das Studium des Briten bildete den Gipfel der damaligen Bestrebungen des jungen Goethe. Shakespeare bedeutet an jener Stelle für seine innere Ent-

wicklung ein Symbol. Unter diesem Sinnbild ist alles zu verstehen, was sich auf Goethes Selbstbefreiung bezieht. Er löst sich in jener Periode von allen bisherigen Vorurteilen, von allen falschen Mustern und Autoritäten und stellt sich auf sich selbst allein. Auf seinen schöpferischen Genius, auf sein produktives Talent. Seine Begriffe über Religion, Moral, Schönheit wandeln sich, seine ganze Weltanschauung wird eine andere. Mit dem grenzenlosen Erstarken seines Selbstgefühls nimmt ein ungehemmter Individualismus von ihm Besitz. Längst ist er nicht mehr der Gläubige der Pietistengemeinde, als der er noch in Straßburg eintrat. In Übereinstimmung mit Herder, der sich der Relativität des Wertes aller Religionen und des menschlich-natürlichen Ursprungs ihrer Urkunden so wohl bewußt war, hält er das Christentum, so sehr er auch auf diesem Boden stehenbleibt, nicht für die allgemeingültige Religion, den christlichen Gott nicht für den einzig wahren. In den „Ephemerides" läßt er es jedem frei, die Aussprüche der Heiligen Schrift nach seinem Urteil zu wenden. Alles Dogmatische fällt von ihm ab. Er ist schon auf dem Wege, sich ein Christentum für seinen Privatgebrauch, eine eigene Religion zu bilden. Er gibt sein Ich nicht auf, sondern behauptet es frei und männlich gegen die Weltordnung. Shakespeare ist ihm auch hier Vorbild. „Er wetteiferte mit dem Prometheus." Man hat geglaubt, diesen Vergleich auf den englischen Philosophen Shaftesbury zurückführen zu müssen, dem Goethe auch später seinen Begriff von der „inneren Form" des Kunstwerks und seine Anschauung von der Analogie des künstlerischen Schaffens und des Wirkens der Natur verdankt habe. Aber braucht man diese so breit und nachdrücklich betonte Abhängigkeit von zeitgenössischen Theorien bei einem Ingenium wie Goethe zu suchen, der doch wahrlich alle jene Kräfte und Betätigungen des Künstlers so mächtig in sich selber gefühlt hat, daß er, um sie zu erhellen, keiner Erleuchtung durch die Philosophen bedurfte? Flossen jene Bilder und Betrachtungen nicht vielmehr aus seinem eigensten Wesen? Sind sie in ihrer Einfachheit für ihn nicht ganz selbstverständlich? Auch hat er, der so gern und offen von seinen Lehrern und ihren Einflüssen sprach, des Shaftesbury – außer in der Gedenkrede auf Wieland (1813) – nirgends erwähnt als in einem Stammbucheintrag vom Jahre 1774, den man den allzu eifrig nach „Quellen" spürenden und den Reichtum des Genius doch gewaltig unterschätzenden Dienern des Wortes auch ins Album schreiben möchte: The most ingenious way of becoming foolish is by a system.

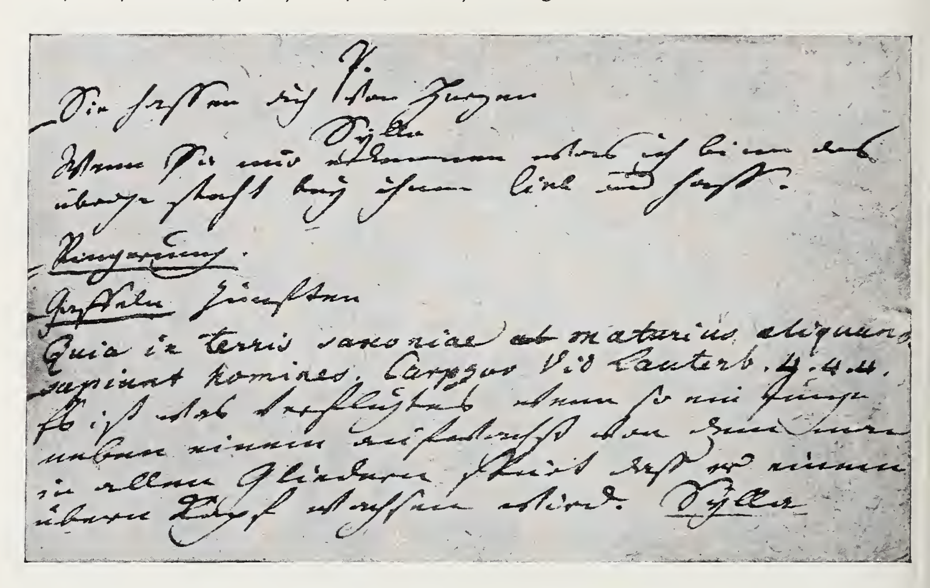
Wie Shakespeare und – Prometheus, dessen aus dem eigenen Wesen geschöpfter Selbstherrlichkeit und Schaffensfreude er bald eine seiner glü-

hendsten Jugenddichtungen widmen wird, erkennt er als seine Meisterin nur noch die Natur. Mit ihrem Geist, der auch der seinige ist, belebt er von nun an alle seine Gestalten. Er verwirft, wie der große Brite, allen Regelzwang, alle drückenden Theorien: „Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäsigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerckermäßig ängstlich, die Einheiten der Zeit und der Handlung lästige Fesseln unsrer Einbildungskrafft.“ Wie er hier gegen die „Herrn der Regeln“, besonders den Abgott der Franzosen, Corneille, zu Felde zieht, so verhöhnt er auch ihre Tragödie, deren Muster, das griechische Theater, er ihnen in seiner Größe und Ganzheit vorhält: „Französgen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu gros und zu schweer. Drum sind auch alle Französche Trauerspiele Parodien von sich selbst.“ Diese Shakespeare-Rede ist eine der gewaltigsten Absagen des jungen Goethe an den französischen Geist, der das Jahrhundert des Rationalismus beherrschte, eines der stärksten Bekenntnisse seines inneren Sturmes und Dranges. Auch Voltaire, der Shakespeareschänder, erfährt hier in wahrstem Wortsinn Goethes Geißel: „Voltaire der von ieher Profession machte, alle Maiestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Tersit bewiesen. Wäre ich Ulysses; er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren.“ Es ist Goethes deutsche Redlichkeit, seine deutsche Ehrfurcht, der sein Gemüt, wie er selbst sagt, von Natur zugeneigt war, sein deutsches Bedürfnis nach Heldenverehrung, die in dem „fritzisch“ gesinnten Jüngling gegen den frivolen, selbstgefälligen Franzosen aufbäumt, dessen Witz auf ewig mit dem Schönen und Edeln Krieg führte und dem weder die Helden und Heldinnen seiner eigenen Nation noch die der andern Völker, weder das Mädchen von Orleans noch der große Friedrich, sein Wohltäter, heilig waren. Für Goethe war es, wie der Bruder Martin im „Götz“ mit frommem Schauder spricht, „eine Wollust, einen großen Mann zu sehen“, sei es nun die Gestalt des deutschen Erwin oder des englischen Shakespeare oder des griechischen Sokrates. Diese freudig gefühlte Ehrerbietung, der eingeborene Drang, sich einem Höheren, Reineren dankbar und freiwillig hinzugeben, trieb ihn dazu, „die Geschichte eines der edelsten Deutschen, einen der Vorfahren, die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen, zu dramatisieren und im Leben darzustellen“, die Geschichte Gottfrieds von Berlichingen. Und diese Figur „des Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit“ spukt schon geisterhaft in ihm, während er seine Shakespearerede niederschreibt, und tritt im November 1771 ans Tageslicht. In keinem andern Drama Goethes wird und wirkt die Kunstweise und Gesinnung des Briten so lebendig als im freien, regellosen, die

Fesseln aller „Einheiten" sprengenden „Götz", worin Goethe das in die frischeste Tat umsetzt, was er in seiner Rede zu Shakesspeares Namenstag gepredigt hatte, so mutwillig und eigenmächtig, daß der nörgelnde Herder ihm vorwarf, Shakespeare habe ihn ganz verdorben, während er freilich seiner Caroline zugab, es stecke im Berlichingen ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit.

Und doch war es der große Erwecker, der seinen Straßburger Schüler auf diesen Weg geleitet hatte, durch dessen Lehre „seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert" und bereichert ward. Immer wieder vernehmen wir aus Goethes Shakespeare-Hymnus die feurige Predigerstimme Herders, die er selbst in seinen früheren Schriften wie in der ersten Fassung seines Shakespeare-Aufsatzes gegen die „abgezogene Moral", die leeren „locos communes und Klassifikationen", den „schönsten Predigerdunst von Lehren und Allgemeinheiten" erhebt und die lediglich die „charakteristisch individuelle" Denkweise des „ganzen Menschen" gelten lassen will. Herders Bild ist von dem Shakespeares, das sich der junge Goethe von seinem Heros machte und unter dem ihn sein Mentor mehr als einmal umarmte, gar nicht zu trennen. Er ist es, der ihn auf die Naturgewalt der Shakespeareschen Poesie, die ungeheure Kraft seiner gigantischen Menschen hinweist, die sich in ihrer Totalität fühlen und den Mut haben, sich ganz auf sich selbst zu stellen und ihr Ich gegen eine ganze Welt durchzusetzen, gleichviel, ob ihr Wesen nun „gut" oder „böse" heißen konnte. „Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Schäkespearen, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz, und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen, und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrne Menschen schreien bey ieder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr, er will uns fressen. Auf meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen, aus dem Elysium, des sogenanndten guten Geschmacks, wo sie schlaftruncken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Marck in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen, und doch zu faul sind um thätig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen." So lautet der Schluß seiner Shakespeare-Rede. Auch hier hat man unter die „edlen Philosophen" wieder Shaftesbury einreihen wollen, obwohl die (von Max Morris VI Seite 193) angeführte Stelle aus dem Soliloquy noch nicht einmal dem Wortlaute nach hierher paßt; doch zweifeln wir nicht, daß Goethe dabei keinen andern im Auge

hatte, als den „Philosophen" Hamlet, dessen Weisheit er sich so gerne „in's Ohr raunen" läßt und der das tiefsinnige Wort gebraucht, an sich sei etwas weder gut noch böse, erst das Denken mache es dazu. Es ist ein Ausspruch, den man auf Shakespeares „Quelle" Montaigne zurückführt, den ja auch der junge Goethe schon kannte. Auch späterhin hat er, in Übereinstimmung mit Spinoza, im „Ewigen Juden", in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen und besonders in einem Brief an Lavater sich zu der Lehre von der Relativität jener Begriffe bekannt: „Alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur."



Faksimile aus den „Ephemerides".
Universitäts-Bibliothek Straßburg.

In welch bedeutendem Maß der Straßburger Goethe in seiner Lebensweisheit und in seinem Dichten gefördert wurde, wie stark der Brite seine Phantasie in Schwung setzte, bezeugen seine Tagebuchblätter. An drei Stellen ist Lektüre Shakespearescher Stücke verzeichnet, Hinweise auf König Johann, Richard II. und Romeo und Julie, von der der junge Student das feine und einsichtige Wort prägt, diese Tragödie sei „eben das Sujet von Pyramus und Thisbe". Am befruchtendsten aber wirkt der Julius Cäsar auf ihn ein; denn er entwirft einen eigenen „Caesar", das Abbild seines Kraftgenietums, seines Selbstgefühls und seiner inneren Unabhängigkeit, wozu er sich in Straßburg – nicht am wenigsten durch

Shakespeares, des großen Wanderers, Beispiel im Fortschreiten und freien Umherblicken bestärkt — immer mehr durchgerungen hat. Am Ende der „Ephemerides" finden wir unter andern gelegentlichen Notizen Bruchstücke einer ersten Konzeption des Römerdramas, Fetzen kleiner Selbst- und Zwiegespräche hingestreut, die in ihrer urwüchsigen Sprache schon den nahenden „Götz" verkünden. Sie lauten, zur Übersicht vereinigt, also:

Wenn mein Nebenbuhler über mich kommen sollte, so lass ich mich hängen um über ihm zu seyn. (Worte des jungen Cäsar.)

Ich versichere euch, manchem grossen Mann, den ihr nur in tiefer Ehrfurcht anschaut, ward's offt weh um's Herz, wenn bey stiller Betrachtung, das Gefühl seiner Niedrigkeit über ihn kommt. Nur manchmal vermögen eure Bücklinge und eure Bewunderungen ihn aufzurichten; aber dann ist's ihm mehr komische Freude, als Zufriedenheit. (Sulla's Ausspruch?)

P (ompejus).

Sie hassen dich von Herzen.

Sylla (französ. Aussprache von Sulla).

Wenn sie nur erkennen was ich binn das übrige steht bey ihnen lieb und hass.

Es ist was verfluchtes wenn so ein Junge neben einem aufwachst von dem man in allen Gliedern spürt dass er einem übern Kopf wachsen wird. Sylla.

Er ist ein sakerments Kerl. Er kann so zur rechten Zeit respektuos und stillschweigend dastehn, und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopf nicken. (Sulla über Cäsar.)

Caesar du weist ich binn alles gleich müd, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja Servius ein braver Mann zu werden und zu bleiben, wünsch ich mir biss ans Ende große Ehrenwerte Feinde.

Servius niesst!

Caesar Glück zu Augur! Ich dancke dir.

So lang ich lebe sollen die Nichtswürdigen zittern und sie sollen das Herz nicht haben auf meinem Grabe sich zu freuen. (Worte Sulla's.)

Pompeius, Sulla und Cäsar — in dieser Welt gewaltiger, energievoller, eigensüchtiger und eigenmächtiger Menschen fühlt sich der junge Dichter wohl und heimisch. Einer größer als der andere und keiner, der dem anderen zu weichen Lust hat, weil jeder sich selbst für den Tüchtigsten hält! Und gar Cäsar! Unwillkürlich denkt man beim Zwiegespräch zwischen ihm und Sulla an Goethe und — Herder. Wie Goethe in seiner Shakespearerede gleichsam durch den Mund Herders spricht, so schiebt sich hier, in dieser sicherlich von Shakespeares Geist und insbesondere von seinem Drama „Julius Cäsar" inspirierten Skizze, ein Motiv unter, das Goethes Verhältnis zu Herder betrifft. Wir sehen das junge Genie äußerlich noch abhängig von dem überragenden Meister, dessen Bekanntschaft, wie er selbst gesteht, das bedeutendste Ereignis seiner an Erlebnissen so reichen Straßburger Zeit war; aber schon kämpft er innerlich um seine Selbständigkeit und die Eigenart seines Wesens. Schon in Straßburg regt sich in ihm gegenüber der drückenden Übermacht Herders, der ihn mit allen Mitteln seiner verletzenden Spottsucht darniederhalten will, das Bewußtsein seiner Kraft. Wir haben verfolgt, wie er sich schon in seinem Briefe vom Sommer 1771 gegen den galligen Tadler, der ihn mit dem — in seiner „Bilderfabel" wiederholten — Spitznamen eines „Spechtes" belegte, in erwachendem Gefühl seines Wertes und seines „ganzen" Selbst auflehnte, wie er dann zu Hause im Herbst des gleichen Jahres, auf eine schwere Kränkung des Dechanten, der ihn mit seinem „Nieseswurz", dem Horazischen Belehrungsmittel, an unrechtem Orte klüger machen wollte, seine Rechnung mit dem in seiner „spanischen" Amtstracht sich so autoritativ Gebärdenden bereinigte, und wie er einige Monate später ihn an den „gepeitschten Heliodor" des Makkabäerbuches und an die eigenen Hundestriemen erinnerte, wobei er seinen „Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung streichelte". Der ihn aufs Tiefste erregende Zwiespalt zwischen neidloser Bewunderung und Selbstgefühl, zwischen dankbarer Hingebung an seinen Erwecker und der mehr und mehr hervorbrechenden Empfindung seiner eigenen Riesenkräfte mußte endlich einmal einen Ausgleich erfahren.

Wenn Herder seinem jungen Trabanten zu Shakespeare, dem größten Wanderer aller Zeiten, dem prometheischen Vorbild eines schöpferischen Dichters und eines universellen, von der Natur inspirierten und das Leben meisternden Menschen den Weg bahnte, in dessen Werken man wie in den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals blätterte, so erschloß er ihm auch

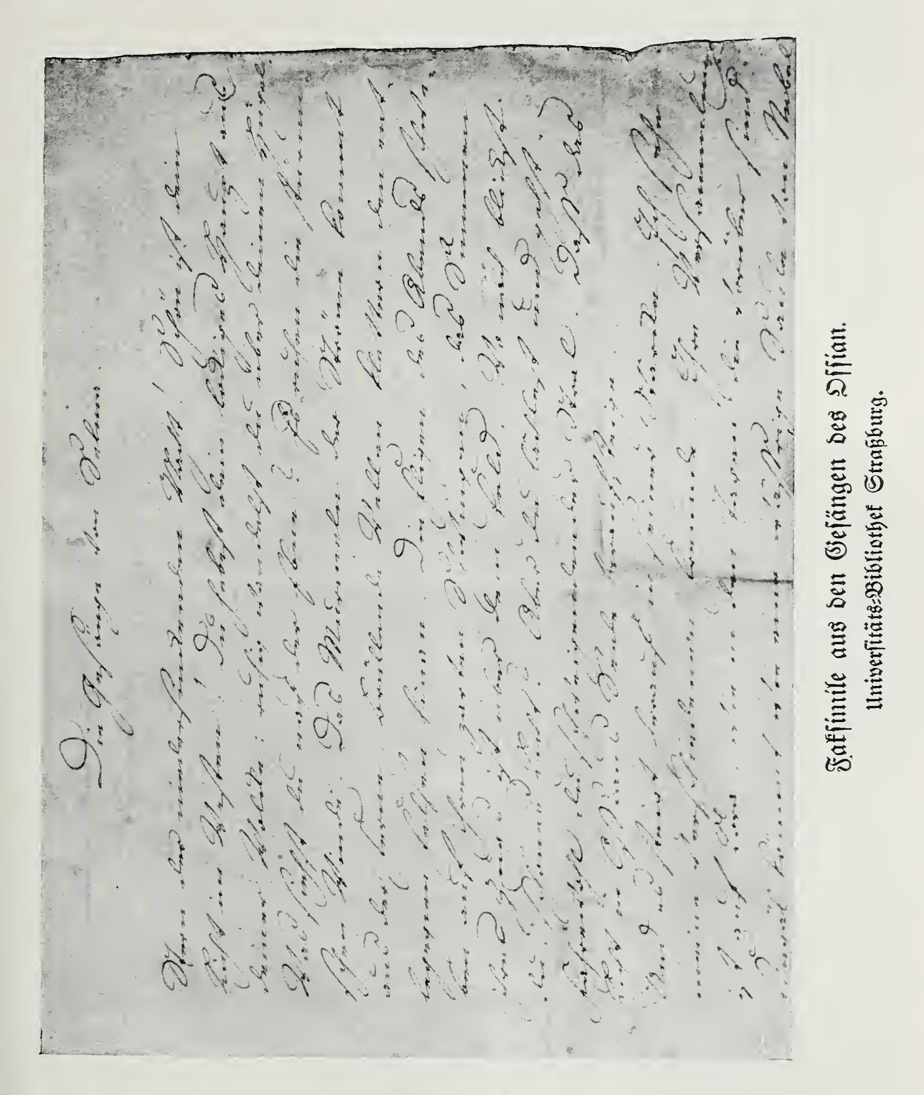
das tiefere Verständnis eines in seiner Weise nicht minder erhabenen, mit der „Natur- und Völkergabe“ der reinsten Poesie gesegneten Sängers und Weisen: Des Homer. Von Jugend auf, da er schon als Knabe auf seine erste Kunde von dem Dichter der Ilias das Märchen des „Neuen Paris“ gründete, begleiteten ihn der Grieche und seine Götter- und Heldengestalten, in seinen Leipziger Briefen an Cornelie und in seinen Frankfurter an Friederike Oeser kehren Erinnerungen an sie wieder, in Straßburg, im Juli 1770, klagt er dem jüngeren Hetzler über die Kostspieligkeit der Clarkeschen Übersetzung, da er — nach Herders Zeugnis — nur die dürftige Damm'sche Übertragung der Odyssee studierte. Erst auf Herders Anregung fängt er den Homer im Original zu lesen an, und wir hörten aus Herders Vergleich der Helden mit „frei watenden Störchen“, wie diese Erscheinungen die Seele des jungen Schülers erfüllten und weiteten, wie er nächtlicherweile mit Lerse den Griechen las und ihn nach Sesenheim mit sich nahm. So ist auch der Name Homers im biographischen Schema vom Jahre 1770 als eines der Merk- und Stichworte verzeichnet. Ehe ihm das „Homerische Licht“ in der Wetzlarer Zeit, durch des Franzosen Guy und des Engländers Wood historisches Verständnis entzündet, aufs neue aufging, hatte er den Altvater nur von der Seite der Natur betrachtet, mit den Augen Herders, der ihn ganz zum gottgesandten Volkssänger machte und ausrief: „Leset Homer, als wenn er auf den Straßen sänge“ und „oh, ihr großen Meister aller Zeit, ihr Moses und Homere, ihr sangt durch Eingebung“. Zu diesen elementaren, naiven Geistern, aus deren Rhapsodien und Hymnen man noch die Poesie lauter und quellfrisch schöpfen konnte, gehörte ihm auch Ossian. Schon 1769, in einer Besprechung der Denisschen Übersetzung, hatte sich Herder mit Macphersons Heldengesängen, die man damals allgemein für gälische Originale hielt, beschäftigt. Dann entwarf er in Straßburg den Ossianaufsatz, der in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ im Jahre 1773 erschien, worin er so nachdrücklich und mit so starker Wirkung auf die Entwicklung der deutschen Lyrik auf die deutschen Volkslieder hinwies, die überall, ungesammelt, blühten und den schottischen gewiß nichts nachgäben. Auch Goethe spricht bereits in dem langen Brief an Friederike Oeser vom 14. Februar 1769 von Ossian und seinen Bemühungen, das „Costume“ des schottischen Dichters zu erklären. Nun trafen sie sich beide in diesen Neigungen, die Herder in Goethe noch verstärkte, wie er ja dem jungen Freunde auch wohl den Weg zu anderen nordischen Schriften, die, wie z. B. die Edda, der Saxo Grammaticus, die „Bücher zur skaldischen Literatur“ oder Mallets Geschichte Dänemarks, in den „Ephemerides“ angegeben

sind, gebahnt hat. „Ausbreitung der Dämmerungs- und Grabgefühle" heißt eine Notiz in den Entwürfen zum zehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit". Schon in Straßburg also nehmen diese weltschmerzlichen Empfindungen neben den kraftgenialischen Regungen von Goethe Besitz, und der Abklang seiner Leidenschaft für Friederike hat wohl die Vorliebe für die düstere, nebelhafte Bardenpoesie begünstigt. Wie im Herzen des jungen Werther Homer und Ossian nebeneinander wohnen und mit dem zunehmenden Leid der dunkle Schotte den sonnigen Griechen verdrängt, so mag es schon damals in Straßburg und Sesenheim in dem einst so freudig geschwellten Busen des Bräutigams grau und nächtig geworden sein. Im Herbst 1771 wirft er sich zu Frankfurt mit der ganzen Glut seiner Seele auf das „Original", vergleicht es mit Macphersons Übersetzung und sucht den Rhythmen in deutscher Übertragung gerecht zu werden. In dem langen Brief an Herder, der ihm von seiner gleichzeitigen Ossian-Abhandlung berichtet hat, wählt er Stellen aus dem siebenten Buch von Temora, zu dem Macpherson auch den gälischen Text abdruckte, setzt diesen neben den deutschen und vergleicht die englischen Balladen des Percy mit den schottischen Gesängen, deren „ungebildeter Ausdruck, wilde Ungleichheit des Sylbenmaßes, eigner Tonfall und nachdrücklich bestimmte Bilder" ihn in eine solche Freude versetzen, daß ihm „nichts drüber geht". In die „Leiden des jungen Werthers" sind, wie bekannt, die Übersetzungen einzelner Gesänge des Ossian, die Werther Lotten vorliest, übergegangen; aber schon in Straßburg sind sie entstanden, und Goethe schenkte das Manuskript, das dann an die dortige Universitätsbibliothek gelangte und erstmals von August Stöber wiedergegeben wurde, Friederiken, wobei jedoch nicht feststeht, ob er ihr die Handschrift selber überreichte oder erst von Frankfurt aus etwa in der Zeit, wo er sich mit der Ossianübersetzung beschäftigte, brieflich zusandte. Wie die Handschrift der „Mitschuldigen", die er für sie herstellte, so bezeugt auch diese neue Gabe Friederikens geistige Interessen und bekräftigt die Versicherung Goethes, wie sich ihr „Sinn und Gefühl zu ihm und an ihm herangebildet hatte".

Die Gesänge von Selma.

Stern der niedersinckenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebne? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fligen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zug's ist über dem Feld.

Wo nach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst. Fahrewohl du schweigender Stral. Dass das Licht in Ossians Seele heraufsteige.



Faksimile aus den Gesängen des Ossian.
Universitäts-Bibliothek Straßburg.

Und es steigt herauf in seiner Stärcke. Ich sehe meine verschiedenen Freunde. Ihre Versammlung ist auf Lora, wie in den Tagen die vorüber sind. Fingal kömmt wie eine wässrige Säule von Nebel; seine Helden sind um ihn her. Und sieh! Die Sänger der Lieder; grauhariger Ullin! ansehnlicher Ryno! Alpin mit der melodischen Stimme! und die sanfte Klage

von Minona! O wie habt ihr euch verändert, meine Freunde, seit den festlichen Tagen von Selma; da wir wetteiferten wie Lüffte des Frühlings, sie fliegen über den Hügel und beugen wechselnd das sanftlispelnde Gras.

Minona trat hervor in ihrer Schönheit mit niedergeschlagenem Blick und weinendem Auge. Schweer flossen ihr die Locken am Wind, der nur manchmal vom Hügel her sties. Die Seelen der Helden wurden trüb, da sie die liebliche Stimme erhub; denn offt hatten sie das Grab Salgars gesehen, und die danckle Behausung der weisbusigen Colma. Colma blieb allein auf dem Hügel mit ihrer melodischen Stimme. Salgar hatte versprochen zu kommen, aber die Nacht stieg rings umher nieder. Hört die Stimme von Colma da sie allein sas am Hügel.

Colma.

Es ist Nacht;—Ich binn allein verlohren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind braust zwischen dem Berge. Der Wasserfall sausst den Felsen hinab. Keine Hütte nimmt mich vorm Regen auf. Ich bin verloren auf dem stürmischen Hügel.

Tritt, o Mond! hervor hinter deiner Wolcke; Sterne der Nacht erscheint. Ist denn kein Licht das mich führe zum Platz wo mein Liebster ausruht von der Mühe der Jagd! Sein Bogen neben ihm ohngespannt. Seine Hunde schnobend um ihn her. Aber hier muss ich allein sitzen an dem Felsen des mosigen Stroms. Und der Strom und der Wind sausst, und ich kann nicht hören die Stimme meines Geliebten.

Und wie, mein Salgar, wie, der Sohn des Hügels hält sein Versprechen nicht? Hier ist der Felsen und der Baum, und hier der wilde Strom. Du versprachst mit der Nacht hier zu seyn. Ach! wohin ist mein Salgar gangen. Mit dir wollt ich meinem Vater entfliehn; mit dir meinem stolzen Bruder. Unsre Stämme sind lange schon Feind, aber wir sind nicht Feinde, o Salgar.

Ruh eine Weile, o Wind! Strom sey eine Weile still, dass meine Stimm' über die Haide schalle, und mich mein Wandrer höre. Salgar! Ich binn's das rufft. Hier ist der Baum und der Fels. Salgar mein Liebster! ich binn hier. Warum zögerst du zu kommen?

Sieh! der Mond erscheint. Die Flut glänzt in dem Thal. Die Felsen sind grau an dem Hange des Hügels. Aber ich seh ihn nicht auf dem Pfad. Keine Hunde vor ihm her verkünden dass er kommt. Hier muss ich sitzen allein.

Aber wer sind die, die vor mir auf der Haide liegen? Ist's nicht mein Liebster und mein Bruder? Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Ach, ich fürchte — Ah! Sie sind todt. Ihre Schwerter sind roth vom Gefecht. O mein Bruder! mein Bruder! warum hast du meinen Salgar erschlagen? warum, o Salgar, hast du meinen Bruder erschlagen? Lieb wart ihr mir beyde! Was soll ich zu euerm Ruhm sagen? Du warst schön auf dem Hügel unter tausenden; er war schröcklich in dem Gefecht. Redet; hört meine Stimme, Söhne meiner Liebe. Aber ach! sie sind stumm; Stumm für ewig, ihr Busen ist kalt wie das Grab.

Oh! von dem Felsen des Hügels; von dem Gipfel des windigen Berges, redet ihr Geister der Todten! Redet, ich will nicht erschröcken. — Wohin seyd ihr zu ruhen gegangen? In welcher Höhle des Hügels kann ich euch finden? Keine schwache Stimme vernehm ich im Wind, keine halbverwehte Antwort in den Stürmen des Hügels.

Ich sitze in meinem Jammer. Ich erwarte den Morgen in meinen Trähnen. Erhebt das Grab ihr Freunde der Todten; aber schliesst es nicht biss Colma kommt. Mein Leben fliegt weg wie ein Traum: wie könnt ich zurück bleiben? Hier will ich mit meinen Freunden ruhn, an dem Strom des schallenden Fels. Wenn die Nacht über den Hügel kommt; wenn der Wind über die Haide bläst; dann soll mein Geist im Winde stehn, und meiner Freunde Todt betraur'n. Der Jäger höret mich unter seinem Reiserdach, und fürchtet meine Stimme und liebet sie. Denn süss soll meine Stimme seyn um meine Freunde, denn lieb waren sie beyde mir.

So war dein Gesang, Minona, sanft erröthendes Mädgen von Torman. Unsere Trähnen flossen um Colma, und unsre Seelen waren trüb. Ullin kam mit der Harfe, und sang Alpins Lied. Die Stimme Alpins war Lieblich, die Seele Rynos war ein Feuerstral. Aber sie ruhten schon im engen Haus, und ihre Stimme hörte man nicht in Selma. Ullin kam einst zurück von der Jagd eh die Helden fielen. Er vernahm ihren Streit am Hügel ihr Gesang war sanft aber traurig. Sie betrauerten den Fall Morars, des ersten der sterblichen Menschen. Seine Seele war wie die Seele Fingals; sein Schwert wie das Schwert Oskars. Aber er fiel, und sein Vater trauerte: seiner Schwester Augen waren voll Trähnen.

Minona's Augen waren voll Trähnen der Schwester des edelgebohrenen Morar. Sie wich zurück vor Ullins Gesang, wie der Mann im Westen, wenn er den Regen voraussieht, und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. Ich rührte die Harfe mit Ullin, der Trauergesang begann.

Ryno.

Der Wind und der Regen sind vorüber, still ist die Mitte des Tags. Die Wolken sind getheilt am Himmel. Über die grünen Hügel fliegt die unbeständige Sonne. Roth durch das steinige Thal kommt nieder der Strom von dem Hügel. Süs ist dein Gemurmel, o Strom, aber süser ist die Stimme die ich höre. Es ist die Stimme Alpins; der Sohn des Gesangs trauert um den Todten. Von Alter ist sein Haupt gebeugt und roth sein trähnevoll Aug. Alpin du Sohn des Gesangs, wie so allein auf dem schweigenden Hügel. Warum klagst du wie ein Windhauch im Wald; wie eine Well' um das ferne Gestade.

Alpin.

Meine Trähnen, o Ryno! sind für den Todten; meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlanck bist du auf dem Hügel; schön unter den Söhnen der Ebne. Aber du wirst fallen wie Morar; und auf deinem Grabe wird der Klagende sitzen. Die Hügel werden dich nicht mehr kennen; dein Bogen wird in deiner Halle liegen ohngespannt. Du warst leicht, o Morar! wie ein Reh auf dem Hügel, schröcklich wie ein feurig Meteor. Dein Grimm war wie der Sturm. Dein Schwert in der Schlacht, wie das Wetterleuchten im Feld. Deine Stimme war wie ein Strom nach dem Regen; wie der Donner auf fernen Hügeln. Viele stürzten durch deinen Arm; sie wurden verzehrt in den Flammen deines Zorns.

Aber wenn du zurück kehrtest vom Krieg, wie friedlich war deine Stirne. Dein Gesicht war gleich der Sonne nach dem Regen; gleich dem Mond in dem Schweigen der Nacht; still wie der Busen des Teichs wenn der laute Wind sich gelegt hat.

Eng ist nun deine Wohnung; finster der Platz deines Aufenthalts. Mit drey Schritten mess' ich dein Grab, o du der du sonst so gros warst. Vier Steine mit ihren mosigen Häuptern sind dein einziges Denkmal. Ein halbverdorrter Baum, langes Gras das im Winde flüstert, Zeigen dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Morar, fürwahr, du bist tief gesuncken. Du hast keine Mutter die dich beweinte, kein Mädgen mit ihren Trähnen der Liebe. Todt ist sie die dich gebahr gefallen ist die Tochter von Morglän.

Wer ist der auf seinem Stabe? Wer ist der, dessen Haupt von Alter so grau ist, dessen Augen von Trähnen so roth sind, der bei jedem Schritte wanckt. — Es ist dein Vater o Morar! der Vater keines Sohns ausser dir. Er hörte von deinem Ruhm in der Schlacht; er hörte von zerstreuten

Feinden. Er hörte von Morars Ruhm, wie? und hörte nichts von seiner Wunde? Weine du Vater von Morar! weine; aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten, tief ihr Küssen von Staub. Nimmer wird er deine Stimme vernehmen, nimmer wird er erwachen wenn du ihm rufst. Wann wird es morgen im Grabe werden, der den Schlummrer erwecke.

Fahre wohl du edelster der Menschen; du Erobrer im Feld. Doch das Feld wird dich nimmer mehr sehen; nimmer der Wald mehr erleuchtet werden vom Glanze deines Staals. Du hast keinen Sohn hinterlassen; aber der Gesang soll deinen Namen erhalten. Künftige Zeiten sollen von dir hören, sie sollen hören von dem gefallenen Morar.

Nun erhub sich die Trauer der Helden, aber am meisten Armins berstender Seufzer. Er dacht an den Tod seines Sohns; er fiel in den Tagen seiner Jugend. Carmor sas nächst an dem Helden, der Führer des schallenden Galmal. Warum birstet der Seufzer von Armin, sagt er? Ist hier eine Ursach zum Jammer. Der Gesang kömmt mit seiner Musick, die Seele zu schmelzen, und zu vergnügen. Er ist wie der sanfte Nebel, der von einem Teiche heraufsteigt, und über das schweigende Thal zieht; die grünen Blumen füllen sich mit Thau, aber die Sonne kehrt zurück in ihrer Stärcke, und der Nebel ist weg. Warum bist du so trüb o Armin, Führer der seeumgebenen Gorma.

Trüb! das binn ich fürwahr: und nicht gering die Ursach meines Jammers. Carmor, du hast keinen Sohn verlohren; du hast keine Tochter verlohren in ihrer Schönheit. Colgar der tapfere lebt; und Annira die schönste der Mädgen. Die Zweige deines Geschlechtes blühen, o Carmor! Aber Armin ist der letzte seines Stamms. Dunckel ist dein Bed o Daura! und tief dein Schlaf in dem Grabe. Wann wirst du erwachen mit deinem Gesang mit deiner Stimme der Lieder. Auf ihr Winde des Herbsts, auf; stürmt über die finstere Haide! Ihr Ströme der Berge, brüllt! heult ihr Stürme in dem Gipfel der Eiche! wandele durch zerrissene Wolcken o Mond! Zeige manchmal dein blasses Gesicht! Bring vor meine Seele iene schröckliche Nacht da alle meine Kinder fielen; Arindal der mächtige fiel; Daura die liebe dahinsanck. Daura meine Tochter du warst schön; schön wie der Mond auf den Hügeln von Fura; weis wie der gefallene Schnee; süs wie die athmende Luft. Arindal dein Bogen war starck, dein Speer war schnell in dem Feld. Dein Blick war wie Nebel über der Welle, dein Schild eine rothe Wolcke im Sturm. Armar berühmt im Kriege, kam und suchte Daura's Liebe, er ward nicht lang verschmäht; schön war die Hoffnung ihrer Freunde.

Erath der Sohn von Odgal, ergrimmte; seinen Bruder hatte Armar erschlagen. Er kam verkleidet in einen Sohn der See: schön war sein Kahn auf der Welle; weis seine Locken des Alters; ruhig seine ernstliche Stirne. Schönste der Mädgen, sprach er; liebliche Tochter von Armin! Ein Fels nicht weit in der See, trägt an seiner Seit' einen Baum, roth scheinet die Frucht aus der Ferne. Dort wartet Armar auf Daura. Ich kam seine Liebe zu holen, hinüber die rollende See.

Sie ging; und rief nach Armar. Niemand antwortete als der *Sohn des Felsens. Armar! Mein Liebster! Mein Liebster? Wie lange ängstest du mich mit Furcht? Höre, Sohn von Ardnart höre; es ist Daura die dich ruft. Erath der Verräther floh lachend zurück nach dem Land. Sie hub ihre Stimme auf, und rief nach ihrem Bruder und ihrem Vater. Arindal, Armin! Keiner seiner Daura zu helfen. Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn stieg nieder vom Hügel, wild in der Beute der Jagd. Seine Pfeile rasselten an seiner Seite; sein Bogen war in seiner Hand: fünf dunckel graue Docken strichen um seine Tritte. Er sah den kühnen Erath an dem Ufer, ergriff und band ihn an eine Eiche. Fest mit Riemen, rings um die Lenden gebunden beladet er den Wind mit seinem Geheule.

Arindal besteigt in seinem Nachen die Welle Dauren zum Lande zu bringen. Armar kam in seinem Grimm und schoß den graubefiederten Pfeil. Er klang; er sanck in dein Herz, o Arindal mein Sohn; für Erath den Verräther stirbst du. Das Ruder starrt' in seiner Hand, er sanck über den Felsen und verschied. Ach welcher Jammer Daura, ringsher um deine Füsse quillt deines Bruders Blut.

Den Nachen schlagen die Wellen entzwey. Armar stürzt sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Ein Windstos vom Hügel kömmt schnell über die Wellen. Er sanck, ich sah ihn nicht mehr.

Allein, von dem seeumstürmten Felsen hörte man meine Tochter jammern. Viel und laut war ihr Schreyn, und ihr Vater konnt sie nicht erlösen. Die ganze Nacht stund ich am Ufer. Ich sah sie beym schwachen Stral des Monds. Die ganze Nacht hört ich ihr Geschrey. Laut war der Wind, und der Regen schlug hart an die Seite des Felsens. Eh der Morgen erschien ward ihre Stimme schwach. Sie starb weg wie der Abendhauch, zwischen dem Gras auf dem Felsen. Verzehrt von Jammer verschied sie. Und ließ dich Armin allein: hin ist meine Stärke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

---

*) Das Echo.

Wenn die Stürme des Bergs kommen, Wenn der Nord die Wellen in die Höh' hebt; Sitz ich am schallenden Gestad, und schau auf den schröcklichen Felsen. Offt am niedersinckenden Mond seh' ich die Geister meiner Kinder. Halb unsichtbaar wandeln sie in traurigem Gespräch neben einander. Will keins von euch aus Mitleiden reden? Sie sehen ihren Vater nicht an. Ich bin trüb o Carmor; aber nicht gering die Ursach meines Schmerzens!

So waren die Worte der Barden in den Tagen des Gesangs; da der König den Klang der Harfen hörte, und die Geschichte vergangener Zeiten. Die Fürsten erschienen von allen ihren Hügeln, und hörten den lieblichen Ton. Sie priesen die Stimme von *Cona des ersten unter tausend Barden. Aber das Alter ist nun auf meiner Zunge, mein Geist ist weggeschwunden. Ich höre manchmal die Geister der Barden und lerne ihren lieblichen Gesang. Aber das Gedächtnis schwindet in meiner Seele. Ich höre den Ruf der Jahre. Sie sagen, wie sie vorübergehn: wie? singt Ossian. Bald wird er liegen im engen Haus, kein Barde seinen Ruhm erheben. Rollt hin ihr dunckelbraunen Jahre, ihr bringt mir keine Freude in eurem Lauf. Eröffnet Ossian sein Grab denn seine Stärcke ist dahin. Die Söhne des Gesangs sind zur Ruhe gegangen meine Stimme bleibt über, wie ein Hauch der fern um den seeumgebenen Felsen saust, wenn sich der Sturm gelegt hat. Das finstere Moos rauscht, und aus der Ferne sieht der Schiffer die wallenden Bäume. — So schwelgte der junge Goethe in Ossian.

Die wichtigsten Anregungen aber empfing er durch Herder auf einem Gebiete, das er, wie kein Anderer, umgepflügt, verjüngt und bemeistert hat, dem Volksliede. In seinem großartigen Instinkt für Alles, was die deutsche Literatur von Grund aus erneuern und umgestalten konnte, hatte Herder schon in den „Fragmenten" seine Landsleute aufgefordert, „sich, jeder nach seinen Kräften, nach alten Nationalliedern zu erkundigen", die man ebensogut bei uns finde, wie bei den Litauern, den Peruanern, den Troubadours, den Spaniern und Skalden. Frühe hat ihn die Sammlung und Übersetzung der Lieder verschiedener Nationen beschäftigt, die später als „Stimmen der Völker in Liedern" herausgegeben wurden, und Percys „Reliques of ancient English Poetry", die 1765 erschienen waren, hatten ihn zu Vergleichen zwischen der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst angeregt. In Straßburg setzte er diese Bemühungen fort und sandte Proben an Merck und seine Braut. Auch

*) Ossianen.

Goethe hat er, wie dieser in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, angetrieben, die Überlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen. Und der Schüler folgte dem Meister mit Freuden. Auf seinen Streifereien und Ausflügen sammelt er eifrig, „hascht aus denen Kehlen der ältsten Müttergens die überkommenen Lieder" und horcht auf die Melodien, denen

Faksimile aus den Volksliedern.
Universitäts-Bibliothek Straßburg.

er die eigenen Gedichte an Friederike unterlegt. Von Frankfurt aus schickte er zwölf Lieder, die er nach dem Begleitschreiben bisher als einen Schatz an seinem Herzen getragen, an Herder, in dessen Sammlung „Volkslieder" sie zum Teil übergingen, wie sie auch später in „Der Knaben Wunderhorn", dann bei Uhland und Simrock Aufnahme fanden. Neun dieser Lieder, von Goethe selbst — mit Ausnahme einer Strophe, die auf die

Hand einer älteren Person zurückzuführen ist — abgeschrieben, besaß mit dem Manuskript der „Ephemerides" Charlotte von Stein, deren Urenkel sie der Straßburger Landes- und Universitäts-Bibliothek im Jahr 1878 überließ. Jene zwölf von Goethe an Herder gesandten Gedichte hat Düntzer in der Sammlung „Aus Herders Nachlaß", der von ihm und Ferd. Gottfr. von Herder, Frankfurt 1856, herausgegeben wurde, vollständig abgedruckt. Herder nahm in seine Sammlung drei der von Goethe aus dem Elsaß heimgebrachten Lieder auf, aus der sie ins „Wunderhorn" übergingen, dessen Herausgeber, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, auch sieben der übrigen nicht aus Goethes Handschriften, sondern aus andern Quellen, und darum in abweichender Fassung, schöpften. Goethe begegnete diesen Liedern im Jahr 1805/6 wieder, als er den ihm gewidmeten ersten Band des „Wunderhorn" in der „Jen. Allg. Lit. Zeitg. mit freundlicher Behaglichkeit rezensierte" und zu fünfen der Gesänge, worauf sein Auge einst so innig ruhte, seine lapidaren Randglossen machte, ohne auch nur mit einem Wörtchen seines ehemaligen Sammeleifers zu gedenken. Und doch wirkten diese Lieder so tief auf die Dichtung seiner Frühzeit ein! Die Schlußszene des „Clavigo", da die Träger den Sarg mit der Leiche Mariens auf Befehl des Helden niedersetzen und er der Toten das Tuch abnimmt, um sie nochmals zu sehen, hat ihren Ursprung in der Strophe:

Halt still, halt still ihr Todtenträher
Lasst mich die Leich beschauen.
Er hub den Ladendeckel auf,
Und schaut ihr unter die Augen.

Und wer wollte ermessen, inwieweit alle die Motive von verbotener Liebe oder der Liebe eines Höhergestellten zu einem armen oder schlichten Bürgermädchen, von denen diese Volkslieder leben, den „Faust" gespeist oder gar die Tragödie Gretchens erst gezeitigt haben?

Das Lied vom Herrn von Falckenstein.

Es reit der Herr von Falckenstein,
Wohl über ein' breite Haide.
Was sieht er an dem Weege stehn?
Ein Maidel mit weissem Kleide.

Wohin wonaus du schöne Magd?
Was machen ihr hier alleine,
Wollen ihr die Nacht mein Schlafbule seyn,
So reiten ihr mit mir heime.

Mit euch heimreiten das thu ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen.
Ich binn der Herr von Falckenstein,
Und thu mich selber nennen.

Seyd ihr der Herr von Falckenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch beten um 'en Gefangnen mein,
Den will ich haben zur Ehe.

Den Gefangnen mein den geb ich dir nicht,
Im Turn muss er verfaulen;
Zu Falckenstein steht ein tiefer Turn,
Wohl zwischen zwo hohen Mauern.

Steht zu Falckenstein ein tiefer Turn,
Wohl zwischen zwey hohen Mauern;
So will ich an die Mauern stehn,
Und will ihm helfen trauern.

Sie ging den Turm wohl um und wieder um,
Feinslieb bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen.

Sie ging den Turm wohl um und wieder um,
Den Turn wollt sie aufschliessen.
Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär,
Keine Stund thät mich verdriessen.

Ey' dürfft ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein Knechten
So thät ich mi'm Herrn von Falckenstein
Um meinen Herzliebsten fechten.

Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Das wär mir immer eine Schande,
Ich will dir deinen Gefangenen geben.
Zieh mit ihm aus dem Lande.

Wohl aus dem Land da zieh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen,
Und wenn ich was hab liegen lahn
So darf ichs wieder holen.

Das Lied vom Pfalzgrafen.

Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein,
Er kehrt beym iungen Pfalzgrafen ein.

Gott grüs dich Pfalzgraf hübsch und fein,
Wo hast dein adlich Schwesterlein.

Was hast du nach meiner Schwester zu frag'n,
Sie ist dir viel zu adelich.

Soll sie mir viel zu adlich seyn
Sie hat führwahr ein Kindlein klein.

Hat sie fürwahr ein Kindlein klein,
So soll sie nimmer mein Schwester seyn.

Es stund nicht länger als drey Tag an,
Die iunge Gräfinn gefahren kam.

Als nun die Gräfinn gefahren kam,
Der iung Graf ihr entgegen sprang.

Gott grüs dich Schwester hübsch und fein,
Wo hast dein artlich Kindlein klein.

Hier fehlt die Strophe worinn sie das Kind ableugnet.

Er nimmt sie an ihrer schneeweisen Hand,
Und führt sie nach Holland zu dem Tanz.

Er tanzt am Winter die lange Nacht,
Biss dass ihr die Milch zur Brust naus brach.

Ach Bruder hör auf denn es ist gnug
Daheime weint mein Fleisch und Blut.

Er nimmt sie an ihrem schneeweisen Arm,
Und führt sie in die Kammer. Dass Gott erbarm.

Er tritt sie am Winter die lange Nacht,
Biss dass man Lung und Leber sah.

Ach Bruder hör auf dann es ist gnug
Es gehört dem König von Engl[and] zu.

Ach Schwester hättst du mir s eh gesagt,
Es wär mir ein lieber Schwager gewest.

Es stund kein halbviertel Jahr mehr an,
Der König von Engl[and] geritten kam.

Gott grüs dich Pfalzgr[af] hübsch u. fein
Wo hast dein adlich Schwesterlein.

Was hast nach meiner Schwester zu fragen,
Sie ist ietzt todt lebt nimmermehr.

Ist sie ietzt todt lebt nimmer mehr,
So hast du sie ums Leben bracht.

Was zog er aus? sein glitzrig Schwerdt,
Er stach's dem Pfalzgraf durch sein Herz.

Gelt Pfalzgraf gelt jetzt hast dein Lohn,
Warum hast deine Schwester nicht leben lohn

Er nahm das Kind wohl auf den Arm
Jetzt haben wir keine Mutter, dass Gott erbarm.

Er wiegt das Kindlein in süsse Ruh
Und ritt mit ihm nach England zu.

Das Lied vom iungen Grafen.

Ich steh auf einem hohen Berg,
Seh nunter in's tiefe Tahl;
Da sah ich ein Schifflein schweben,
Darinn drey Grafen sass'n.

Der alleriüngst der drunter war
Die in dem Schifflein sassn,
Der gebot seiner Liebe zu trincken
Aus einem # Venedischen Glas.

Was giebst mir lang zu trincken
Was schenckst du mir lang ein
Ich will ietzt in ein Kloster gehn,
Will Gottes Dienerinn seyn.

Willst du ietzt in ein Kloster gehn,
Willst Gottes Dienrinn seyn.
So geh in Gottes Nahmen
Deins gleichen giebts noch mehr.

Und als es war um Mitternacht,
Dem iung Graf träumts so schweer,
Dass sein Herz allerliebster Schatz
Ins Kloster gezogen wär.

---

nach der Tradition ein Glas das den Tranck vergifftete.

Auf Knecht steh auf und tummle dich,
Sattl' unser beyde Pferd,
Wir wollen reiten 'sey Tag oder Nacht,
Die Lieb ist reitenswehrt.

Und da sie vor ienes Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Tohr,
Fragt er nach iüngster Nonnen,
Die in dem Kloster war.

Das Nünngen kam gegangen,
In einem schneeweissen Kleid,
Ihr Härl war abgeschnitten,
Ihr rother Mund war bleich.

Der Knab er setzt sich nieder,
Er sass auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen
Brach ihm sein Herz entzwey.

So solls den stolzen Knaben gehn
Die trachten nach grosem Gut.
Nimm einer ein schwarzbraun Maidelein,
Wie's ihm gefallen thut.

Das Lied vom eifersüchtigen Knaben.

Es stehen drey Sternen am Himmel
Die geben der Lieb {einen / ihren} Schein
Gott grüs euch schönes Jungfräulein,
Wo bind ich mein Rösselein hin.

„Nimm du es dein Rösslein beym Zügel beym Zaum,
„Binds an es den Feigenbaum.
„Setz dich es ein Kleineweil nieder,
„Und mach mir ein kleine Kurzweil.

Ich kann es und mag es nicht sitzen
Mag auch nicht lustig seyn.
Mein Herzel ist mir betrübet
Feinslieb vonwegen dein.

Was zog er aus der Taschen?
Ein Messer war scharf und spitz,
Er stachs seiner Liebe durchs Herze
Dass rothe Blut gegen ihn spritzt.

Und da er's wieder herauser zog
Von Blut war es so roth.
Ach reicher Gott vom Himmel
Wie bitter wird mir es der Todt.

Was zog er ihr abe vom Finger
Ein rothes Goldringelein,
Er warf's in fliessig Wasser
Es gab seinen klaren Schein.

Schwimm hin schwimm her Goldringelein,
Biss an den tiefen See.
Mein Feinslieb ist mir gestorben
Jetzt hab ich kein Feinslieb mehr.

So gehts wenn ein Maidel zwey Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut.
Das haben wir beyde erfahren
Was falsche Liebe thut.

Das Lied vom Herren und der Magd.

Es war einmal ein edler Herr
Der hatt eine Magd gar schöne
Die spielten beyde ein halbes Jahr
Das Maidel ging gros schwanger.

Ach Herr, ach Herr ach edler Herr,
Von euch binn ich gros schwanger.
*
*

Seyd still, seyd still mein Töchterlein,
Der Reden seyd ihr stille.
Ich will dir Hänsgen den Stallknecht geben,
Dazu fünfhundert Gulden.

Hänsgen den Stallknecht mag ich nicht,
Gebt mir fünfhundert Gulden.
Ich will noch heut nach Werthelstein
Zu meiner lieb Frau Mutter.

Und als ich kam nach Werthelstein
Wohl auf die steinerne Brucken
Da kam mir die Liebe Mutter mein
Entgegen auf der Brucken.

Ach Tochter, liebe Tochter mein
Wie ist es dir ergangen,
Daß dir dein Röcklein vorn zu kurz
Und hinten viel zu lange.

Seyd still seyd still liebe Mutter mein.
Der Reden seyd ihr stille.
*
*

Seyd still seyd still liebe Tochter mein,
Der Reden seyd ihr stille.
Wenn wir das Kindlein geboren han
So wollen wir's lernen schwimmen.

Seyd still, seyd still liebe Mutter mein.
Der Reden seyd ihr stille
Wir schickens dem rechten Vater heim,
So bleiben wir im Lande.

Gebt mir Papier und eine Feder
Ein Brieflein will ich schreiben.
Macht mir ein Bettlein von Sammt und Seide,
Den Todt will ich drauf leiden.

Als er das Brieflein empfangen hat,
Geben ihm die Augen Wasser.
Ach Hänsgen lieber Stallknecht mein,
Sattel mir geschwind mein Pferde.

Ich muß noch heut nach Wertelstein
Zu meiner allerliebsten.
Er flog wohl über Stock und Stiel
Wie Vögel unterm Himmel.

Und als er kam nach Wertelstein,
Wohl auf die grüne Haide,
Begegnen ihm die Todtenträger
Mit einer Todtenleiche.

Halt still, halt still ihr Todtenträher
Lasst mich die Leich beschauen.
Er hub den Ladendeckel auf,
Und schaut ihr unter die Augen.

Er zog ein Messer aus seinem Sack
Und stach sich selber in's Herze,
Hast du gelitten den bittern Todt
So will ich leiden Schmerzen.

Das Lied vom verkleideten Grafen.

Es werbt ein iunger Grafen Sohn
Um's König seine Tochter.
Er werbt drey Tag und sieben Jahr
Und konnt sie nicht erfreyen.

Und da die sieben Jahr ummer waren,
Ein Brieflein thut sie schreiben.
Leg du dir weibisch Kleiderlein an
Flecht dir dein Haar in Seide.

Er reit vor seiner Schwester Tühr
Schwester bist du darinne.
Ach leih mir deinen braun seidenen Rock,
Flecht mir mein Haar in Seide.

Sie legt sich's aus und ziehts ihm an
Flecht ihm sein Haar in Seide
Sie legt ihm ein Silber Gesteck=Messerle dran
Er reit wohl über grün Haide.

Und da er auf die Haid 'naus kam,
Gar höflich thät sie singen,
Da war der Herr König und auch sein Kind
In einem hohen Zimmer.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Wer kann so höflich singen?
Es singet fürwahr eine schöne Jungfrau,
Dass durch die Berge tuht dringen.

Lass du sie nur reiten, lass du sie nur gehn,
Sie reit auf rechter Strassen,
Und wenn sie heimkommt vor unser Schloss Tohr,
Zum Stallknecht muss sie schlaffen.

Ach Papa lieber Papa mein,
Das wär uns beyden ein Schande,
Es schickt so mancher edle Herr
Sein Kind in fremde Lande.

Da es nun war am Abend spat
Vor die Schlosstühr kam sie geritten
Sie klopft mit ihrem Goldringelein an.
Feinslieb bist du darinne.

Und da sie in das Schloss nein kam,
Der König thät sie gleich fragen.
Sey du uns willkommen du schöne Jungfrau,
Oder hast du es ein Manne.

Ich hab es kein Mann, und will es kein Mann,
Ein Jungfer will ich bleiben,
Und wenn ich bey seiner Tochter es wär,
Die Zeit thät sie mir vertreiben.

Hast du es kein Mann, und willst es kein Mann,
Willst du ein Jungfer bleiben,
So must du bey meiner Tochter schlafen
Ihr Bett ist klare Seiden.

Und da es war um Mitternacht
Dem König träumts so schweere
Dass es fürwahr ein schön iung Knab,
Bey seiner Tochter wär.

Der König und der war ein artlicher Herr,
Bald thät er ein Licht anzünden.
Er ging von Bett biss wieder zu Bett,
Biss dass er die zwey thät finden.

Ach Papa lieber Papa mein
Lass uns nur beide gewähren
Gott ernährt so manchen Vogel in der Lufft
Er wird uns auch ernähren.

Das Lied vom Zimmergesellen.

Es war einmal ein Zimmergesell,
War gar ein iunges Blut,
Wer baute dem iungen Marckgrafen ein Haus,
Fünfhundert sechs Läden daran.

Und wie das Haus gebauet war
Legt er sich drunter und schlieff.
Da kam des iungen Marckgrafen sein Weib
Zum zweiten zum drittenmal rief.

Steh auf steh auf gut Zimmergesell
Denn es ist an der Zeit
Wenn dir beliebt bey mir zu schlafen,
An meinem schneeweissen Leib.

Ach nein, ach nein Marckgräfinn nein,
Das wär uns beyden ein Schand.
Und wenn es der iunge Marckgraf erfür
Wir müssten beyd aus dem Land.

Und da der beyden Wille geschah,
Sie meynten Sie wären allein,
Da kam die ältste Kammermagd
Zum Schlüsselloch schaut sie hinein,

Ach Herr ach edler Herre mein
Gros Wunder an euerem Weib!
Der Zimmergesell thut schlaffen
An ihrem schneeweisen Leib.

Und schläfft es nun der Zimmergesell
An ihrem schneeweissen Leib,
Einen Galgen will ich ihm bauen
Zu Basel wohl an dem Rhein.

Man führt den iungen Zimmergesell,
Auf's Rathhaus wohl in der Stadt
Sein Redel thät man ihm sprechen
Gehencket muss er seyn.

Da sprach der Burgemeister
Wir wollen ihn leben lahn,
Ist keiner unter uns allen
Der nicht hätt das gethan.

Was zog er aus dem Sacke?
Fünfhundert Goldgulden so roth.
Zieh hin zieh hin gut Zimmergesell
Darum kauf Wein und Brod.

Und wenn du das Geld verzehret hast,
So komm du wieder zu mir,
So will ich dir lassen geben
Den besten Malvasier.

Das Lied vom Lindenschmidt.

Es war ein ädlicher Lindenschmidt
Nährt sich auf freyer Landstrasen.
*
*
*

Und da es Juncker Kasper erfür
Setzt er seinem Bäuerlein das Käpplein auf
Und schickt es auf freyer Landstrasen
Wenn es den ädlichen Lindenschmiedt fand
Sollt es ihn gleich verrathen.

Das Bäuerlein schifft sich über den Rhein,
Gegen Franckenthal in ein Wirtshaus nein.
Herr Wirth habt ihr nichts zu essen?
Es kommen drey Wagen sind wohl beladen
Von Franckfurt aus der Messen.

Der Wirth der sagts dem Bäurlein zu,
Ja Wein und Brodt das hab ich gnug,
Im Stall da stehn drey Rosse
Die gehören dem ädlichen Lindenschmidt
Nährt sich auf freyer Landstrasen.

Das Bäurlein dacht in seinem Muth
Die Sache die wird werden gut,
Den Feind hab ich vernommen.
Gar bald er Juncker Kasper zu schrieb:
Er sollt gar eilend kommen.

Der Lindensch[midt] lag hinterm Tisch und schlief.
Sein Sohn ihm zum öftermal rief.
*
Steh auf herzliebster Vater mein,
Dein Verräther ist schon kommen.

Und da der Juncker Kasper zur Stube nein trat
Der Lindenschmidt von Herzen erschrack.
Lindenschmidt gib dich gefangen.
Zu Baden wohl am Galgen hoch
Daran da musst du hangen.

Der Lindenschmidt der war ein freyer Reutersmann,
Er als bald nach der Klingen sprang.
Wie wollen erst ritterlich fechten.
Aber es waren der Bluthunden zuviel
Sie schlugen ihn nieder zu Boden.

Ey kann und mags nicht anders seyn,
So bitt ich um mein Sohne, mein,
Und um mein Reutersiungen,
Ey haben sie iemand was leids gethan
Dazu hab ich sie gezwungen.

Der Juncker Kasper sprach nein dazu,
Das Kalb musſ leiden mit der Kuh,
Soll dir nicht weiter gelingen,
Als biſſ gen Baden in der werthen Stadt,
Soll dir dein Haupt abſpringen.

Sie wurden alle drey nach Baden gebracht,
Sie ſaſſen nicht länger als eine halbe Nacht
Der Tag war kaum angebrochen,
Da ward gehenckt der Lindenſchmidt
Sein Sohn und Reutersiunge.

Das Lied vom Grafen Friederich.

Graf Friedrich wollt ausreiten
Mit ſeinen Edelleuten,
Wollt hohlen ſeine liebe Braut
Die ihm zur Eh war wohl vertraut.

Als er mit ſeinem hellen Hauf
Reit einen hohen Berg hinauf
Da kam er auf dem Weeg
Auf einen ſehr ſchmaalen Steeg.

In dem Gedräng dem Grafen werth,
Schoſſ aus der Scheid ſein ſcharfes Schwerdt,
Verwundet ſeine liebe Braut
Die ihm zur Eh war wohl vertraut.

Was zog er aus? Sein Hemdlein weis
Drückts in die Wund mit groſem Fleis.
Das Hemd das war vom Blut ſo roth
Als ob man's draus gewaſchen hätt.

Und wie er in den Hof nein reit
Sein Mutter ihm entgegen ſchreyt.
Sey mir willkommen Sohne mein
Und alle die mit dir kommen ſeyn.

Wie iſt deine liebe Braut ſo bleich
Als ob ſie ein Kindlein hat geſäugt.
Wie iſt ſie alſo inniglich,
Ob ſie mit einem Kindlein ſchwanger iſt.

Ach ſchweig mein Mutter ſtille,
Und thus um meinetwillen,
Sie iſt kindshalben nicht ungeſund
Sie iſt biſſ auf den Todt verwundt.

Da es nun war die rechte Zeit
Eine köstlich Wirthschaft war bereit,
Mit aller Sach versehen wohl
Wie's eines Grafen Hochzeit soll.

Man setzt die Braut zu Tische
Man gab ihr Wildpret und Fische.
Man schenckt ihr ein den besten Wein,
Die Braut die wollt nicht frölig seyn.

Sie konnt weder trincken noch essen,
Ihr Unmut konnt sie nicht vergessen,
Sie sprach sie wollt es wäre die Zeit
Dass ihr ein Bettlein wär bereit.

Das hört die üble Schwörin
Und red gar bald hierüber.
Hab ich doch das noch nie gehört,
Dass eine Braut zu Bett begehrt.

Ach schweig mein Mutter stille
Hab daran kein Unwillen,
Sie redt es nicht aus falschem Grund,
Sie ist biss auf den Todt verwund.

Man führt die Braut zu Bette
Für Unmuth sie nichts redte,
Mit brennenden Kerzen und Fackeln gut,
Doch sie war traurig und ungemut

Graf Friedrich lieber Herre
Ich bitt euch gar so sehre,
Ihr wollt thun nach dem Willen mein,
Lasst mich die Nacht eine Jungfrau seyn.

Nur diese Nacht alleine,
Die andern fürbas keine.
So mir will Gott das Leben lahn,
Binn ich ihm fürbas untertahn.

Mein allerliebste Gemahlinn mein,
Der Bitt sollt ihr gewähret seyn.
Mein Schatz und Trost mein schönes Lieb.
Ob deinen Schmerzen ich mich betrüb.

Mein herzigs Lieb mein höchster Hort,
Ich bitt dich hör mich nur ein Wort.
Hab ich dich tödlich wund erkennt,
Verzeih mir das vor deinem End.

Ach allerliebster Gemahl und Herr,
Ich bitt euch bekümmert euch nicht so sehr.
Es ist euch alles verziehen schon,
Nichts arges habt ihr mir gethan.

Sie kehrt sich gegen die Wände,
Und nahm ein seeligs Ende,
In Gott end sie ihr Leben fein
Und blieb eine Jungfrau keusch und rein.

Zu Morgends wollt sie haben
Ihr Vater reichlich begaben,
Da war sie schon verschieden
In Gottes Nahmen und Frieden.

Ihr Vater fragt all Umständ
Wie sie genommen hat ein End.
Graf Friedrich sprach: ich armer Mann
Binn Gott sey Klag selbst Schuld daran.

Der Braut Vater sprach in Ungemut
Hast du verderbt ihr iunges Blut,
So must du auch darum aufgeben
Durch meine Hand dein iunges Leben.

In dem so zog er aus sein Schwerdt,
Er stach's dem edlen Grafen werth,
Mit grosen Schmerzen durch seinen Leib,
Dass er todt auf der Erden bleib.

Man band ihn an ein hohes Ross
Und schleppt ihn durch das tiefe Moos,
Darinn man seinen Leib begrub
Sein leiblich Farb er an sich hub.

Es stund nicht länger als drey Tag an,
Es wuchsen drey Lilien auf seinem Grab,
Daran da steht geschrieben
Dass er bey Gott geblieben.

Man grub ihn wieder aus dem Moos,
Man führt ihn auf sein festes Schloss,
Bey seiner Liebe man ihn begrub,
Sein leiblich Farb er an sich hub.

Er war den dritten Tag schon todt,
Noch blüht er wie die Rosen roth.
Sein Angesicht war freundlich gar,
Sein ganzer Leib war hell und klar.

Ein groses Wunder auch da geschah,
Das mancher Mensch glaubhäftig sah,
Seine Lieb er mit Armen umfieng,
Eine Red aus seinem Munde ging.

Und sprach Gott sey gebenedeyt,
Der uns gegeben die ewige Freud,
Weil ich bey meiner Bulen binn
Fahr ich aus dieser Welt dahin

Mit leichtem und geringem Muth,
Lass hinter mir mein unschuldig Blut.
Fahr ich aus dieser Welt dahin
Da ich aus Noth erlöset binn.

Das Lied vom braun Annel.

Es wollt ein Knab spazieren gehn,
Wollt vor braun Annels Laden stehn,
Er wusst nicht was er ihr verhies
Dass sie den Riegel schleichen lies;
Den Riegel wohl in die Ecken,
Zum br[aun] Annel wohl unter die Decken.

Sie liegen bey einander eine kl[eine] Kurzw[eil,]
Der iung Kn[ab] weckts br[aun] Annelein,
Steh auf es, geh an es den Laden,
Sieh ob es nicht irgends will tagen.
Bleib liegen mein Schätzel nur stille,
Es taget nach unserem Wille.

Sie liegen beyeinander eine kleine Kurzweil
Der iung Knab weckts braun Annelein.
Braun Maidel gab dem Laden einen Stos,
Scheint ihr die helle Sonne in Schoos,
Steh auf es mein Schätzel nur balde
Die Vögel singen im Walde.

Braun Annel war so hurtig in Eil,
Sie lies den Knaben herunter am Seil.
Sie meynt er wär nun bald drunnen,
So liegt er es so tief im kalt Brunnen.

Man zog ihn raus am dritten Tag,
Weint alles was da um ihn war,
Als nur braun Annel alleine,
Für Trauern konnt sie nicht weinen.

Ach Gott was war das für ein Mann,
Dass ich ihn nicht erkennen kann.
Ich hab ihn oftermal hören nennen,
Ich kan ihn doch nicht erkennen.

Es stund eine alte Frau dabey.
Schweig still schweig still braun Annelein,
Keine Nacht hast unter lassen,
Hast ihn alle Nacht zu dir gelassen.

Vom plauderhafften Knaben.

Es waren drey Junggesellen
Sie thäten was sie wöllen,
Sie hielten einen Rath
Zu Strasburg in der Stadt.
Und welcher diese lange Nacht,
Am besten schlafen täht.

Es war auch einer drunter
Der nichts verschweigen kunnte.
Es hat mir gestern spat
Ein Maidel zugeredt,
Sie will mich lassen schlafen
Bey ihr im Federbett.

Das Maidel steht an die Wände,
Hört's von Anfang bis zu Ende.
Verleih mir groser Gott
Den Witz und auch den Verstand
Das mir der lose Knab
Nicht kommt an meine Hand.

Da es nun war um viere,
Kam er geritten vor die Tühre.
Er klopfet also still
Mit seinem goldnen Ring
Ey schläfest oder wachest
Mein auserwähltes Kind.

Was wärs wenn ich nicht schliefe,
Und dich nicht 'reiner liesse.
Reit du nur immer hin
Wo du hergeritten bist.
Ich kann auch ruhig schlafen,
Wenn du schon nicht bey mir bist.

Wo soll ich dann hinreiten,
Es schlafen alle Leuten.
Es schlafen alle Leut
Und alle Bürgerskind,
Es reegnet und schneyet
Und geht ein kalter Wind.

Er sass sich auf einem Gaule,
Er schlug sich selber aufs Maule.
Hättst du nur stillgeschwiegen
Du lose Plapperzung.
Du bringst mich um das Liegen,
Bey dem schwarzbraun Maidlein iung.

Dort oben bey iener Linden
Wirst du deinen Schlafplatz finden,
Bind du es deinen Gaul
Wohl an denselben Baum,
Und lass mich ruhig schlafen
In meinem süsen Traum.

Zugabe.

Hab ein bucklich Männel g'nomme,
Hat mir s Gott erschaffe,
Ich und auch mein bucklich Männel
Gingen zu dem Pfaffe.

Da wir von dem Pfaffe kame
Ginge mir auch zu Tische,
Ich und auch mein bucklich Männel
Assen g'sotne Fische.

Da wir von dem Tische kame
Ginge mir auch zu Weine,
Ich und auch mein bucklich Männel
Truncke biss um neune.

Da wir von dem Weine kamen
Gingen wir auch zu Bette
Ich und auch mein bucklich Männel
Schlupfen unter d' Decke.

Da wir unter der Decke waren
Fing's Bette an zu krache.
Ich und auch mein bucklich Männel
Fingen an zu lachen

explicit.

Goethes Straßburger Aufenthalt näherte sich seinem Ende. Über die letzten Wochen hat er in seiner Lebensbeschreibung nur Andeutungen gemacht oder sich in allgemeinen Wendungen über allerlei in der Hast des Aufbruchs sich drängende Ereignisse ergangen. So spricht er auch von „manch angenehmer Fahrt nach dem obern Elsaß", die er mit seinen lustigen Genossen unternommen, und er schildert kurz, in sehr summarischer Weise eine Reise, die ihn die Vogesen entlang geführt habe. Hatte er im Jahre zuvor auf seiner Lothringer Tour den Norden und Westen des Elsasses durchritten, so wollte er nun, vor seinem Abschiede, auch noch den Süden des Landes, den herrlichen Sundgau, kennenlernen. Seine Gefährten nennt er nicht; doch denken wir unwillkürlich an den getreuen Lerse und auch, da von gemeinsamen Gelegenheitsdichtungen die Rede ist, an Wagner oder auch Meyer von Lindau, weniger an Lenz, der sonst wohl darüber irgend etwas hätte verlauten lassen. Goethe wollte sich wohl, den Widerhaken seines Liebesschmerzes in der Brust, in fröhlicher Gesellschaft und durch den Anblick unbekannter Gegenden zerstreuen, und die bevorstehende Promotion, mit der er es leicht nahm, hinderte solche Ausflüge nicht. So ging die Sommerfahrt zunächst nach der Abtei Molsheim an der Breusch, die, nur vier bis fünf Wegstunden von Straßburg entfernt, ehemals der Sitz des dortigen Domkapitels war. Merkwürdigerweise erwähnt Goethe die gothische Jesuitenkirche nicht, die als die schönste nach dem Straßburger Münster gilt, und er bewundert nur die Glasmalereien im Kreuzgang des Karthäuserklosters, die später, soweit sie der Zerstörungswut der Revolutionszeit entgangen waren, in die Straßburger Mairie gelangten und dort im Jahre 1870 zugrunde gingen. Zwischen Colmar und Schlettstadt, so berichtet er, habe man in der fruchtbaren Gegend, offenbar in der Erntezeit, „possierliche Hymnen an Ceres ertönen lassen", worin der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen wurde, Verse, die leider für uns verschollen sind und etwa im Geschmack des, von den übermütigen Studenten parodierten, Brockes gehalten sein mochten. Auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel der Früchte — es war ja die Ära der Physiokraten — sei von ihnen sehr lustig genommen worden, eine Kontroverse, die um so aktueller war, als das Vorjahr, wie Goethe es selbst auf seiner Lothringer Fahrt erlebte, eine Teuerung gebracht hatte und die Erwägung nahe legte, ob nicht durch ein Verbot der Getreide-Ausfuhr der Erntesegen im Lande zu erhalten sei. In Ensisheim, dem Ziel der Reise, dessen Erreichung mindestens eine Woche erforderte, spotteten die Jünglinge, als Kinder einer skeptischen Zeit und dem verach-

teten Voltaire nichts nachgebend, über den ungeheurn, in der Kirche aufgehängten Aërolithen, indem sie die Herkunft des — nach Humboldts Kosmos ursprünglich 276 Pfund schweren, im Jahre 1492 niedergegangenen — Meteors aus dem Welteuraum in Zweifel zogen. Noch zur Zeit der Abfassung des 11. Buches von „Dichtung und Wahrheit" erklärt Goethe das Phänomen als „luftgeboren", d. h. atmosphärischen Ursprungs, obwohl der „endemischen Zweifelsucht", wie Humboldt sagt, durch Biots



Das Kloster auf dem Odilienberg.
Kupferstich von Weis (18. Jahrhundert).

wissenschaftliche Untersuchungen schon 1803 ein Ziel gesetzt war und bereits die alten Griechen die kosmische Herkunft der Meteore kannten. Den Vater dieser Theorie, Anaxagoras, läßt Goethe in prächtigster Alterslaune als Vertreter des von ihm bekämpften Vulkanismus und Gegner des Neptunisten Thales in der Klassischen Walpurgisnacht des zweiten Faust zu Worte kommen, wobei er den prasselnd niedergefallenen Stein aber nicht etwa, wie die Überlieferung es will, dem Helios, sondern der gespenstigen Luna-Hekate zuschreibt und ihn also, mit beißender Satire, als einen blos in der Phantasie des Polterers spukenden Mondstein in

das Märchenreich verweist. Wie der Dichter es verstand und liebte, Jugenderlebnisse selbst in späten Jahren poetisch auszumünzen und zu erhöhen, zeigt eine andere Erfahrung, die ihm die Bereisung des Elsasses — dieses Mal des niederen — einbrachte. Er gedenkt noch einer „mit hundert, ja tausend Gläubigen begangenen" Wallfahrt auf den Odilienberg bei Barr, den Pindus und Wunderberg des Wasgengaues. Hier, in dieser Gegend, wo der Volksmund um Burgen und Höhen Sage an Sage reihte, umspinnt ihn wieder die Legende. Er steht an mythischer und historischer Stätte, betrachtet die aus keltischer oder römischer Zeit herstammende Heidenmauer und sinnt der Sage nach, die sich um die heilige Odilia, die Tochter des Herzogs Ethicho, die Schutzpatronin des Landes und der Augenkranken rankt: wie die blind geborene dem eigenen Erzeuger, der einen Sohn erhofft hatte, entflieht, bei der Taufe im Burgundischen Kloster das Augenlicht erhält, wie sie abermals dem Vater, der sie zu einer Heirat zwingen will, entrinnt und wunderbar gerettet wird, da sich der Verfolgten auf ihr Gebet ein Felsen öffnet, worin sie sich verbirgt. Der junge Dichter, dieser Steinritzen und Zuflucht eingedenk, erblickt die Kapelle, die erste ihrer frommen Gründungen, die den Sarg mit ihren Gebeinen bewahrt, und den Brunnen, die Odilienquelle bei Niedermünster, den sie wiederum dem Gesteine entlockt hatte, um einen Verdurstenden zu laben. Und der Schöpfer der Wahlverwandtschaften und der seelenvollen, ätherischen, mit allen geheimen Kräften der Erde und des Himmels verbundenen Ottilie gesteht: „Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

Es war wohl um die Mitte des Juli, beim Erhebungsfest der Reliquien der heiligen Odilie, als sich der im Elsaß von der Muse geweihte Dichter diese Keime seines schicksalhaftesten Romanes und der Gestalt ins aufgeschlossene Herz senkte, die neben Gretchen die ergreifendste seiner Dichtungen ist. Wie die Figur der Geliebten des Faust die rührenden Züge Friederikens trägt, so die der Geliebten Eduards die des anmutigen Minchens, die den alternden Goethe zu jenem Bekenntniswerke entflammte, „an dem Niemand eine tief leidenschaftliche Wunde zu verkennen vermag, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet". Befand sich der Jüngling, der droben auf dem Mirakelberg stand, nicht in der gleichen Lage? Noch blutete sein Herz von einer frischen Liebeswunde, gegen deren Vernarben es sich wehrte, wenn auch die Jugendkraft die Hei-

lung rascher förderte als das rückwärts gewandte, in unerwarteten Seligkeiten und süßen Erinnerungen sich wiegende Alter. Wunderbar mochten sich an dieser Wunderstätte in der Phantasie und im Gemüt des sinnigsten und sinnbildlichst schaffenden der Poeten die Fäden kreuzen und verschlingen, die ihm der Webstuhl der Zeit beschert hatte, die Götter und Genien des Landes, die seinen Eintritt und Ausgang, Willkommen und Abschied behüteten. Gedachte er auf dem Odilienberg, als er nochmals das „paradiesische, herrliche Elsaß" mit seinen Lynkeusaugen bis zum entfernten Blau der Schweizerberge überflog und mit dem schmerzlichen Gefühl des Fahnenflüchtigen, der auf Straßburgs Schanze das lockende Alphorn erklingen hörte, das Land seiner schönsten Jugendliebe segnete, am Odilienbrunnen auch der Tage, da er, an einen andern Brunnen gebannt, ein anderes Märchen in sich aufsteigen ließ, das Lied von einer holden Fee, deren Bild sich mischte aus den Zügen, die ihm die Geister des Wassers und des Waldes dieser deutschen Erde zugetragen hatten? Erinnerte sich der treulose Weltfahrer nochmals des Sesenheimer Ritters und der Liebe und Treue der Prinzessinnen des kleinen Hauses, die sein Kommen beseligt, sein Gehen vernichtet hat? Wer ergründet ein Dichterherz? Wer das Herz Goethes?

Den allerletzten Abschied aber nimmt er nicht von der Natur und nicht von den Menschen des gepriesenen Elsasses, sondern von seinem Wahrzeichen, das auch das Symbol des jungen Himmelstürmers geworden, vom Münster. Wir wissen, daß Goethe es aus künstlerischen, psychologischen und, wenn man so sagen darf, aus diplomatischen Erwägungen nochmals erscheinen läßt. Das in die Wolken steigende Zeichen soll alle irdische Dinge, die sich in seinem Bannkreis begeben haben, überschatten und den Blick des Beschauers auf das Dauernde und Ewige richten, soll den schmerzlichen und peinlichen Eindruck des Abschieds von Sesenheim, des Endes idyllischen Glückes verwischen und als das Sinnbild höchster deutscher Gesinnung und Bestrebung auch Goethes „Deutschheit" nochmals symbolisieren, die in Straßburg damals „emergierte" und zu der er dort erwacht war. Aber er erkennt selbst diesen Wunderbau des gewaltigen Erwin als unvollendetes Bruchstück und deutet damit an, daß selbst dem Genius Schranken gesetzt sind und dafür gesorgt ist, daß — nach dem Motto seiner Lebensbeschreibung — weder die Bäume noch die Türme in den Himmel wachsen. Auch auf der weiteren Lebensfahrt, zu der er sich rüstet, wird es Widerstände, Irrungen, Kämpfe, Zweifel geben und so mancher Traum und schöner Augenblick wird sich verflüchtigen, so manche glühende Herzenswünsche werden erkalten und so manche himmelanstrebende

Entwürfe als Trümmer am Weg des Lebens liegen bleiben. Und darum hat es auch wieder einen tiefen Sinn, wenn er den Besuch des Mannheimer Antikensaals an den Schluß des Elsasser Kapitels stellt. Schon hier, unter den Statuen und Kapitälen des klassischen Altertums, die ihn entzücken, trotzdem er über die wundersamen Eindrücke noch nicht zur Klarheit gelangen konnte, fängt sein „Glaube an die nordische Kunst etwas zu wanken an", das gothische Ideal weicht in die Ferne, sobald das Münster am westlichen Horizont verschwunden ist. Sein sonnenhaftes Auge trinkt zum erstenmal das Licht des Ostens. Seine schönheitsdurstige Seele sucht das Land der Griechen. Goethe-Faust ahnt schon jetzt die Gewalt der Helena, die ihn später, zumal im Lande der Hesperiden, völlig in ihren Bann ziehen sollte. Aber noch ist ihre Herrschaft nicht gekommen. Als er über Mainz und den Rhein gegen Mitte August — das Haushaltungsbuch seines Vaters vermerkt: Guelfi commoratio argentoratensis 1. April 70 bis 14. Aug. 71 mit dem Zusatz 1449 fl., also einer recht erklecklichen Summe für Wolfgangs Straßburger Aufenthalt — mit einem harfespielenden Knaben, den der Kinderfreund — wie Wilhelm Meister seinen Liebling — unterwegs aufgelesen hatte, heimgekehrt war, „blieb das frühe Schauen der Antike für die nächste Zeit nur von geringen Folgen". Wohl sehen wir ihn immer wieder mit den Griechen beschäftigt, Pindar beflügelt die Hymnen des Wanderers, „Andacht liturgischer Lektion" schöpft er sich aus dem göttlichen Homer; aber deutsche Art und Kunst nur können ihn zu seinen größeren Werken begeistern, vom „Götz" an bis zum ersten Torso seines „Faust". Shakespeare, der Germane, bleibt sein Vorbild bis in die Volksszenen seines „Egmont" hinein, und im „Werther", der ganz von deutscher Gefühlsseligkeit erfüllt ist, verdrängt der schwermütige schottische Barde den heiter-idyllischen Griechen. Beide Ideale, die charakteristische und die schöne Kunst, streiten in der Seele des Dichterjünglings, wie in der des Alten, als er seine Straßburger Bekenntnisse niederschrieb und über den „großen Umweg" seiner italienischen Epoche wieder zu den heiligen Manen Erwins sich zurückfand, „Phidias und van Eyck" sich „messen" konnten, weil er den einen um den andern vergaß.

Siegreich aber blieb in diesem Kampfe seiner Jugend, die er selbst mit seinem Abschied aus dem Elternhause und der Reise nach Weimar abschloß, der deutsche Zug, der sein ganzes Tun und Schaffen, sein Dichten und Trachten ergriffen hat, seitdem er in Straßburg den Genius heimatlicher Natur und Geschichte erlebte. Der Erdgeist des Vaterlandes beugte sich seinem mächtigen Seelenflehen, nachdem der Magus Herder ihm den Weg zu dessen Zauberreiche gewiesen, ihm die Bücher aufgeschlagen hatte, worin

er das geheimnisvolle Zeichen fand. Wie Spreu im Winde fallen alle die falschen und fremden Hülsen, die seinen Kern bisher verdeckten, von ihm ab; er erkennt die Götter, denen er gehuldigt, als irreleitende Götzen. Oeser, der Verächter der Gothik, Wieland, der schwächliche Nachahmer der Alten und Dolmetscher Shakespeares, die er in Leipzig und noch in Frankfurt als seine echten Lehrer gepriesen hatte, gelten ihm seit Erwin und Herder, der ihn zu den wahren Originalen führte, nichts mehr. Nur das ursprüngliche Genie kann seinem eigenen Genius genügen. Von diesen Idealen geleitet, findet er sich auf den Weg der Natur gewiesen und erkennt auf diesen Pfaden sich selbst und seine eigene Kraft. Seiner Brust geheime, tiefe Wunder beginnen sich zu öffnen. Nur was er im Innersten seines Herzens gefühlt hat, spricht er aus; nur was erlebt hat, dichtet er. Und was hat er in Straßburg erlebt! Vor allem eine erschütternde Liebe. Aus dem launischen Verliebten, dem galanten Schäfer an der Pleiße, der in spielerischer Anakreontik seine kunstvollen, wohlerdachten Verse drechselte, ist der Sohn der Natur, der wilde Knabe geworden, der von Leidenschaft durchbebt, dem heißen Drang seines stürmischen Herzens folgt und ungekünstelt und unvermittelt, wie es ihm seine Empfindung eingibt, die von der Phantasie beflügelte Sprache der Kraft und Einfalt spricht. Er weiß nun, was den Dichter, den wahren, originellen Poeten macht: Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz! Wie im Volkslied wird ihm alles zur Anschauung, zum Bild. Selbst das Reich der Natur beseelt sich ihm, sein eigener erregter Zustand setzt sich in leidenschaftliche Handlung um. Hatte er in den Leipziger Liedern mit der Wandelbarkeit seiner Gefühle Scherz getrieben, so wird im Sesenheimer Liederbuch, im „Heidenröslein“ die Werbung und Untreue des stürmischen Knaben zu einem symbolischen Vorgang von elementarer Tragik verdichtet. Während er dort als „Hirte“, „in der Hütte“, beim Scheine „Lunas“ und unter dem Säuseln „Zephirs“ die Liebste umschwärmt und sich in eingebildeten, erlogenen Gefühlen ergeht, wird ihm in „Willkommen und Abschied“ das wirkliche Erlebnis zum Drama, worin er die äußere Natur in lebendigste Beziehung setzt zu seinem Innern. Er schildert nicht mehr müßige Träume, sondern seine Schicksale; er putzt nicht mehr verbrauchte Figuren mit erborgter Mythologie und falschen Kostümen auf, sondern er nährt seine dichterischen Schattengebilde mit seinem eigenen Herzblut. Die ausgelebten Formen und Motive der Anakreontik sind verlassen, und da, wo er, wie in dem Gedicht „Mit einem gemalten Bande“, auf sie zurückgreift, junge Frühlingsgötter und den Zephir beschwörend, wandelt er sie um und füllt sie mit neuem, feurigem Gehalte und belebt das zierliche Spiel der

Phantasie durch den tiefen Ernst seiner Leidenschaft. Zur Einfachheit der Natur hat sich seine Muse gewandt, sein Dichterauge war gesundet beim Anblick echter Menschen und unverdorbenen Lebens. Erst in Sesenheim erfährt er das wahre Glück eines Idylls, das er dereinst nur in einem phantastischen Schäferleben sich zurecht gemacht hatte, erst dort den wahren Schmerz einer Leidenschaft, die er sich ehemals nur vorgespiegelt. Erst in Straßburg findet er auch die Führer, die mit dem Ernst ihres Daseins und der Erkenntnis ihrer Aufgaben auch ihm sein Ziel zu zeigen vermögen. Der närrische Behrisch und der würdige Salzmann, Gellert und Herder — welche Gegensätze und welcher Fortschritt! Und auch die „akademische Horde", wie unterscheidet sie sich durch ihr kongeniales Verständnis, die Tüchtigkeit ihres Strebens von der Frivolität und dem Leichtsinn des Leipziger Kreises! Jetzt erst empfindet Goethe „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft", und diese tieferen, reiferen Gefühle entbinden die Kraft des derben, schlichten Ausdruckes. Sie tragen sich von selber vor. Mit gesammeltem Blick schaut nun Goethe um sich her und in sich hinein. Überall wird es um ihn lebendig. In seiner Seele sprießen, wie in einem frischgepflügten Erdboden, Keime auf, die der Gestaltung entgegenharren. Die Ephemeriden bezeugen sein eifriges Studium der deutschen Geschichte, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. Das Faustrecht dieser Zeit ist ihm ganz anschaulich geworden. In Pütters Handbuch der deutschen Rechtshistorie hatte er die Spuren der Lebensbeschreibung Gottfrieds von Berlichingen gefunden, die er zu Hause liest und in das Drama verwandelt, das nach Shakespeares Vorbild alle französischen Fesseln sprengt, ja alle Theatergrenzen überschreitet und sich den lebendigen Ereignissen nähert. Überall treten darin die Früchte der Elsässer Erkenntnisse und Erleuchtungen zu Tage. Deutlich verspüren wir in der Zigeunerszene, in den eingestreuten Gesängen die Wirkung seiner Beschäftigung mit der Volkspoesie. Aber weit mehr verdankt sein Drama dem großen Briten: die Fähigkeit, Leben und Menschen zu gestalten. Das große Jahrhundert der Reformation mit allen seinen Typen und Ständen, mit seinen Bauern, Soldaten, Rittern, Geistlichen wird uns gegenwärtig. Der Held selbst ein ganz lebendiger, individueller Mensch. Und in Adelheid eine Flamme dämonischer Leidenschaft, eine Sinnenglut, wie sie die deutsche Poesie noch nie geschaut hatte, eine Gestalt, die unmittelbar von Shakespeare herkam. Und stets fühlen wir aus diesem treuen Gemälde einer verklungenen Zeit, die in ihren geistigen, sozialen und politischen Strömungen doch so viele Züge mit des Dichters Jahrhundert gemein hatte, dessen eigenen Herzschlag heraus: das Streben nach Natur und Freiheit. So bietet Goethe im

„Götz" seiner Nation ein Spiegelbild der Gegenwart. Daher auch der stürmische Erfolg seiner Dichtung, die ihn mit einem Schlage berühmt machte und als den erkennen ließ, der er war: der geistige Befreier seines Volkes, der Genius, der dessen tiefste Gefühle und Wünsche in einer Sprache von unerhörter Gewalt und nie geschauter Farbenpracht offenbaren sollte. Eine Revolution kündigte sich hier an, die — über den Wust und die Öde zweier Jahrhunderte hinweg — an die stärksten Wurzeln deutscher Kraft anknüpfte und deutsche Eigenart in neuen Formen und Werten wieder zur Geltung brachte. Und nicht lange mehr sollte es dauern, bis das junge Genie auch der anderen Seite deutschen Wesens, dem tiefen weichen Gefühl, der träumerischen Insichselbstversenkung des germanischen Volkes zum vollen Ausdruck verhalf, jener Empfindsamkeit, die sich in Goethes Jungmannsjahren bis zur nationalen Krankheit steigerte: Er hält in den „Leiden des jungen Werthers" auch hier seiner Zeit den Spiegel vor und zeigt ihr den Abdruck ihrer Gestalt. Schon haben wir in Goethes Straßburger Briefen den Strom dieser Herzenssprache rauschen hören und die Pracht der seinem Naturgefühl entsprungenen Bilder aufleuchten sehen, schon erkannt, wie sich der Jüngling seinem Sesenheimer Mädchen gegenüber in den idyllischen, seligen Empfindungen Werthers wiegte, auch, wie das Bruchstück eines Brief-Romans dem späteren, großen Liebesbekenntnis des melancholischen, deutschen Hamlet vorspukte. Aber weit mehr noch, als der „Götz" und „Werther" ward Goethes Lebensdichtung, der „Faust" aus Straßburger Quellen gespeist, auch wenn sie unterirdisch fließen und der Dichter nur in seinem Alter verraten hat, daß dort erst die alte Puppenspielfabel in ihm neue Gestalt und die Beziehung auf sein eigenes, von allem Wissen unbefriedigtes und gequältes Innere gewonnen. Wohl steht in Frankfurt, in der Mansardstube des Elternhauses, die Wiege dieser persönlichsten und deutschesten seiner Dichtungen, und ihre Anfänge, die Versenkung in die magische, übersinnliche Welt, die Entstehung von Gut und Böse, Licht und Finsternis und das Verhältnis von Himmel und Hölle, wurzeln in den mystischen und kabbalistischen Grübeleien des jungen Alchymisten und Adepten. Aber erst in der Stadt an Frankreichs Grenze wuchs der zarte Keim, genährt durch das fruchtbare Erdreich deutscher Art und Kunst, genetzt durch die Zuflüsse deutschen Geisteslebens, empor, und hier erst empfing die Konzeption jene singulare Form, die sich in vereinzelten Bildern, wie die alten Mysterien und Volksschauspiele, auszuwirken begann, in jenen lose und doch so tiefinnerlich verbundenen kleinen Gemälden, die episch aneinandergereiht, das glühendste dramatische Leben atmen. Mit gespanntestem Blick suchen wir

in Straßburger Zeugnissen die Ursprünge dieser Komposition und glauben sie bald da, bald dort zu finden. Wir denken an den Eingangsmonolog, wenn der junge Goethe in seiner Dissertation die Fakultäten mustert, an den „Weisen“ und das „Bad im Morgenrot“ bei Herders und Hamanns Lehren, an den Famulus, wenn in „Dichtung und Wahrheit“ die Losung von „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft“ erschallt, an den Schüler, wenn darin die „unendliche Zerstreuung“ des Straßburger Studenten verzeichnet wird, an Auerbachs Keller, wenn dort Vetter Michel in seiner Derbheit die Gelage der akademischen Horde besucht, an Frau Marthe, wenn Goethe dem jüngeren Hetzler über sein Philosophieren schreibt, er sei in dieser Materie „so unerschöpflich als eine Wittwe in den Umständen von den letzten Stunden ihres seligen Eheherrn“, und wo denken wir in Straßburg nicht an Gretchen? Aus den Volksliedern stieg uns ihre hilfeflehende Gestalt entgegen, aus dem Rechtssatz über die Todesstrafe beim Kindsmord ihr Loos, aus der Ossian-Übertragung Valentins Zweikampf und Tod und Gretchens Gebet im Zwinger, wenn Colma singt: „Ists nicht mein Liebster und Bruder — Ah! Sie sind todt. Ihre Schwerter sind roth vom Gefecht.“ ... „Ich sitze in meinem Jammer. Ich erwarte den Morgen in meinen Trähnen.“

Die Fülle der Erlebnisse und Gesichte, die die „wunderschöne Stadt“ dem Straßburger Studenten in den Jahren 1770 und 1771 zutrug, machte erst die größte deutsche Dichtung möglich. An ihrem Hintergrunde sah Goethe selbst das Münstergebäude aufragen. Die Wunder, die er hier erfuhr, die Tiefe und der Weitblick eines neuen Magiers, die tragische Liebe eines Volkskindes entbanden auch die geheimen, tiefen Wunder seiner Brust. Er erlebt mit jenen Offenbarungen zugleich sich selbst. Erst damit ist der Faust, die alte deutsche Sagenfigur, aufs neue geboren. An Frankreichs Grenze, in einer Provinz, die ehemals zu den deutschesten aller deutschen Lande gehörte, ereignete sich diese Wiedergeburt. Goethe machte das Elsaß und Straßburg mit dieser Tat, mit seiner hier zur Blüte sich entfaltenden Lyrik und mit der unvergleichlich innigen und klaren Schilderung seiner Erlebnisse zu unserem geistigen Besitze, ein volles Jahrhundert, bevor deutsche Waffen, auf französische Herausforderung gezückt, das herrliche Gebiet wieder dem neu erstandenen Reiche einverleibten. Heut aber steht, ein Hohn der Weltgeschichte, sein Standbild, das ihm das kaiserliche Deutschland errichtet hat, im verwälschten und verfälschten Straßburg, an Frankreichs Grenze. Auch wir Deutschen müßten, nach einem guten Vorbild der Franzosen, die vor dem Kriege die Pariser Statue der Stadt Straßburg mit einem Trauerflor umgaben, unsere heimatlichen Goethe-

bilder verhüllen, bis in dem unerlösten Lande, wie ein romanisches Volk die vom Feinde besetzten Gebiete eigener Zunge und Art bezeichnete, dem Straßburger Studenten die Stunde der Erlösung schlägt und er wieder, wie im Leben, alles französischen Wesens, das ihn umbrandet, bar und



Goethe-Denkmal zu Straßburg.
Phot. Hans Traumann.

ledig wird. Verwundert sieht der edle Dichter, der hier so klar und entschieden, wie nirgend sonst in seinen Schriften, sich zur „Deutschheit" bekannte, in eine fremde Welt, in der man alles, was an deutsche Art und Herrlichkeit erinnern konnte, zertrümmert und ausgerottet hat, am erstaunteſten darüber, daß man nicht auch ihn von seinem Sockel stürzte.

Oder kündet das große, unergründliche Auge des ehernen Wandrers, der einst hier „das Wunder der Welt", den „denkbar höchsten französischen Schriftsteller" Voltaire der Parteisucht und Unredlichkeit geziehen, aufs neue von der Eitelkeit und Lüge der Franzosen? Weiß er, daß sie seine heiligen Manen nur darum nicht aus ihren Bezirken vertrieben, weil man sich erdreistete, ihn selber zum Bekenner französischer „Kultur" zu stempeln? Sinnt er, dem in der Tat in dieser Welt, in der das Niederträchtige das Mächtige ist, nur Kultur und Barbarei Dinge von Wichtigkeit erschienen, darüber nach, auf welcher Seite wohl die eine oder die andere zu finden ist, ob bei der „großen Nation", die den deutschen Namen schändet, oder bei den „Hunnen", die als Sieger, ohne Haß und Übermut, in dem wiedereroberten Straßburg kein französisches Denkmal antasteten, jedem Platze, jeder Straße, jedem Palaste die französische Benennung ließen? Sagt sein freier Blick, der heute auf dem Erbfeinde ruht, von ihm und uns nicht das Gleiche, was er einst in Straßburg von seinem größten Geisteshelden, dem Briten Shakespeare, meinte, den Voltaire einen „trunkenen Wilden", also einen Barbaren schlimmster Art genannt hat: „Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns untereinander selbst versagen, reichlich zugewendet?"

Übersicht über die wichtigste Literatur

Goethes Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Berlin o. J., Gustav Hempel.
Der junge Goethe. Neue Ausgabe, besorgt von Max Morris. Insel-Verlag, Leipzig 1909—1912.
Ephemerides und Volkslieder von Goethe, deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Band 14, herausgegeben von E. Martin, Heilbronn 1883.
Rich. Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang. Halle, Max Niemeyer 1894.
Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 10. Auflage. Berlin, Weidmann 1905.
Herman Grimm, Goethe-Vorlesungen. 5. Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz 1894.
Albert Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. 18. Auflage. München, C. H. Beck 1909.
Albert Bielschowsky, Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze. München, C. H. Beck 1906.
Erich Schmidt, Charakteristiken. Berlin 1886.
Herm. Dechent, Goethes Schöne Seele, Susanna Katharina v. Klettenberg. Gotha, Perthes 1896.
August Stöber, Der Aktuar Salzmann. Mülhausen, J. P. Rißler 1855.
August Stöber, Joh. Gottfr. Röderer und seine Freunde. 2. Auflage. Kolmar 1874.
A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. 2. Auflage. Weimar 1857.
H. Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Stuttgart 1852.
Ph. Ferd. Lucius, Friederike Brion von Sassenheim. 2. Auflage. Straßburg, Heitz 1878.
J. Leyser, Goethe zu Straßburg. Neustadt a. H., Gottschick-Witter 1871.
F. Näke, Wallfahrt nach Sesenheim. Berlin 1840.
Fr. Götz, Geliebte Schatten. Mannheim 1858.
P. Th. Falck, Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Berlin 1884.
J. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770 bis 1776. Straßburg, Heitz 1878.
J. Froitzheim, Goethe und H. L. Wagner. Straßburg 1889.
J. Froitzheim, Lenz und Goethe. Stuttgart 1891.
M. N. Rosanow, Jakob M. Reinhold Lenz. Leipzig 1909.
Jak. Mich. Reinh. Lenz, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Franz Blei. München und Leipzig, Georg Müller 1909.
Jung-Stillings Lebensgeschichte. Leipzig, Reclam.

Erich Schmidt, Heinr. Leop. Wagner. Jena 1875.
Eugen Wolff, Der junge Goethe. Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Oldenburg und Leipzig, Schulze o. J.
Christian Schmitt, Goethe im Elsaß. Frankfurt und Berlin 1910.
Hermann Ludwig, Straßburg vor hundert Jahren. Stuttgart, Frommann 1888.
Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer, Geschichte des Elsasses. 3. Auflage. Berlin, Weidmann 1886.
Aug. Schricker, Zur Geschichte der Universität Straßburg. Straßburg, C. F. Schmidt 1872.
E. v. Borries, Geschichte der Stadt Straßburg. Straßburg, K. J. Trübner 1909.
A. Seyboth, Das alte Straßburg. Heitz 1890.
Straßburg und seine Bauten. Straßburg, K. J. Trübner 1894.
J. Euting, Beschreibung der Stadt Straßburg und des Münsters. Straßburg, K. J. Trübner 1909.
Klassische Häuser in Straßburg, Feuilleton von J. Froitzheim, Straßburger Post vom 7. Juli 1889, Nr. 186, drittes Blatt.
R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Berlin 1880—1885.
E. Kühnemann, Herder. 2. Auflage. München 1902.
J. G. v. Herders Lebensbild, herausgegeben von Dr. F. G. v. Herder. Erlangen 1846.
Jahrbuch für Elsaß-Lothringen 1911.
Goethe-Jahrbuch Band 11.
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1919.
Euphorion, Jahrgang 2, Heft 2.
Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Histor.-philolog. Klasse 1905.
Ad. Metz, Friederike Brion. München 1911.
K. Alt, Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit, Teil 23 und 24 von Goethes Werken. Bong u. Co., Berlin usw.
K. Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. München 1898.
W. Hertz, Bernhard Crespel, München und Leipzig 1914.
F. Meyer von Waldeck, Goethes Märchendichtungen. Heidelberg 1879.
H. Amelung, Goethe als Persönlichkeit. Erster Band. München 1914.
Elisabeth Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a/M. Frankfurt a/M. 1882.
E. Traumann, Der Verfasser der Grabschrift für Friederike Brion. Straßburger Post Nr. 159, vom 11. Februar 1912.
K. Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel. Düsseldorf 1911 (L. Schwann).

Verzeichnis der Abbildungen

Seite













